

Rara
Z 6
8531



Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

„Du bist wohl sehr genau mit dem Grafen bekannt gewesen?“ fragte Ida.

„Weil ich sein Verhältniß, seine Beweggründe so schildern kann? Nun, Kind, hier sprachen die Thatsachen. Das Leben des Paares lag aller Welt offen da. Dem Grafen gehörte eine wahrhaft fürstliche Besitzung, einige Tagereisen von hier, dort lebten sie in den ersten zwei Jahren ziemlich zurückgezogen und ich lernte die reizende Frau erst kennen, als sie schon Mutter war —“

„Der Graf hat ein Kind?“ fragte Ida überrascht. „Lebt es noch?“

„Nein, es starb schon im ersten Jahre und dieser Verlust wurde der Wendepunkt in dem Glück des jungen Paares. Man sagt, die Mutter habe das Kind in einer Krankheit vernachlässigt — aber es wird ja so viel gesprochen, lieber Schlechtes als Gutes, und die arme Liddy gab leider den Menschen bald genug Anlaß zum Reden. Ihr Mann, um sie zu zerstreuen und ihren Gram zu lindern, dem sie sich erst leidenschaftlich hingegeben haben soll, führte sie nun mehr

in Gesellschaft, machte im Sommer eine weite Reise mit ihr, lebte im Winter in Wien und als ich sie dann wieder sah, war sie schon ganz getröstet und die übermüthigste, aber auch liebenswürdigste Frau, die ich je gekannt habe. Wir verlebten einige Wochen zusammen im Bade, wohin ich meiner Gesundheit wegen einmal gehen mußte. Nun konnte es nicht fehlen, daß sie viel Huldigung fand; Graf Werner, dessen Seele die Lauterkeit selbst war, sah darin keine Gefahr und so war die junge Frau die gefeiertste Dame der ganzen Saison; kein Wunder, daß sie bald Neid und Anfeindung erweckte. Ich nahm mir einmal die Freiheit sie zu warnen, da sie in ihrer Harmlosigkeit oft die bösen Zungen herausforderte, aber sie lachte mich aus und ich änderte nicht das Geringste. Ob ihr Mann endlich zur Einsicht kam, daß es besser sei, aus diesem sinnberauschenden Leben die geliebte Frau zu retten, weiß ich nicht, aber sie wurden eines Morgens auf der Promenade vermisst und hatten für alle Bekannten nur Karten hinterlassen, ohne jegliche Erklärung. Leider war es aber schon zu spät gewesen. Einer von den zahlreichen Verehrern der Gräfin, oben ein sehr naher Verwandter ihres Mannes, hatte doch wohl einen tiefen Eindruck auf sie gemacht; er wußte den Vortheil, den ihm seine Verwandtschaft gab, zu benutzen und fand bald Gelegenheit, ihr wieder zu nahen; im Winter, in den großen Gesellschaften, bei den Festen des Carnevals war er ihr steter Begleiter und — so konnte es denn nicht fehlen, daß der Graf bei aller Liebe, die er für Liddy fühlte, ihr ernste Vor-

stellungen machen mußte. Ich habe das Alles nicht selbst erlebt, aber ich weiß es von bester Hand. Die ungewohnte Strenge, die sich in seinen Worten aussprechen mochte, trug gewiß dazu bei, ihm ihr verirrtes Herz noch mehr zu entfremden — vielleicht, meine Ida, hatte es ihm nie wahrhaft gehört, den sie war, wie es oft genug der Fall ist, aus der Pension kommend, noch ein halbes Kind verheirathet worden, wie soll da schon eine rechte Selbstprüfung möglich sein — vielleicht, wie ich sage, war nur erst ihr Herz, freilich in trauriger Verirrung erst erwacht! Wer kann das sagen! Sie lebten dann eine Weile still auf ihrem Gute, aber Alberg —“ sie stockte, denn sie hatte ja den Namen nicht nennen wollen, nun er aber einmal unwillkürlich ausgesprochen war, fuhr sie herzlich fort: Alberg hieß der Vetter, der erst ganz außer sich gewesen war, als der Sonderling, wie man den Grafen nannte, gegen alle Erwartung doch geheirathet hatte, wodurch ihm die Aussicht auf die reichste Erbschaft getrübt wurde. Er hatte sich nach dem Tode des Kindes erst wieder genähert und hier wie es schien die unglückliche Leidenschaft für Liddy gefaßt, welche für die Arme so schreckliche Folgen haben sollte. Zwischen ihm und Werner kam es dann, wie von der Dienerschaft ausgeplaudert wurde, zu einer heftigen Scene, geschlagen scheinen sie sich aber nicht zu haben, da Alberg nur von dem Gute, wo er wiederholt, ohne die öffentliche Meinung zu achten, zum Besuch kam, fern blieb, sich aber nach wie vor in der großen Welt zeigte. Liddy aber grämte sich und Werner suchte jetzt für sie Aufseiterung in Kreisen, wo er sie zuerst hätte suchen sollen, statt sie in den Strudel geräuschvoller Zerstreungen zu stürzen; er kam nach Dornberg, er brachte sie zuweilen zu uns oder in andere gute Familien, wo sie liebevoll und schonend behandelt wurde. Aber der Dämon, der ihren Frieden gestört hatte, war plötzlich auch in der Gegend — er hatte Freundschaft mit einem Nachbar von Dornberg geschlossen und besuchte diesen; wohl hätte Werner jetzt abreisen sollen, aber es wäre hier, wo außer uns Niemand die Verhältnisse kannte, zu auffallend gewesen, auch war er zu vertrauensvoll, gewiß auch zu stolz! Wir ahnten schon Böses, als wir hörten, daß Alberg in Dornberg gewesen sei, aber von dem entsetzlichen Ausgange wurden wir doch zum Tode erschreckt. Liddy war eines Tages mit ihrem Manne in die Berge gegangen, dort mußten sie unbegreiflicher Weise getrennte Wege verfolgt und sich aus den Augen verloren haben, Werner war Abends allein heimgekehrt und sehr betroffen ge-

wesen, seine Frau nicht zu finden, er war gleich wieder ausgegangen, sie zu suchen, hatte auch Leute ausgeschiedt nach allen Punkten, die sie sonst auf ihren eigenen Ausflügen gern besuchte — man hatte die ganze Nacht vergebens in allen Richtungen geforscht, bis am Morgen ein Tuch, das auf einer Felszacke in den Falkenklippen gehangen, auf ihre Spur geführt hatte. Ich will Dein junges Herz nicht mit dem Bilde martern, wie man sie nach unsäglicher Anstrengung gefunden hat — genug, sie war verunglückt, war todt. Wäre sie eines sanften Todes gestorben, mild abgerufen von dem Engel des Friedens und der Veröhnung, so hätte man sagen können, ihr ist wohl geschehen! aber dies Ende ist doch zu furchtbar. Du kannst denken, welch' ein Schrecken durch die ganze Gegend ging und wie man nun, nachdem man sie mit böser Nachrede verfolgt und ihren Gatten bemitleidet hatte, plötzlich alle Schuld auf ihn warf und die abscheulichsten Gerüchte verbreitete! Die Welt ist nun einmal so! Er aber schien der Welt zu trotzen, er wohnte ungebeugt und wie mir der Pfarrer sagte, mit wahrhaft furchterregendem Blick der Bestattung seiner Frau bei, auch entfernte er sich nicht aus der Gegend, sondern blieb wohl noch ein halbes Jahr bei seinem Bruder. Was man ihm aber am Aergsten verdachte, war, daß er auf die Falkenhöhe statt eines christlichen Kreuzes, wie Du neulich mit Recht bemerktest, ein so wunderliches Denkmal setzen ließ, das zu den vieldeutigsten Auslegungen Anlaß gab. Denke nur selbst! Nach Allem, was vorher gegangen, einen strahlenden Schild von makellosem Silber! Du bist ein verständiges Kind, Ida, zu Dir kann ich schon davon reden, was ich sonst nicht gern thue, am wenigsten, wo ich fürchten muß, daß ich behorcht werden kann. Nun weißt Du Alles. Nachdem dies Werk gethan war, reiste Werner endlich ab, wir hörten schon vorher, daß er sein schönes Gut verkauft habe. Zehn Jahre sind seitdem vergangen und kein Mensch glaubte wohl, daß er jemals wieder in seine Heimath zurückkehren werde — plötzlich ist er hier!“

„Tante!“ rief Ida, welche von der Erzählung tief erschüttert worden war. „Du ruffst ihn!“

Auch die Tante erschrak, denn im Hohlwege unter ihnen erklang der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und erschien gleich darauf der Reiter — Ida hatte dies dunkle, strenge Gesicht mit dem schwarzen Barte und den finstern Augen auf den ersten Blick erkannt. Der Reiter ließ sein Auge zur Höhe schweifen, die kaum einen Steinwurf sich über den Weg er-

hob, da bemerkte er die Frauen und hielt plötzlich sein Pferd an; er zog den Hut von seinem schwarzen Haar und rief grüßend mit starker Stimme hinauf: „Ich bitte um Verzeihung, Frau von Wittingen. Wenn Sie sich meiner erinnern, darf ich wohl darauf rechnen, daß Sie mir erlauben, nur einen Moment —“

„Graf Werner!“ entgegnete sie, von ihrer Ueber- raschung noch aufgeregt. „Sie sind wie immer willkommen. Ich freue mich, Sie wieder bei uns begrüßen zu können. Wir haben von hier den nähern Weg, ich werde Sie schon an der Thür empfangen.“ Freundlich winkend brach sie mit Ida auf, welche ganz zurückgetreten war.

„Meine Absicht war nicht, Sie zu stören —“ sagte der Graf, hinter welchem nun auch ein Reitknecht erschien, der ihm auf dem raschen Ritte nicht hatte folgen können. „Ich wollte nur meinen Fehler gut machen und mich erkundigen, ob die überstandene Gefahr und Anstrengung ohne Folgen geblieben ist. Die Frage ist unnöthig, gnädiges Fräulein, wie ich sehe. Verzeihen Sie mir nur, daß ich nicht besser für Sie gesorgt habe, ich weiß in der That nicht, wie ich mich entschuldigen soll.“ Das klang nun Alles so herkömmlich artig, daß Ida das Bild, das von ihm in ihrer Seele lebte, gar nicht wieder erkannte, er kam ihr in diesem Moment wie einer der Dutzendmenschen vor, die sie in Gesellschaften und am Hofe kennen gelernt hatte. Ehe sie auf seine an sie gerichteten Worte etwas erwidern konnte, hatte sie die Tante schon aus dieser Verlegenheit befreit.

„Meine Nichte hat uns Ihren Ritterdienst so dankbar geschildert, ich wüßte nur, daß wir Entschuldigung zu suchen haben. Wir sind nämlich nicht einen Moment zweifelhaft geblieben, wer der Ketter gewesen und hätten daher wohl — aber wollen Sie nicht einreiten, Graf Werner? Die Conversation aufwärts ist Ihnen doch zu unbequem. Meine Cousine wird sich auch sehr freuen, Sie wieder zu sehen.“

Da zuckte es über das Gesicht des Grafen, welches statt des verbindlichen Ausdrucks, den die Sitte gegen Damen verlangte, auf einmal wieder die Miene annahm, die es droben auf der Falkenhöhe gehabt hatte.

„Ich habe noch einen weiten Ritt, gnädige Frau,“ erwiderte er. „Ihre gütige Einladung ist mir von Werth, aber ich kann sie nicht annehmen. Es war nur meine Absicht, mich erkundigen zu lassen. Frau von Steinitz meine Hochachtung.“ Er zog den Hut zum Abschiede und ritt langsam weiter. Dies Be-

nehmen, das die Tante ein wenig beleidigte, erschien Ida mehr seinem Bilde entsprechend, als die vorige gewöhnliche Höflichkeit.

„Er hat sich sehr verändert,“ sagte die Tante auf dem Rückwege zum Schlosse. „Aber ich finde ihn eigentlich schöner, als vordem. Er ist doch ein schöner Mann, nicht wahr, Ida? Und so entschieden in seinem ganzen Wesen, zuverlässig in allen Verhältnissen — er verdiente wohl, daß er noch recht glücklich würde.“

Ida hörte schweigend zu und nur auf eine wiederholte Aufforderung, ihre Meinung über den Grafen zu sagen, äußerte sie: „Ich kann nicht läugnen, daß ich mich zuerst vor ihm gefürchtet habe — indessen er kann auch freundlich sein und das Unglück, das er erfahren hat —“

„Nicht so, mein Herz! Du urtheilst wie ein weibliches Gemüth urtheilen muß. Ich kann mich über die scharfen und schroffen Richtersprüche ärgern, die zuweilen von Frauenlippen fallen — — laß Dich nicht davon anstecken, wenn Dir auch von Respectpersonen dies Beispiel gegeben wird, Du hast selbst einige Anlage zu witzigen Bemerkungen, gieb ihr nur nicht nach. Da kommen uns ja die Beiden schon entgegen.“ Es war Frau Steinitz mit Leopold.

„Wißt Ihr, wem ich eben begegnet bin?“ rief der Letztere schon von weitem.

„Dem Grafen Erff, wir wissen es schon, mein guter Leopold,“ erwiderte Tante Wittingen. „Er kam sich nach Idas Befinden zu erkundigen.“

„Wirklich?“ entgegnete Frau von Steinitz. „Warum ist er aber so kurze Zeit geblieben? Ich hätte ihn gern gesprochen.“

Die Wittingen erzählte, wie er gar nicht im Hause gewesen sei und ihre Einladung abgelehnt habe. „Mir ist eine große Verlegenheit erspart worden,“ sagte Leopold. „Ich wünsche, während meines Hierseins gar nicht mehr mit ihm zusammen zu kommen. Wenn ich denke, daß ich ihn wie einen gemeinen Menschen behandelt, ihn guter Freund genannt und ihm ein Trinkgeld angeboten habe —“ Er war ganz roth geworden, indem er sich das zurückrief.

„Weißt Du, Lottchen, etwas finde ich doch von ihm nicht ritterlich bei der ganzen Geschichte,“ bemerkte die Steinitz, als sie schon im Schlosse waren und die Geschwister sich zurückgezogen hatten.

„Was denn, Henriette? fragte die Wittingen streitfertig. „Das Tadeln könnte man freilich an Dir gewohnt sein.“

„Ich kann nicht Alles loben, selbst bei meiner liebsten Freundin nicht!“ versetzte Henriette. „Ich finde es kleinlich, daß Werner es den Kindern bemerklich gemacht hat, wie er Alles verstanden, was Leupold englisch gesagt hat. Er hätte das ignoriren müssen. Das ist freilich Sache des Zartgefühls und wer blindlings für ihn eingenommen ist, findet vielleicht gar nichts dabei. Ich aber halte es für unedel, daß er sie hat beschämen wollen, ohnehin, wo Ida in seinen Armen war.“

„In seinen Armen, Henriette?“ rief die Wittigen entrüstet. „Das klingt ja abscheulich. Schonst Du auch das unschuldige Kind, Deine eigne Verwandte nicht? Wenn sie das wüßte, die mit solcher Liebe an Dir hängt!“

Die Besprochene trat eben überraschend ein und Tante Steinig gerieth dadurch selbst in eine kleine Verlegenheit. Falsch wollte sie nicht sein, sie nahm daher eine ernste Miene an und sagte: „Wir sprachen eben von Dir. Fatal bleibt die Begegnung mit Erff immer. Wenn auch die Nothwendigkeit es entschuldigt, so ist es doch bei jedem Zusammentreffen mit ihm für Dich eine beschämende Erinnerung auf seinen Armen getragen worden zu sein. Auf seinen Armen,“ wiederholte sie, das erste Wort mit einem Blicke auf ihre Cousine betonend, „das ist doch nicht zu läugnen.“

Eine heiße Bluth überzog Idas feines Gesicht bis über die Stirn, bis in die glänzenden braunen Locken hinein. — „Ich werde den Grafen nicht wieder sehen,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und bebender Stimme.

„Mein Herzenskind, ich wollte Dich nicht kränken!“ sprach die Tante, von dem Eindrucke, den ihre Worte gemacht hatten, schnell entwaffnet. „Komm her, gieb mir einen Kuß. Ich sagte ja, die Nothwendigkeit entschuldigt Alles, Du hast Dir nichts vorzuwerfen, Du kannst Werner frei ins Auge blicken, wie mir!“

Da kam auch Leupold herein und sah mit einiger Verwunderung, daß alle Drei in ungewöhnlicher Bewegung waren, man hielt es aber nicht für gut, ihn über die Ursache aufzuklären.

5.

Der Ritt des Grafen Erff mußte allerdings ein sehr weiter gewesen sein, denn erst gegen Abend sah ihn der Verwalter Dallmann, der ihn schon am Morgen auf dem Felde von Weitem begrüßt hatte, zurückkommen. Beide begegneten sich im Dorfe. Der Graf hielt sein Pferd an und fragte den Alten, mit dem er

sich früher oft unterhalten hatte, nach seinem Befinden. Als Dallmann dafür dankend ihm Bescheid gegeben, sprach Erff von seiner Begegnung mit Frau von Wittigen heute früh und bat den Verwalter, ihn den Herrschaften zu empfehlen; darunter wurden immer die beiden alten Gutsherrinnen verstanden.

„Haben Sie gehört, Dallmann,“ fuhr er fort, „daß die Falkenhöhe von Ihrer Seite her erstiegen worden ist?“

„Ich habe es gehört, Herr Graf, es ist kaum glaublich. Wenn der Herr Graf die jungen Leutchen nicht selbst oben getroffen hätten, so würde ich denken, es wäre irgend ein anderer Berg gewesen.“

„Können Sie mir sagen, welchen Pfad sie vom Forsthause eingeschlagen und ob vielleicht Merkmale genannt worden sind, an denen man den Ausgang, der bis jetzt für unmöglich gehalten, wieder erkennen könnte?“

„Durch die Katengründe, Herr Graf, so viel steht fest, dann natürlich auf gut Glück. Unser junges Fräulein hat ein helles Auge und einen frischen Muth. Wozu sollte man aber das halbsprechende Kunststück ihr noch einmal nachmachen? Unser Herr Referendarius thut's gewiß nicht, der hat ein Haar darin gefunden.“ Dabei lachte der Alte in seine dicke Kehle hinein, wie er selbst vor seiner Herrschaft sich nicht scheute, wenn er von ihnen wunderliche Befehle erhielt — dem treuen Manne mußte man seine ungeschliffenen Manieren schon zu gute halten.

„Wie lange werden Ihre jungen Gäste noch hier bleiben?“ fragte der Graf leichtthin, indem er sein Pferd schon wieder in Gang setzte und ritt dann mit wiederholter Erinnerung, ihn zu empfehlen, im raschen Trabe von dannen.

Dallmann verfehlte nicht, den Gruß, wie er sich ausdrückte, alsbald zu bestellen und Frau von Steinig, die ihn in Empfang nahm, hatte dabei ihre Gedanken. „Die Situation, deren Erwähnung Du mir heute so übel nahmst, liebes Vottchen,“ sagte sie dann zur Cousine, „scheint auch dem Grafen einen gewissen Eindruck hinterlassen zu haben. Ich kann mir's wohl denken, denn sie ist so eigenthümlich, ganz außerhalb aller im gewöhnlichen Leben stattfindenden Möglichkeit gewesen, daß sie sich nicht so leicht wieder vergessen läßt. Uebrigens ist unsere Ida ein sehr anmuthiges Kind und wenn die Hälfte von dem wahr ist, was ihre Mutter von den Hofbällen und Soiréen erzählt, so versetzt sie die blasirtesten jungen Männer in Ekstase — ich kann mir also leicht vorstellen, daß das

Romantische der Begegnung und die sich daraus entwickelnde Situation auf Werner bei seiner bekannten Sinnesart von nachhaltigem Eindruck gewesen ist. Am Ende sehen wir doch noch einer weiteren Entwicklung in Deinem Sinne entgegen.“

„Siehst Du, mein Zettchen? Du wirst am Ende meiner Herzenskenntniß noch Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Eins wissen wir noch immer nicht, liebes Kind, und es scheint mir, die Kleine wirst absichtlich einen Schleier darüber, nämlich was nun weiter zwischen ihnen gesprochen worden ist, als Graf Werner sich mit seiner englischen Rede als etwas Anderes, denn ein gemeiner Jäger entdeckt hat. Sie muß doch etwas darauf erwiedert, es muß sich zwischen ihnen ein anderer Ton, ein gewisses Nivellement gefunden haben. Siehst Du, davon schweigt sie — Leopold hat erst in unserer Gegenwart davon erfahren, es muß also ganz heimlich zwischen Beiden abgemacht worden sein oder sollte sie sich haben ganz aus der Fassung bringen lassen und völlig verstummt geblieben sein? Das liegt gar nicht in ihrer Art, die sich nicht so leicht imponiren läßt. Suche doch das zu erforschen, Lottchen, überhaupt wie sie über Werner denkt.“

„Das brauche ich nicht erst, ich weiß, daß er ihr nicht gleichgiltig ist!“ versicherte Charlotte und ihre Cousine schüttelte gedankenvoll den Kopf. „Wenn es zu ihrem Glück ist, will ich gern Unrecht haben,“ sagte sie.

Graf Werner hatte unterdessen seinen Ritt zum großen Verdrusse des ihm folgenden Reitknechts so rasch fortgesetzt, daß er seinen Bruder, so früh dieser auch sonst zur Ruhe zu gehen pflegte, noch wach antraf, und zwar vor der Thür.

„Nun, das muß ich sagen!“ äußerte der Gutsherr, indem er mit der Pfeifenspitze auf die schlagenden, mit Schaum bedeckten Flanken der Pferde deutete. „War's denn so eilig? Eure Eisenbahnen machen sehr ungeduldig unterwegs.“ Graf Dudo war noch nie auf einer Eisenbahn gefahren und ein abgesetzter Feind derselben.

„Du hast mir Deine Pferde zur Verfügung gestellt — ein rascher Lauf zum Ziele ist Menschen und Thieren wohlthätig.“

Der Reitknecht führte die Pferde, innerlich befriedigt durch den Protest seines Herrn, nach dem Stalle und die beiden Brüder setzten sich unter die Ulme, welche vor dem Hause stand. Graf Dudo pflegte hier Stunden lang mit der Pfeife zu sitzen und

seinen Gedanken, wenn er solche hatte, Audienz zu ertheilen.

„Ich habe nichts erfahren,“ begann Werner. „Er hat seit Jahren nichts von sich hören lassen, nur ein einziges Mal hat er von Prag aus an seinen Freund geschrieben und sich darin nach Dir und mir erkundigt.“

„Nach mir!“ wiederholte Dudo mit einem kurzen Aufwerfen des Kopfes, indem er eine starke Rauchwolke von sich blies. „Ich bin ihm sicher.“

„Daß glaubt er nicht. Er hat in seinem Briefe scherzweise geäußert, daß er sich der Bemühungen Deiner schönen Nachbarinnen, der Sympathiebögel, Dich unter einen anständigen Pantoffel und irgend eine gute Freundin unter die Haube zu bringen, noch sehr wohl erinnert und viele ältere Männer als Dich gekannt habe, welche — ich wiederhole nur seinen Ausdruck — welche der Hafer noch sticht.“

„Mich sticht nichts! Er kann meinetwegen ganz sicher sein,“ erwiederte Dudo mit einem gemüthlichen Lachen. „Wenn Du ihm nicht noch einen Querschnitt durch die Rechnung machst, so wird er einmal Herr von Dornberg und Zubehör.“

Werner gab keine Antwort und Dudo war der Mann nicht, eine Unterhaltung zu beleben. Beide saßen eine lange Zeit schweigend neben einander, bis Dudo endlich seine Pfeife ausklopste. „Du hättest Dein schönes Gut nicht verkaufen sollen,“ äußerte er dabei und als Werner auch darauf nichts sagte, wandte er sich zu ihm und bemerkte, daß er in Gedanken verloren finster vor sich hin sah. Er stieß ihn daher an: „Werner, das taugt nichts,“ sagte er.

„Was willst Du?“ fuhr Werner auf.

„Ich sage, Du sollst nicht immer grübeln!“ erwiederte Dudo. „Wird es anders dadurch?“

„Ich wüßte wohl, wie es anders würde,“ entgegnete Werner mit einem Tone, vor dem sich ein weniger gleichmüthiger Mann als sein Bruder gefürchtet hätte. „Wenn ich nicht durch ein unbesonnenes Wort gebunden wäre!“

„Kommst Du immer wieder darauf? Schäme Dich!“ versetzte Dudo. „Hätte ich nicht mit Bestimmtheit gewußt, daß Aßberg nicht hier ist, so hätte ich Dich heute gar nicht hinreiten lassen. Was willst Du denn eigentlich von ihm, wenn Du doch einmal durch Dein Wort gebunden bist?“

„Ihn zwingen, mir Rede zu stehen! Ihn zermalmen, wenn er sich weigert!“ rief Werner aufbrausend.

„Also Dein Wort brechen, heißt das?“ versetzte der Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Nachträgliches über Stanislaus Graf von Kalkreuth.)

Wir erhalten nachträglich nähere Angaben über Graf v. Kalkreuth, dessen Portrait wir in der v. Nr. mittheilten und legen diese unsern Lesern vor: Stanislaus Graf von Kalkreuth ist im Jahre 1821 zu Kozmin im Großherzogthum Posen geboren. Bereits Gardeoffizier in preussischen Diensten, empfand er einen so unwiderstehlichen Drang zur Malerkunst, daß er dieselbe zu seinem Lebensberufe wählte. 1846 ging er nach Düsseldorf und studirte unter Schirmers Leitung mit so raschem Erfolge, daß er schon nach einigen Jahren selbstständige Werke von Bedeutung zur Ausstellung bringen konnte. Die Motive für seine Gemälde entnimmt er hauptsächlich den pittoresken Partien Tyrols, der Schweiz, Oberitaliens und Spaniens, und seine Schilderungen verfehlen nie den beabsichtigten Eindruck. Nachdem Graf von Kalkreuth von S. Maj. dem hochseligen König von Preußen, in dessen Besitz viele seiner Arbeiten übergegangen sind, durch den Titel eines Professors und den rothen Adlerorden 4. Classe ausgezeichnet worden, folgte er im Jahre 1858 einem vom Großherzog von Sachsen-Weimar an ihn ergangenen Ruf nach Weimar, zog bald eine größere Anzahl bedeutender Künstler dorthin nach und begründete im October vorigen Jahres daselbst im Auftrage des Großherzogs die großherzogl. s. Kunstschule, der er als Director vorsteht. Kurz nach der Gründung derselben wurde ihm das Ritterkreuz des Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken verliehen. Unermüdtlich thätig und nur seiner Kunst und deren Förderung lebend, schafft er fortwährend neue Werke von hervorragender Bedeutung, deren letztes, eine Landschaft in großen Dimensionen mit dem Schlosse vom heiligen Graal, im Auftrage des Großherzogs von Weimar ausgeführt, eine Zierde der diesjährigen allgemeinen deutschen Kunstausstellung in Köln bildet.

(Der Arzt seiner Ehre.) Calderon, wenn wir nicht irren, schrieb ein Trauerspiel, worin er zeigte, wie ein Spanier den Makel rächt, welcher den Glanz seines Namens sogar nur durch den Schein einer Untreue seiner Frau getroffen. Es ist vielleicht interessant zu erfahren, wie ein Franzose fast unter ähnlichen Verhältnissen gehandelt hat. Wir theilen daher folgende Anekdote aus der Regierungszeit Ludwigs XV. mit, wie wir sie in einem französischen Journale finden. Sie scheint uns in doppelter Hinsicht bemerkenswerth, einmal als Beweis des ganz verschiedenen Nationalcharakters der beiden genannten Völker, und dann, daß in jener Zeit, welche dem Worte „Galanterie“ eine so weite und bequeme Auslegung gab, doch

auch Ehrenhaftigkeit der Gesinnung nicht ganz erloschen war.

Der Marquis von Chabray, ein Jugendgenosse Ludwigs XV., dessen Page er gewesen war, gerieth noch in seinem sechszigsten Lebensjahre auf den Gedanken sich zu verheirathen und zwar mit einer jungen und sehr schönen Dame, für welche er, wie ja das häufig geschehen soll, eine heftige Leidenschaft gefaßt hatte. Ob das junge Mädchen für ihn ein gleiches oder wenigstens ähnliches Gefühl hegte, wird nicht gesagt; wohl aber, daß sie die Pflichten, welche ihr neuer Stand ihr auferlegte, wohl erkannt hatte und sie treu zu erfüllen entschlossen war. Die Ausführung dieses Entschlusses sollte ihr jedoch erschwert werden, denn ein Herr von Breteuil, der am Hofe und in der Stadt durch seine männliche Schönheit und die Liebenswürdigkeit seines Benehmens bekannt und von den Damen sehr verzogen war, warf seine Augen auf die junge Marquise, suchte ihre Nähe auf, wo es ihm nur möglich war, verfolgte sie mit seinen Blicken und wagte es endlich sogar mit ihr in Briefwechsel zu treten. Der alte Herr hatte nicht umsonst sein ganzes Leben am Hofe zugebracht; er sah bald, wie die Sachen standen und da er nicht gesonnen war, sich dem ihm drohenden Schicksale gutwillig zu unterwerfen, ergriff er die nächste Gelegenheit, mit seiner Frau ein offenes Wort zu sprechen. Auch bei ihr war die Scheu noch nicht so weit gegangen, sich über das erst im Werden begriffene Verhältniß ohne Rückhalt auszusprechen und der Marquis, erfuhr denn, daß sie noch keine entschiedene Neigung für den jungen Breteuil fühle, daß aber seine in den strengsten Grenzen des Anstandes sich bewegende Huldigung ihr auch nicht mißfalle. Sie habe seine zärtlichen Briefe zurückweisen wollen, er sei aber über diese Abweisung so trostlos geworden, daß sie Mitleid mit ihm gehabt habe. Sie gab dem Gatten freiwillig die Briefe und dieser er sah daraus, daß das Verhältniß zur Zeit noch ganz rein und unverfänglich sei.

Der Marquis überlegte lange und ernst, welche Schritte er nun thun solle, um seinen Namen ohne Makel zu erhalten. Das Resultat war, daß er sich zu Herrn Breteuil begab, um an seine Ehrenhaftigkeit zu appelliren, denn gegen seine Frau als Tyrann zu handeln, sie von der Gesellschaft abzuschließen, konnte ihn nur lächerlich machen. „Wäre ich zwanzig Jahre jünger,“ sagte er unter anderm zu Herrn Breteuil, „so wüßte ich, was ich zu thun hätte; jetzt komme ich zu Ihnen. Einen Schlat will ich nicht machen.“ Aber der junge Mann ließ sich auf keine Unterhandlungen ein, berief sich auf die Reinheit seiner Absichten, behauptete aber, der Verkehr mit der Marquise sei ihm nothwendig, ohne sie müsse er sterben. Der Marquis von Chabray kehrte in sein Haus zurück, mehr als je fest entschlossen, dieses Verhältniß abzubrechen und das Mittel war bald gefunden, die dazu nöthigen Vorkehrungen schnell getroffen. Am Abend trat er in das Zimmer seiner Gemahlin. „Madame,“ sagte er, „der Herr von Breteuil will sich meinen Vorstellungen nicht fügen. Sie selbst können mir keine Sicher-

heit geben, daß aus dem schüchternen Verehrer Ihrer Schönheit nicht ein feuriger Liebhaber werde. Sie werden dann begreifen, daß das mir keineswegs passen würde. Herr von Breteuil will nicht weichen, so müssen Sie es. Sie werden sterben!“ — „Mein Herr!“ schrie die Marquise entsetzt, „Sie wollen mich nicht morden?“ — „Sie sind gefährlich krank, Madame,“ fuhr der Marquis, ohne sich stören zu lassen, fort. „Mit jeder Stunde wird Ihre Krankheit heftiger und um Mitternacht sind Sie todt. Es wird sich aber Alles auf das Beste arrangiren lassen, wenn Sie auf meine Pläne eingehen. Sie werden reisen und nach einiger Zeit, wenn sich die Verhältnisse verändert haben, rufe ich Sie selbst zurück.“

Gegen Mitternacht entführte die junge Marquise in der That ein vertrauter Diener ihres Gemahls aus Paris nach den entfernten Gütern eines Verwandten, wo sie genöthigt wurde, einen andern Namen anzunehmen, für ihre Unterhaltung aber aus Besse geforgt wurde. Sie war klug genug, sich den Verordnungen ihres Mannes ruhig zu fügen. Inzwischen verbreitete sich auf Veranstaltung des Marquis in Paris das Gerücht von der plötzlichen Ertränkung seiner Frau und nach drei Tagen vor ihrem Tod. Von den Dienern hatte sie Niemand abreisen sehen, ihre Zimmer blieben verschlossen und so fand das Gerücht vollen Glauben und ein Trauerwagen, der ihre sterblichen Ueberreste angeblich auf die Güter des Marquis brachte, bestätigte es. Die Trauer über diesen schnellen Todesfall war in allen Kreisen, in denen die Marquise Zutritt erhalten, allgemein. Breteuil war eine Zeit lang sehr niedergeschlagen. Nach drei Monaten hatten sich aber in That die Verhältnisse wesentlich verändert und der Marquis fühlte eine solche Sehnsucht nach seiner Frau, daß er sie wieder nach Paris berief. „Liebes Kind,“ sagte er, nachdem sie wieder in seinem Hotel eingetroffen war, „kraft meiner eheherrlichen Gewalt wecke ich Dich wieder von den Todten auf. Dein Breteuil ist nicht mehr zu fürchten. Er hat ein Paar Thränen um Dich vergossen, dann Trost in den Armen einer andern Frau gesucht und jetzt ist er verheirathet, weil das Uebermaß seiner Schulden ihn zwang, sich durch eine reiche Heirath zu arrangiren. Er wird Dich nicht mehr incommodiren, da er selbst den Beweis geliefert hat, ohne Dich recht gut leben zu können. Das Uebrige wird sich einrichten lassen.“ — „Aber der König?“ warf Frau von Chabray ein. — „Er war von Anfang an im Geheimniß und hat sehr gelacht, als ich um Erlaubniß bat, meine Ehre in dieser Weise sicher zu stellen.“ Und so war es auch. Der Hof und die Gesellschaft staunten zwar sehr, als Frau von Chabray in Person das Gerücht ihres Todes widerlegte, man staunte aber noch mehr, als der König der ganzen Sache gar keine Bedeutung beilegen wollte. Ob Herr von Chabray Gelegenheit gefunden hat, durch ähnliche Pagenstreiche ähnliche Versuchungen von seiner Frau fern zu halten, wissen wir nicht. Herr von Breteuil aber, der sie so schnell und gründlich vergessen konnte, ward ihr nicht mehr gefährlich.

— r.

(Ein Haar als Lebensretter.) Die Geschichte der Men-

schen hängen oft von sonderbaren Umständen, häufig von ganz unbedeutenden Zufälligkeiten ab. Das ist oft gesagt worden, bestätigt sich aber immer wieder von Neuem. In den letzten Regierungsjahren des Königs Friedrich II. war der preussische Rittmeister von G. auf Werbung von Recruten nach Hamburg geschickt worden. Bekanntlich wurden damals noch die meisten europäischen Heere, besonders das preussische, durch Werbungen im Auslande ergänzt, weil man es für zweckmäßiger hielt, die eigenen Landeskinder durch den Samaschendienst dem Landbau und den Gewerben nicht zu entziehen. Da aber dieses Werbegeschäft fast in allen Staaten verboten und durch strenge Strafen verpönt war, so wurden nur die entschlossensten und die tüchtigsten Offiziere zu solchen Werbestationen beordert. Namentlich verlangte Hamburg eine solche Persönlichkeit, da der Rath der Stadt eifersüchtig auf seine Rechte hielt, aber auch die Leute, denen die preussischen Werber am liebsten nachstellten, zu der rohesten und verschmiztesten Menschenclasse gehörten, und häufig genug der gegen sie angewendeten List und Gewalt gleiche Waffen entgegen setzten. Rittmeister von G. hatte daher zwölf Unteroffiziere zu seiner Unterstützung mitgenommen, die ihm an Tollkühnheit und Kaltblütigkeit wenig nachstanden. Er wie sie trugen Civilkleider, unter denen sie aber Pistolen verborgen hielten, während ihr Rohrstock einen scharfgeschliffenen Dolch enthielt. Nur der Wirth, in dessen Hotel er eingekehrt war, wußte um seine Zwecke und unterstützte sie so weit er konnte. Mit ihm hatte er auch verabredet, daß er seine Leute jedes Mal, wenn er von ihnen in Gegenwart Anderer sprechen müsse, mit dem Ausdruck „Champagnerflaschen“ bezeichnen werde. Da er keinen Champagner trank, war ein Mißverständniß nicht möglich. Längere Zeit hatte der Rittmeister keine Gelegenheit gefunden, einen guten Fang zu thun, da kam eines Morgens eine alte Frau zu ihm, die ihn schon manchen schönen Recruten zugeführt hatte (denn sie wies kein Geschäft von sich, wenn es nur unehrlich war und Geld einbrachte), und berichtete, sie hätte wieder einen fetten Bissen für ihn, aber es werde ein tüchtiges Geld kosten. Der Rittmeister ging sogleich auf den Vorschlag ein und wurde von der Alten in ein einsam gelegenes Häuschen vor dem Thore geführt. Dasselbst traf er zwei große kräftige Männer von 26 und 27 Jahren, von denen der Eine einen Jägerrock trug und in seinem Benehmen seine gefälligen Formen verrieth, der Andere dagegen Matrosenkleidung hatte und ein plummes rohes Wesen zur Schau trug. Beide saßen auf einer Bank mit dem Rücken an der Wand und sprachen fleißig dem vor ihnen stehenden Weine zu, ohne sich scheinbar um den Rittmeister zu kümmern.

Dieser setzte sich ihnen gegenüber, so daß er in dem an der Wand befindlichen Spiegel genau sehen konnte, was hinter ihm vorging. Er leitete ein Gespräch ein, indem er über schlechte Zeiten klagte und endlich den Soldatenstand rühmte, der von ihnen am wenigsten berührt werde. Der Jäger meinte, er habe schon immer Lust gehabt, Soldat zu werden und habe noch jetzt nichts dawider, wenn die Gelegenheit sich

biete; sagte dann über seine Zähne, nahm den kleinen Spiegel von der Wand, besah sich darin und legte ihn hinter sich auf das Fensterbret. Endlich stimmten beide Männer ein lustiges Lied an. Plötzlich fühlte der Rittmeister eine Berührung seiner hintern Kopshaare, doch ehe er sich umwenden konnte, war eine Schnur um seinen Hals geschlungen, er selbst zurückgerissen und mit Händen und Füßen an den Stuhl festgebunden. Während des lärmenden Gefanges waren zwei andere Männer ins Zimmer gedrungen und hatten den Werber von hinten überfallen. „Haben wir Dich endlich, Du Hund!“ schrie der Matrose, indem er sich auf den Gefesselten stürzte, seine Kleider durchsuchte und triumphirend einen mit Gold gefüllten Beutel hervorzog. — „Alles auf den Tisch!“ rief der Jäger, der gleichfalls den Gefangenen visitirte, ihm seine goldene Uhr mit starker goldener Kette, seine Pistolen abnahm und endlich auch ein Taschenbuch fand, das eine Banknote von bedeutendem Betrage enthielt, die er zu sich steckte, ohne den Andern etwas davon zu sagen. Inzwischen waren unter den zwei später Hinzugekommenen Händel ausgebrochen, die von dem Jäger nur dadurch beseitigt werden konnten, daß er eines der Pistolen des Rittmeisters über den Köpfen der Streitenden abbrannte. Die gefundene und auf den Tisch niedergelegte Beute wurde darauf gezählt und vertheilt und dann die Frage aufgeworfen, was mit dem Gefangenen anzufangen sei. Das er sterben müsse, darüber waren Alle einig, aber wie man ihn tödten könne, ohne daß der Argwohn der Behörde erregt werde, darüber wurde lange gestritten. Der Rittmeister hatte sich seit seiner Fesselung ruhig verhalten. Keine Klage, keine Bitte um Schonung war über seine Lippen gekommen; nur einmal hatte er versucht, den Jäger, als dieser nach dem Taschenbuche suchte, leise um Hilfe anzusehen, was dieser aber nicht zu beachten schien. Jetzt ließ er ein lautes Gelächter vernehmen. Verwundert blickten sich die Männer um. Sein Gelächter ward nur noch spottender.

„Was lacht der Hund?“ schrie endlich der Matrose auf und trat drohend vor ihn hin. — „Ueber Eure Dummheit,“ entgegnete der Rittmeister. Ein heftiger Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase spritzte, war die Erwiderung des Matrosen. Dunkle Jornesgluth wechselte mit leichenhafter Blässe auf dem Gesichte des Rittmeisters, dann sagte er kalt und ruhig: „Wenn Ihr mich schlägt, sage ich Euch nicht, worin Eure Dummheit besteht.“ Schon holte der Matrose zu einem neuen Schlage aus, als der Jäger ihn mit gespanntem Pistole daran verhinderte. „Jetzt sprich,“ begann er dann, „worin sind wir dumm?“ — „Weil Ihr nicht wißt, wie Ihr einen Menschen umbringen sollt, ohne Verdacht des Mordes zu erregen. Hätte ich Dich wie Du mich, so hände ich Deine Füße an einen Strick und zöge Dich so an dem Balken dort in die Höhe, den Kopf unten. In einer Viertelstunde hätte Dich der Schlag getroffen; dann die Taschen voll Steine gesteckt und ins Wasser mit der Leiche. Kommt sie wieder zu

Tage, so hat der Kerl sich selber umgebracht, denn äußere Merkmale der Gewalt fehlen.“ Die Männer staunten den Gefangenen an wegen seiner Todesverachtung und als er sie nun bat, ihm von seinem Wirth ein Duzend Flaschen Champagner holen zu lassen, damit er sich noch einmal in seinem Lieblingswein betrinken könne, schickten sie das alte Weib fort, um das Verlangte zu holen.

Wie ward dem Rittmeister zu Muth, als die Alte nach einiger Zeit wirklich 12 Flaschen Champagner brachte und der Wein von seinen Gegnern mit donnerndem Jubelgeschrei in Empfang genommen wurde. Sein grauenvolles Schicksal, das er sich selbst dictirt hatte, sollte sich also buchstäblich erfüllen. Bergeblisch mühte er sich, einen Rettungsweg auszustinnen. Da trat der Jäger zu ihm mit einem Bierglas voll Champagner. „Nun, Seelenverkäufer, trink, bis Du genug hast!“ rief er. Zu gleicher Zeit sah aber auch der Rittmeister durch das Fenster und erkannte seine Unteroffiziere, die rasch zu seiner Hilfe herbeieilten. Ein Freudenstrahl belebte seine Züge. Glücklicher Weise waren die Strolche eben beschäftigt, eine neue Flasche zu öffnen, kamen aber nicht schnell zum Zwecke, da Jeder es besser verstehen wollte als der Andere. Während dieses tobenden Lärms, öffnete sich leise die Thür und die Unteroffiziere erschienen darin. Ein Blick des Rittmeisters bedeutete sie zuerst den Jäger unschädlich zu machen, worauf auch die Andern bald geknebelt am Boden lagen. Daß sie ihren Raub wieder hergeben mußten, versteht sich von selbst, ebenso, daß sie zu Soldaten gepreßt waren. Der Rittmeister kehrte mit ihnen nach Preußen zurück und erzählte gern diesen Vorfall, der seine Klugheit und Entschlossenheit scheinbar in so hellem Glanze strahlen ließ. Und doch hing sein Leben buchstäblich nur an einem Haar. Der Wirth war nämlich einer Einladung zu einer Kalsuppe gefolgt und wollte vor dem späten Abend nicht wiederkehren. So kam es, daß seine Frau, die von der eigentlichen Bedeutung der Champagnerflaschen des Rittmeisters nichts wußte, der Alten wirklichen Champagner ausliefern ließ. Der Zufall mußte es aber so fügen, daß der Wirth in seiner Kalsuppe ein langes Haar fand und von dem Edel, der ihn deshalb ergriff, so überwältigt ward, daß er schleunig in sein Haus zurückkehrte. Hier hörte er von seiner Frau, was inzwischen geschehen. Bestürzt suchte er sofort die Unteroffiziere auf und sandte sie zur Unterstützung ihres Herrn fort. Die alte Frau mit den beiden Körben Champagner hatte in den Straßen Aufsehen erregt, man konnte also leicht ihre Spur verfolgen. Das Uebrige erklärt sich von selbst. Als der Rittmeister bei seiner spätern Anwesenheit in Altona seinen ehemaligen Wirth zu sich einladen ließ und diesen Zusammenhang seiner wunderbaren Rettung vernahm, da starrte er einige Minuten vor sich hin und sagte dann: „Ich wollte, Sie hätten mir das nicht erzählt. Ich kann's nicht los werden.“ Sein stolzes Selbstvertrauen war tief erschüttert.

— r.

Allgemeine Moden-Zeitung



No. 28.

1861.

Preis für 104 hobe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gebäuden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten zc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Gutsch.

(Fortsetzung.)

Werner mochte den Widerspruch einsehen, in den er sich verwickelte, denn er schwieg und nur ein tiefer Athemzug aus gepresster Brust gab Kunde von dem, was in ihm vorging. — „Ich denke aber,“ beruhigte sich Dudo, „Dein Wort wird Dir heilig sein, besonders wenn Du Alles bedenkst, was dann geschehen ist.“

„Glaubst Du, ich könne das vergessen?“ entgegnete Werner dumpf.

„Wiederum trat eine lange Pause ein, es war dunkel geworden und Dudo fand es an der Zeit, zu Bette zu gehen. „Wir sollten morgen nach dem Nothanker fahren — was meinst Du, Werner?“ sagte er aufstehend.

Der Nothanker war ein großes schönes Gasthaus, das zwei Stunden entfernt in einem Kesseltale an dem Kreuzpunkte mehrerer Verbindungsstraßen lag und von der Nachbarschaft weit in der Runde zu regelmäßigen geselligen Zusammenkünften benutzt wurde. Es war vor langer Zeit von einem heimgelehrten See-

fahrer erbaut und für ihn nicht bloß zu einem Nothanker geworden.

„Was soll ich dort?“ entgegnete Werner. „Wie eine Granatkartätsche unter die Menschen einschlagen, daß sie vor Schreck auseinander stieben? Ich habe keine Gemeinschaft mit ihnen.“

„Nun, es war nur ein Einfall. Gute Nacht, Werner.“ — Er reichte ihm die Hand und ging in das Haus. Werner, das wußte er, blieb oft noch Stunden lang in der Dunkelheit draußen sitzen, er ließ sich nicht einreden und zu helfen war ihm überhaupt nicht. Dudo war ihm mit wahrer Bruderliebe zugethan und hatte sich über seine Rückkehr herzlich gefreut, aber seine eigene Ruhe wurde doch sehr durch ihn gestört, dies finstere abgeschlossene Wesen ließ gar keine Gemüthlichkeit mehr aufkommen — wenn er sich nur wenigstens einmal von Herzensgrund ausgesprochen hätte, aber daran war bei ihm nicht zu denken. Was war sein Lebensplan für die Zukunft? Wollte er sich wieder ankaufen? Oder in Dornberg bei ihm auf immer bleiben? Oder über kurz oder lang wieder auf Reisen gehen? Fragen, welche Dudo wohl gegen ihn berührt, aber nicht beantwortet erhalten hatte! Was nun gar die böse Vergangenheit betraf — und daß sich gerade hier das Schreckliche hatte zutragen müssen —

Der Gutsherr ging frühzeitig zu Bette, dafür stand er aber auch sehr früh auf. Dennoch fand er am andern Morgen den Bruder nicht mehr, er hatte, wie der Wächter erzählte, mit dem Doppelgewehr und

dem Hunde schon vor drei Uhr den Hof verlassen. Ohne Frühstück! Hoffentlich hat er sich Waidmannskost mitgenommen, in diesem Gedanken ließ sich der Bruder seinen Kaffee mit reichlichem Zubiß um so besser schmecken. Werner schien nun einmal den Raubvögeln in den Falkenklippen einen Vertilgungskrieg geschworen zu haben — es war eine Art Blutrache, die er übte, denn er verfolgte sie nun in der zehnten Generation! Als dem Dahinsiehenden unter der Ulme, wie von einem fremden Geiste eingehaucht dieser Gedanke durch die Seele ging, wurde ihm so unheimlich zu Muth, daß er aufstehen und Menschen suchen mußte. Werner hatte Recht, das ließ sich gar nicht vergessen! Und wenn es auch in der langen Zeit bei Dubos gelassener Gemüthsart ziemlich überwunden war, so diente seit Werners Rückkehr jeder Tag dazu, die schauerliche Geschichte ihm wieder mit frischen Farben in das Gedächtniß zu rufen.

Werner war in der That auf dem Wege zur Falkenhöhe, dies Mal aber nicht auf demjenigen, den er bis jetzt für den einzig möglichen gehalten hatte, sondern auf einem weiten Umwege. Er stieg von dem Fahrwege nach Steinthal, den er gestern geritten, seitwärts abbiegend über den Kamm des Vergrückens auf dem Pfade, welcher jenem um zwei Stunden zuvor kam, aber er verließ diesen auch bald und schlug einen andern ein, den er genau kannte und der ihn nach einer allerdings mühevollen Wanderung zu dem Forsthaufe brachte, von welchem die Geschwister aus Steinthal ihre wunderbare Ersteigung der Falkenhöhe unternommen hatten. Die Hunde im Forsthaufe schlugen an, als er sich näherte, sein Begleiter gab Antwort und bald erschien in der Thür eine Frau, um sich umzusehen, wer hier komme. Als sie des Fremden ansichtig wurde, kam sie ihm dienstfertig entgegen, aber auf einmal blieb sie stehen und schlug wie erschrocken die Hände zusammen.

„Sind Sie es, Herr Graf?“ rief sie, als könne sie ihren Augen nicht trauen.

„Ich bin es, Frau Försterin. Kennen Sie mich wirklich noch?“

Sie war in augenscheinlicher Bestürzung und ihm entging das nicht — das Herz verkrampfte sich ihm in der Brust. „Wie sollte ich Sie nicht kennen!“ entgegnete sie. — „Wollen der Herr Graf meinen Mann sprechen? Der ist schon vor einer Stunde nach der Gaffel hinauf, wo Holz geschlagen wird.“

„Sie können mir eben so gut Bescheid geben,“ erwiderte er, sich zu möglichster Unbefangtheit zwin-

gend. „Ich habe gehört, daß die Falkenhöhe von hier bestiegen worden ist —.“

Sein schwarzes Auge, dem die Gedanken, die ihn quälten, eine düstere Gluth liehen, richtete sich fest auf die Frau und sie erblaßte vor diesem Blicke. Bitternd sah sie sich unwillkürlich um, als suche sie Hilfe — sie war ja aber ganz allein zu Hause. — „Von hier aus?“ stammelte sie. „Ich weiß von nichts — es ist auch so lange her — der Herr Graf wissen es ja selbst am besten —.“

Jetzt flammte ein Blitz aus seinem dunkeln Auge, der die bebende Frau tödtlich erschreckt haben würde, wenn sie ihn gesehen hätte, aber sie stand vor ihm wie eine Verbrecherin, den Blick niedergeschlagen. Auch er war erblaßt. — „Sie wissen von nichts?“ rief er drohend.

„Ich bin nicht schuld daran — ich habe immer — zum Guten geredet — habe mein Haus —.“ Sie hatte nun völlig den Kopf verloren und verwickelte sich offenbar in gefährliche Reden. Denn die plötzliche Erscheinung des Grafen, von dessen Heimkehr sie gar keine Ahnung gehabt, sein finsternes Ansehen, das der schwarze Vollbart noch erhöhte, die Gewißheit, daß er sie nicht ohne Grund auffuchen werde und vor Allem das unlantere eigene Bewußtsein hatten ihr die Fassung geraubt und sie sah sich rettungslos der Rache verfallen.

„Sprechen Sie, Frau Försterin!“ rief er in großer Aufregung, denn er fühlte, daß er hier vor einer Lösung des Räthsels stand, das ihn lange Jahre unenthüllt und marternd begleitet hatte. „Was fürchten Sie von mir? So wahr mir Gott helfe, wenn Sie mir die Wahrheit sagen, soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden.“

Da fiel die fassungslose Frau vor ihm auf die Knie und rang die Hände zu ihm empor. „Wahrlich, ich habe keine Schuld — es war ohne mein Wissen zuerst, daß sie sich in meinem Hause trafen — kann auch ganz zufällig gewesen sein —.“

Er streckte die Hand nach ihr aus, er faßte ihren Arm und riß sie empor. Seine Brust bebte krampfhaft, er rang vergebens nach Worten. Sie bat ihn jammernnd um Verzeihung — wohl habe sie immer das große Unrecht vorgestellt, aber die gnädige Gräfin sei so unglücklich gewesen und — Er habe sie mit dem Tode bedroht, wenn sie irgend etwas verrathe, selbst ihrem Manne — und sie habe es auch versprochen —.“

„Genug!“ rief der Graf außer sich. „An dem Tage aber, dem letzten —“

„Da war sie bei mir, da kam sie in Verzweiflung — sie wartete zwei Stunden vergebens — dann ging sie fort, ich wollte sie nicht allein gehen lassen, denn sie war wie von Sinnen — aber sie stieß mich zurück und sagte, ich solle für sie beten und dann war sie in den hohen Tannen verschwunden wie ein Reh.“

Der Graf winkte ihr zu schweigen und da auch er verstummt war, wagte sie den scheuen Blick zu ihm zu erheben, dieser sank aber vor seinem furchtbaren Auge schnell wieder zu Boden. „Er aber —?“ fragte der Graf mit bebender Stimme, die keinen klaren Ton gewinnen konnte.

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen, Gott ist mein Zeuge!“ rief die geängstigte Frau.

„Durch die hohen Tannen — dort hinauf, nicht wahr?“ fragte er, und als sie das bejahte, setzte er mit erneuerter Drohung hinzu: „Gedenken Sie Ihres Versprechens, wenn Sie es nicht schon gebrochen haben! Ich mag keine falsche Bethuerung — nur bitte ich Sie, wenn Ihnen Alles leid ist, was dann geschehen, so reden Sie mit keinem Menschen darüber, daß ich heute hier gewesen bin und daß Sie mir Alles erzählt haben.“

„Gnädiger Herr Graf, Gott ist mein Zeuge, daß ich geschwiegen habe wie das Grab!“ rief sie, von seiner mildern Rede ergriffen und beruhigt. „Nicht mein eigener Mann, nicht meine Mutter haben ein Wort davon erfahren. Ich habe es der armen gnädigen Frau noch am letzten Tage feierlich zugeschworen und sollt' ich mir die Sünde aufgeladen haben, einer Sterbenden das Wort zu brechen?“

Er reichte ihr die Hand, welche sie mit Küffen und Thränen bedeckte. Dann ging er, ohne ein Wort weiter zu sprechen, hinweg und sie sah, daß er den Weg nach den hohen Tannen einschlug, aber sie hatte den Muth nicht, ihn noch einmal zu warnen. Es war auch wohl seine Absicht, dort hinauf zu gehen — und sie kehrte, von dem Erlebten tief erschüttert, an ihre Arbeit zurück, um wieder zur Ruhe zu kommen und ihren Mann bei der Heimkehr nichts merken zu lassen. Hätte sie eine Ahnung gehabt, daß sie selbst, von einer falschen Vermuthung ausgehend, sich verrathen habe, so würde sie sehr unglücklich gewesen sein. Es war nur ihr Trost, daß der Graf ihr nicht zutraute, ein strafbares Verhältniß begünstigt zu haben.

Werner ging durch die hohen Tannen hinauf;

er hatte hier erfragen wollen, wo die Geschwister, welche er auf der Höhe bei seinem, wie er gewöhnt, unnahbaren Schilde getroffen, ihren Pfad gefunden hatten, es ließ ihm keine Ruhe, bis er diesen selbst gefunden, denn damit war ihm auch der Schlüssel jenes furchtbaren Räthsels gegeben — nun hatte er dafür eine ganz andere Erkenntniß eingetauscht, die er, wie einen Dolch in der Brust, mit sich von dannen trug. Hinauf aber mußte er, das hatte er sich gelobt, um jeden Preis hinauf, selbst um den höchsten, der für ihn keinen Werth mehr hatte. Er rief sich in das Gedächtniß zurück, was ihm der Verwalter aus Steinthal erzählt hatte und richtete sich danach. Das Felsenlabyrinth, das den Namen der Raßengründe führt, war ihm bekannt, wenn er es auch nicht betreten hatte, er suchte sich vorher genau zu orientiren, um möglichst in der Richtung nach seinem Zielpunkt zu bleiben, aber in dem Gewirr der sich kreuzenden Schluchten war es, wenn der Zufall nicht half, unmöglich, diese Richtung zu halten, weil das Ziel verdeckt war — mehrmals kam er immer wieder auf dieselbe Stelle zurück und sein Hund, den er dicht an sich hielt, sah ihn klug und fragend an. Da gerieth er in seinem Unmuth auf den Gedanken, sich von dem Hunde leiten zu lassen, er munterte ihn auf zum Suchen und folgte ihm, wie er stöbernd voraus lief; allerdings brachte ihn das Thier bald glücklich aus den verschlungenen Gründen heraus und sah vor sich eine Felsenspitze, die er in der ersten Aufwallung für die Falkenhöhe hielt und die ihm ersteiglich schien, aber er hörte ganz in der Nähe den Klang der Holzärzte und Menschenstimmen und überzeugte sich, daß die Spitze wohl die Gaffel sein müsse, von welcher die Försterin gesprochen hatte. Gleich darauf schlug auch sein Hund an und der Förster selbst wurde sichtbar, der ihm entgegenkam und da er ihn zu seiner großen Ueberraschung erkannte, mit einer unverkennbaren Scheu begrüßte. Dem Grafen war das, wenn auch stets von erneuter Bitterkeit, nicht mehr fremd, er hatte sich aber bereits in das Unvermeidliche fügen gelernt. Auf seine Frage nach dem Aufgange, den wohl die jungen Leute aus Steinthal bei ihrem Wagniß, von welchem der Förster wahrscheinlich wisse, genommen haben könnten, schüttelte der Waidmann den Kopf. „Sie müssen geklettert sein wie Gamsen oder haben durch Glück doch eine zugängliche Kunst gefunden, zu der noch kein Mensch gekommen ist. Was sollte auch irgend ein vernünftiger Mensch dort suchen? Es wächst kein Baum, keine Waldbeere dort — zu holen ist da gar

nichts, und man soll den lieben Gott nicht versuchen. Ich denke, zum zweiten Male macht es ihnen auch Niemand nach.“

Graf Werner hatte aber dennoch diesen Vorsatz gefaßt und ließ sich das von dem Förster, den er bat, ihn nur bis zu einem Punkte zu führen, von wo er die Falkenhöhe sehen und im Auge behalten könne, auch nicht ausreden. Der Förster gab endlich nach und führte ihn durch die Wildniß, ohne wieder die Klagen Gründe zu berühren, immer ansteigend, bis auf eine kleine Hochebene, wo sich ein befahrener Weg zeigte.

„Diesen Weg verfolgen Sie, bis Sie aus dem Walde kommen, den Sie dort sehen,“ sagte er dann. „Der Wald ist keine hundert Schritt auf dieser Seite tief. Wenn Sie heraustreten, sehen Sie die Falkenhöhe vor sich, aber Sie werden sich gleich überzeugen, daß es unmöglich ist, von hier hinauf zu steigen — wenn nicht,“ setzte er hinzu, „ein ganz besonderer Glücksfall, wie gesagt eintritt. Oder auch — na, Sie nehmen's mir nicht übel, Herr Graf.“

Werner dankte ihm, er ahnte, was er mit den letzten Worten meinte. Ohne ihm mitzutheilen, daß er bei seiner Wohnung gewesen sei, schritt er auf dem Fahrwege dem Rande des Waldes zu, während der Förster zu seinen Holzschlägern am Fuße der Gassel zurückkehrte. Kaum war der Graf aber in den Wald eingetreten, als er einen Wagen rollen hörte und gleich darauf kommen sah. Im ersten Moment wollte er der Begegnung ausweichen, indessen sein Stolz duldet es nicht und war auch schon bemerkt worden. Noch ehe er in gleicher Höhe mit den Ankommenen war, hielt der Kutscher auf Befehl von Innen die Pferde an und ein Gruß schallte ihm entgegen: „Guten Morgen, Graf Werner! Müßten alte Bekannte Sie in den Bergen und nur durch Zufall treffen? Sie reiten durch Steinthal und grüßen uns nicht einmal?“

Es war Frau von Steinitz, welche ihn ansprach. Ihre Cousine saß neben ihr, auf dem Rücksitz das junge Mädchen, dessen Schicksal einen Moment in seine Hand gegeben worden war. Er grüßte die Damen und entschuldigte sich gegen Frau von Steinitz nicht eben geschickt — vielleicht lag ihm auch nicht viel daran, entschuldigt zu sein. Eine Erkundigung nach dem Ergehen, wie sie gemeinlich war, ein Paar flüchtige Worte hinüber und herüber, dann wollte er die Damen nicht länger aufhalten.

„Wir hoffen Sie auch im Anker zu sehen, Graf

Werner,“ sagte Frau von Wittingen. „Es wäre eine Gelegenheit gewesen, sich gleich bei allen Ihren frühern Bekannten wieder einzuführen. Ihr Herr Bruder ist ein treues Mitglied unsers Ankervereins.“

„Meine Anker werden schon gelichtet,“ antwortete er. „Doch hoffe ich,“ setzte er der Höflichkeit zu genügen hinzu, „mich den Damen in Steinthal empfehlen zu können.“

Er trat zurück und nickte dem Kutscher, als habe er hier zu befehlen; die Pferde zogen an und Werners Blick begegnete nur noch Idas Auge, das mit einer gewissen Innigkeit des Ausdrucks auf ihn gerichtet war, sich aber vor dem seinigen sogleich senkte. Konnte er diesen traurigen Ausdruck mißverstehen? Das Mitleid war es, das innigste Mitleid mit dem unglücklichen Manne, der hier einsam im Bergwalde schweifte, mit dem unvergeßlichen Bewußtsein der Vergangenheit voll Verrath und namenlosen Leides.

6.

Im Anker, wie das stattliche Wirthshaus am Kreuze seit dem Tode des ersten Erbauers von seiner ominösen Vorsilbe befreit in der Gegend genannt wurde, war es heute sehr voll. Die Ställe und Schuppen konnten die Gespanne der angekommenen Vereinsmitglieder nicht alle beherbergen, viele mußten im Freien stehen und wurden mit Laubzweigen gegen die lästigen Fliegen decorirt; wohl ein Duzend mehr oder minder ländlicher Equipagen, meist vom schmalsten Geleise der Gebirgswege, parkirten auf dem Vorplatze wie eine Wagenburg und muntere Kinder kletterten auf ihnen umher. Unter der großen, von lebendigem Grün überzogenen, auf einer Seite offenen Halle — viele der Stammgäste nannten sie auch trivial die Bude — war ein langer Tisch gedeckt, an welchem schon eine zahlreiche Gesellschaft in lebhafter und lauter Unterhaltung saß: Damen und Herren, viel junge Mädchen, der Sopran in dem Stimmengewirr entschieden vorherrschend. „Da kommen die Steinthaler!“ hieß es jetzt und ein junger Mann mit großen, braunen Händen, der unter den Fräulein eine bedeutende Rolle zu spielen schien, weil jedes seiner Worte belacht wurde, setzte halblaut hinzu: „Die Sympathiebögel!“ So hießen ja die beiden Cousinen, welche eben mit einiger Mühe von dem hohen Tritt ihres Wagens herabstiegen und für die zu spät gekommene Hilfe einiger ihrer nächsten Bekannten dankten. Nach ihnen schwang sich leicht das junge Mädchen herab, das sich zum ersten Male in der Gesellschaft sehen ließ. Bei den Damen im-

ponirte sofort ihre Toilette — sie war weder auffallend, noch kostbar, aber von einem Geschmacke und Sitz, den eben nur Damenaugen voll zu würdigen verstehen. In der großen Welt pflegt eine so verschiedene Auszeichnung, die gar nicht zu bestreiten ist, etwas Mißgunst zu wecken, hier lebte man aber in einer reinern Lebensluft und theilweise noch in der frommen Unschuldswelt: Ida fand nur unschuldsvolle oder gar bewundernde Blicke bei den jungen Mädchen, als sie mit den Tanten sich der Gesellschaft näherte, um jeder Dame, das war unerläßlich, einzeln vorgestellt zu werden. Die Herren dagegen, Jung und Alt, kümmerten sich nicht um ihre Toilette, mochte der Stoff noch so fein und modern, und das Kleid vom ersten Hofschneider der Herzogin gemacht sein, sie hielten sich, wie praktische Leute vom Lande thun, an das Reelle, an den Kern, der in dieser weitwallenden Hülle saß — und dieser Kern war, wie sich der junge Gentleman mit den großen braunen Händen gegen einen alten ausdrückte: „nicht von Stroh!“ Ida fand von mehreren Seiten als ihr Name genannt wurde, herzliche Begrüßung, mehrere der ältern Damen kannten ihre Mutter, auch erkundigten sich ein Paar alte Herren angelegentlich nach ihrem Vater, mit dem sie in jüngern Jahren vergnügte Stunden verlebt zu haben behaupteten. War das der Fall, so hatte sich die Laune ihres Vaters mit der Zeit auffallend geändert.

Es war zwar eine geschlossene, aber durchaus nicht rein exklusive Gesellschaft, welche den Ankerverein bildete. In vielen Gegenden hat überhaupt erst die neuere Zeit mit ihrer Parteiung und ihren schroffen Gegensätzen eine Absonderung hervorgerufen, welche durchaus nicht im Wesen der verschiedenen Lebensstellung und der als Thatsache noch immer nicht wegzuläugnenden ständischen Gliederung liegt. Viele unserer ältern Leser werden sich noch sehr erinnern, wie freundschaftlich und harmlos sonst der Umgang gewisser aneinander gewiesener Kreise war, ohne daß man dabei nach Geburt und Parteistellung fragte. In der Welt war das jetzt leider schon durch politisches und sociales Scheidewasser zerlegt worden, hier aber lebte man immer noch trotz vielfach getrennter Ansichten über die Zeit in den gemüthlichen alten Verbindungen und der Ankerverein war aus adeligen und nicht adeligen Grundbesitzern, Amts- und Forstleuten, selbst einigen Pastoren zusammengesetzt, es waren eben im Gegensatz zu den kleinen Städten, wo sich dergleichen nie ohne einen gewissen krähwinkeligen Anstrich gestalten

kann, eine Zusammenkunft der ländlichen Honoratioren, die zwar sehr verschiedene Elemente in sich trug, aber deshalb auch vor pfahlbürgerlicher Einseitigkeit bewahrt wurde. Für Ida, welche sich bisher nur in der kleinen Residenz, wo ihr Vater am Hofe Kammerherr war, in der höhern Gesellschaft bewegt hatte, gab es hier freilich viel Stoff zu lustigen Bemerkungen, ihr fehlte dazu nur eine vertraute Freundin und — die Stimmung. Denn sie konnte das Bild des einsamen Mannes, den sie so eben im Walde getroffen und dessen Anblick die ganze Erinnerung an das, was ihr die Tante erzählt, in ihr wach gerufen hatte, nicht aus ihrer Seele verbannen. Es stimmte sie ernst und sie mußte all' die Selbstbeherrschung, die sie in der großen Gesellschaft gelernt hatte, aufbieten, um wenigstens äußerlich eine Ruhe zu zeigen, welche zwar, da man hier in ziemlich tumultuarischer Lustigkeit verkehrte, immer noch auffiel, doch aber ihrem Fremdsein zugeschrieben wurde.

„Der Herr Graf haben nicht unterschrieben,“ erwiderte der Wirth auf eine Frage der Frau von Wittingen. Es ging nämlich, damit sich der Anker auf seine Gäste einrichten konnte, immer vor dem Tage der Zusammenkunft, welcher in der Regel auf den Tag nach Vollmond fiel, ein Circular des Vorstandes durch Boten im Vereine umher, auf welchem die Zahl der Couverts bemerkt werden mußte — man kam nicht erst Nachmittags, sondern größtentheils schon Mittags zusammen, um ein gemeinschaftliches ländliches Mahl einzunehmen, wobei weniger auf Delicatessen, als auf solide Gerichte gesehen wurde, den guten Wein nicht zu vergessen, den der Ankerwirth lieferte. In früherer Zeit, eh' die Zollgrenze gefallen, war derselbe mit Hilfe guter Freunde noch besser und billiger gewesen. Auch heute war die Tafel, wie bemerkt, schon gedeckt und wer gern bestimmte Nachbarn haben wollte, hatte Couverts belegt. Frau von Wittingen sah sich in der Gesellschaft um. „Erst heute früh hat der Herr Graf abgeschrieben,“ ergänzte der Wirth seinen Bescheid. „Er hatte im Circular zwei Couverts bestellt.“ — Ida hörte die Worte und bedurfte keiner Erklärung.

„Dafür kommt aber ein seltener Gast,“ fuhr der Wirth fort und nannte einen Namen, den Ida noch nicht gehört hatte und der sie natürlich gleichgiltig ließ, auf Frau von Wittingen schien er dagegen Eindruck zu machen.

„Zwei Couverts, vor Kurzem angemeldet, er wird also noch einen Fremden mitbringen.“

„Hat er ihn genannt?“ fragte Frau von Wittingen angelegentlich.

Das war nicht der Fall und der vielbeschäftigte Mann wurde eben für die Beschickung der Tafel abgerufen. Es herrschte das löbliche Gesetz, daß zu einer fest bestimmten Stunde, nach der großen Schwarzwälder Uhr im Gastzimmer, die Suppe aufgetragen wurde, wer zu spät kam, hatte es sich selbst zuzuschreiben. Heute war auch die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme der zwei erst vor Kurzem angemeldeten Gäste, zusammen und da die Uhr eben schlug, säumte der Wirth nicht länger, die Suppe aufzutragen und an die zu seiner Verfügung gestellten Diener der Vereinsmitglieder, welche nach der Reihe in ausreichender Zahl mitgebracht werden mußten, auszutheilen. Vom Standpunkte eines Frankfurter Oberkellners würde gegen die Bedienung im Anker Manches einzuwenden gewesen sein, indessen kam es hier auf etwas Anstoßen oder Kleiderbegießen nicht an, auch waren die meisten Damen darauf eingerichtet. Ida hatte ihr einfachstes Kleid angelegt, erschien aber immer noch festlich gegen die Meisten.

„Rücke zu!“ flüsterte ein junges robustes Mädchen dem erwähnten gesunden Herrn mit den großen braunen Händen, ihrem Bruder, in das Ohr, indem sie ihn auf den leeren Platz an der Seite der schönen Fremden aufmerksam machte. Er entgegnete aber: „Die ist mir zu fein!“ und drängte seine Schwester im Gegentheil noch weiter ab, so daß zwei freie Couverts zwischen ihm und der unbequem stillen jungen Dame blieben. Sie wurden von dem Wirth für die beiden noch zu erwarteten Gäste, altmodisch genug mit kreuzweis gelegten Messern und Gabeln in Beschlag genommen.

Gleich nach der Suppe brauste über die Thalweite ein leichter Wagen heran — sie waren es. Der Wirth ging ihnen entgegen, einer der Vorsteher winkte ihnen mit der Serviette ein Willkommen, Niemand ließ sich sonst stören, es war das ausdrücklich in den Statuten ausgesprochen. Die Angekommenen gingen grüßend, einer von ihnen, der zum Verein gehörte, hier und da ein Wort wechselnd am Tisch entlang zu den für sie aufbewahrten Plätzen. Alle Augen waren aber nicht auf den wohlbekannten, wenn auch im Anker selten gesehnen Rittergutsbesitzer aus der Nachbarschaft gerichtet, sondern auf den Gast, den er mitgebracht hatte. Allerdings war dieser ein Mann von interessantem Aussehen, die Damen fanden ihn wahrscheinlich sehr schön, besonders seine großen lebhaften Augen, deren ihm

vorausfliegende Blicke die ganze Gesellschaft einer schnellen Musterung unterwarfen, doch schien er nicht durch diese Vorzüge allein die allgemeine Beachtung zu verdienen, denn die Unterhaltung stockte plötzlich wie abgeschnitten und wollte auch in den ersten Momenten, nachdem er bereits neben Ida, diese mit gefälligem Anstande leicht grüßend, Platz genommen hatte, nicht so recht wieder in Fluß kommen, schwoll aber dann um so geräuschvoller an, wie eine Fluth, die man kurze Zeit gedämmt und dann frei gegeben hat. Die beiden Tanten hatten einen großen bedeutungsvollen Blick gewechselt und sich wie immer verstanden, Frau von Wittingen wagte nicht, ihrem Lieblinge den Namen des gefährlichen Mannes zuzulüftern, welcher eben das erste Wort an das arglose Kind richtete.

Er hatte sich ihr nicht vorstellen lassen — in der vornehmen Welt ist das sehr aus der Mode gekommen, aber doch nur in großen Routs und fremdgemischten Gesellschaften, wo sonst des Bückens und Knigens kein Ende sein würde und es den Meisten herzlich gleichgiltig ist, mit wem sie zusammen sind, wo ein besonderes Interesse die Vorstellung bedingt, ist sie dann als Auszeichnung anzusehen. Zu dieser Höhe der Anschauung haben sich die Mittelclassen und auch die Bevorzugten, welche fern von den Strömungen der Modesitten am alten geselligen Coder festhalten — sie nennen ihn den Knigge, obschon keiner von ihnen dies Werk gelesen hat — noch nicht erhoben. Man hielt also allgemein den Fremden, der mit seiner Nachbarin so ungewungen eine Unterhaltung anknüpfte und während der ganzen Mahlzeit fortführte, für einen Bekannten der jungen Dame und fing an, diese mit weniger günstigen Augen anzusehen, als bisher.

(Fortsetzung folgt.)

F e n i l l e t o n .

(Eine Seeschlacht bei Rügen.) Philipp Galen hat den Freunden seiner Muse in seinem neuesten Romane „Die Inselaner“ (Leipzig, Kollmann) eine heitere und lebensfrische Schilderung eines rüganischen Stilllebens geboten, die trotz ihrer zuweilen zu sehr hervortretenden Breite und Empfindsamkeit sich des Beifalls des größern Lesepublikums erfreuen wird. Wir entnehmen aus diesem Romane folgende Episode, die zugleich eine Eigenthümlichkeit der Insel praktisch illustriert. Ganz so idyllisch, wie man es gewöhnlich schildert, ist nämlich das Leben auf Rügen nicht; neben den ehrenfesten Charakteren, dem Festhalten an den guten Sitten der Vorfahren, giebt es auch rändige Schafe genug, die dem bekannten Gannerspruch an-

hangen: Nehmen wo etwas sich findet und Hinthun wo es fehlt. Die Natur der Insel schon giebt Schmugglern ein reiches und einträgliches Feld der Thätigkeit; aber auch andere Gelegenheiten fehlen nicht, um den Besitzenden zu schädigen und zwar in einem weit größeren Maßstabe als wenn man einen Theil seines Eigenthums raubt oder den Staat um den ihm gebührenden Zoll betrügt. Die Westküste der vielen kleinen Inseln, welche um Rügen sich scharen, ist den heftigsten Stürmen ausgesetzt und hätte die Natur nicht selbst in ihrer mütterlichen Vorsicht dafür gesorgt, diesen Inseln und Eilanden die nöthige Schutzwehr zu verleihen, so wären sie wohl längst schon dem vernichtenden Anprallen des Meeres erlegen. Gerade an diesen gefährlichsten Stellen sind aber große Massen von Steinen angeschwemmt worden, aus denen sich eine feste Mauer gebildet hat, die natürlichste und beste Schutzwehr gegen die Zerstörungswuth der Elemente. Die Habgier und der Eigennutz raubsüchtiger Menschen verkannte nur zu gern den wahren Zweck dieser Steinansammlungen und sah darin nur eine sichere Quelle reichen und leichten Gewinnes. Die Mehrzahl dieser natürlichen Steinwandungen bestehen aus sehr umfangreichen Stücken und bilden für den Handel in diesem sonst feinarmen Lande einen gesuchten Artikel. Daher hat sich denn eine Art Wegelagerer und Seeräuber die Aufgabe gestellt, diese Steine durch eigens dazu angefertigte Zangen und Hebel von ihrem Lagerorte loszureißen, ganz gegen den Willen der Besitzer der Inseln oder Küstenstriche und werden nach jenen Instrumenten Steinzanger genannt. Die Steinzanger gehörten noch vor wenig Jahrzehnten zu den gefürchtetsten Freibeutern der Insel, denn sie kamen gewöhnlich des Nachts, um ihrem verbrecherischen Handwerk nachzugehen und auf leichten Schnellseglern, so daß sie der Verfolgung der Vebraubten sich schnell entziehen konnten, und da eine längere Zeit auch die Regierungsbehörden den Klagen der Beschädigten nicht die gebührende Beachtung schenkten, so stieg das Unwesen der Steinzanger auf eine unerträgliche Höhe.

Der Besitzer der kleinen Insel Dehe litt besonders zu der Zeit, in welche Galen seine Erzählung versetzt hat, von diesen Freibeutern. Schon seit einiger Zeit hatte er die Abnahme der Steine an der nordwestlichen Küste seines meerumflossenen Eigenthums bemerkt, aber die strengste Ueberwachung hatte ihm noch nicht den Verbrecher gezeigt, von dem dieser für ihn so gefährliche Verlust ausging, weil die Steinzanger meist in der Nacht der Sonntage arbeiteten, in denen sich die Knechte des Herrenhofes nach dem Festlande Rügens begeben, um sich in den dortigen Dörfern ihrer freien Zeit zu erfreuen; seine Klagen wurden von den Behörden, wie wir schon bemerkten, nicht beachtet. Nach und nach nahm aber die Raubsucht der Steinzanger so zu und sie begnügten sich nicht mehr blos mit den Steinen, sondern legten auch Feuer an seine Kornmieden und entführten auch Stücke seiner Heerden, daß er im Verein mit seinen Freunden beschloß, diesen Eingriffen in sein Eigenthum mit eigener Hand ein Ziel zu setzen. Vorsichtige Nachforschungen, die man angestellt, hatten den größten Ver-

dacht dieser Räubereien auf einen Mann fallen lassen, der in Basmund einen Kreidebruch gepachtet hatte und gegen den auch die Zollbeamten den Argwohn hegten, ein lebhaftes Schmuggelgewerbe zu treiben, obgleich sie ihn noch nicht auf der That hatten ertappen können. Er besaß zwei Yachten, mit denen er öfter Seereisen unternahm und hatte, wie man gleichfalls in Erfahrung brachte, auf Rügen selbst mehrere Wohnungen, in denen er unter verschiedenen Namen zeitweise sich aufhielt. Es kam jetzt darauf an, ihn beim Steinzangen auf Dehe zu ergreifen und dadurch Gelegenheit zu geben, ihn als einen gemeingefährlichen Mann hinzustellen, worauf dann die weitere Untersuchung auch die andern dunkeln Seiten seines Lebens enthüllen würde. Das war nur möglich, wenn man ihn auf dem Meere selbst umstellte.

Herr von der Dehe lud deshalb die angesehensten Fischer des seiner Insel gegenüber liegenden Fischerorts Schraprode zu sich ein, die von jeher mit den Besitzern von Dehe in freundschaftlicher Beziehung gestanden, setzte ihnen ein tüchtiges, landesübliches Frühstück vor und eröffnete ihnen darauf sein Anliegen, das in nichts Anderm bestand als sie sollten ihn mit ihren stark bemannten Fahrzeugen bei dem beabsichtigten Streifzuge unterstützen. Der Antrag ward mit Acclamation angenommen und am dritten Tage, als der bisher wehende Nordostwind nachließ, der jede Unternehmung zur See verhinderte, feuerten nun die größten Fischerboote von Schraprode aus, um von den Höhen der Inseln Hiddense und Ummanz die nach Dehe segelnden Fahrzeuge zu beobachten. Da ein und auch der andere Tag verging, ohne daß etwas Verdächtiges sich zeigte, glaubte man schon der Freibeuter habe Kunde von der gegen ihn beabsichtigten Unternehmung erhalten. Der Fischer Tode von Schraprode machte sich daher auf, um Kunde von den beiden Yachten einzuziehen. Nach kurzer Fahrt schon bemerkte er sie in einer kleinen versteckten Bucht und eilte, seinen Gefährten Nachricht zu geben. Gegen Mittag des dritten Tages sah man die verdächtigen Fahrzeuge wirklich auf Dehe zusteuern. Die Signale wurden den kreuzenden Schiffen aufgesteckt, um die entfernten Boote herbeizurufen, während das größte Boot, auf dem sich Herr von der Dehe befand, sich so schnell als möglich näherte. Ehe es noch den an der Steinwand von Dehe vor Anker gegangenen Yachten ganz nahe kam, ging eine derselben wieder unter Segel und nahm ihren Cours nach Nordosten, wo es bald ihren Blicken verschwand. Man ließ sie unversolgt, da man annehmen zu müssen glaubte, der Führer der Freibeuter werde zurückgeblieben sein. Man täuschte sich nicht. Die Steinzanger waren so in ihre Arbeit vertieft, daß sie das Herannahen ihrer Gegner nicht eher bemerkten, als bis die Yacht schon geentert, erstiegen und ein Theil der zurückgebliebenen Mannschaft gefangen genommen war. Der Anführer der Bande wollte zwar eine Gegenwehr versuchen, wurde aber nach kurzem Kampfe übermannt, zu Boden geworfen, gebunden und den Behörden in Bergen zur Bestrafung übergeben. Er starb im Gefängniß. Die Behörden, dadurch aufmerksam gemacht, suchten durch

schärfere Wachsamkeit die Wiederholung ähnlicher Scenen zu verhindern. Die zufällige Anwesenheit eines Gensdarmen hatte dem Vorgange den Schein der Geheulichkeit bewahrt.

—r.

(Die kleine Hand.) Die Lehre von den Sympathien und Antipathien ist vielfach verhandelt, doch seltener in der Weise illustriert worden, wie es Louise Büchner in ihrer Sammlung von Erzählungen, betitelt „Aus dem Leben“, thut. Da sie den Ort bezeichnet, wo die Geschichte geschehen sein soll, so darf man wohl annehmen, daß der Grundstoff der Erzählung wirklich dem Leben entnommen wurde. Wir stellen hier die Grundzüge flüchtig zusammen. Der außerordentliche Professor der Botanik an der Universität Freiburg, Gustav M., ein etwas sensibler Charakter, befindet sich auf einer Ferienreise. Unterwegs wird er im Eisenbahnwaggon von einem heftigen Gewitter überfallen, dem ein strömender Regen folgt, welcher trotz der schnellen Ortsveränderung die Reisenden mehrere Stationen begleitet. Der Abend bricht mit größerer Dunkelheit herein, als unter andern Umständen es möglich wäre und als der Zug an einem Anhaltepunkte hält, um neue Reisende einzunehmen, kann Gustav, in dessen Coupé zwei Frauen steigen, nur aus dem Rauschen seidener Gewänder abnehmen, daß sie wohl einer höhern Rangstufe im bürgerlichen Leben angehören mögen. Für junge und ältere Männer ist es nicht ohne einigen Reiz, sich zu vergewissern, ob weibliche Reisegefährten jung und hübsch oder alt und häßlich sind. Auch Gustav stellte sich diese Frage, konnte aber keine genügende Antwort finden, da der zitternde Schein der an der Decke des Coupés brennenden Lampe aus Mangel an Del so schwach war, daß sich die Gegenstände in demselben nicht genau erkennen ließen. Er wußte nur, daß die eine der beiden Frauen ihm gegenüber saß; ihr Wuchs war durch den dunkeln Ueberwurf verdeckt, die Form ihres Kopfes und Gesichtes verschwamm in der Dämmerung, bloß eine Hand zeichnete sich zuweilen scharf auf dem Kleide, auf dem sie lag, ab. Gustav besaß eine sehr lebhafte, leicht erregte Phantasie. Die, wie es schien, kleine, weiße, feine Hand beschäftigte ihn sehr; doch bald war eine größere Stadt erreicht, der Zug hielt und der Conducteur öffnete die Thür des Coupés und forderte diejenigen, welche ihr Reiseziel erreicht hatten, auf auszustiegen. Die beiden Damen erhoben sich von ihren Sitzen. Neue Schwierigkeiten. Der Regen strömte noch immer vom Himmel und da der Zug zu groß war, um in den Bahnhof einzufahren, außerhalb aber keine Vorrichtungen getroffen waren, das Aussteigen zu erleichtern, ertönte plötzlich der Ausruf von einer wohlklingenden weiblichen Stimme: „Ach Gott, wie soll man da hinunter kommen!“ Die Stimme bewog Gustav, zur Hilfe herbeizueilen. Er sprang hinab und half den Damen beim Aussteigen. Die Hand ohne Handschuh, die ihn schon vorher lebhaft beschäftigt hatte, ruhte jetzt einige Augenblicke in der seinigen. Die milde Wärme, die Zartheit derselben bewegte ihn eigenthümlich, er konnte sie nicht sofort

aus der seinigen entlassen und als die Besizerin sie ihm mit einem Dankesworte entzogen, sah er der Verschwundenen lange nach und hatte große Lust, in der Stadt zu bleiben, um die Damen aufzusuchen. Wohl mußte er über den Einfall gleich darauf lächeln, aber vergessen konnte er die schöne Hand demungeachtet nicht.

Die Erinnerung daran beschäftigte ihn dermaßen, daß er seinem Reisegefährten, einen Professor der Anatomie, die Begebenheit mittheilte, der ihn natürlich auslachte und weiblich über seine Phantasterei spottete. Die Ferienreise der beiden Universitätslehrer ging übrigens ruhig vorüber; Gustav hatte über andere Eindrücke die Hand ziemlich vergessen und beide arbeiteten in ihrem Berufe, als sie Beide durch ein Ereigniß von neuem eigenthümlich afficirt wurden. Eine junge Dame aus dem Norden Deutschlands war beim Professor P. angekommen, dessen Frau ihre Jugendfreundin war. Gustav und Eugen verkehrten viel mit Ps. und lernten daher den Gast bald kennen. Eugenie, wie wir die junge Dame nennen, machte auf beide junge Männer einen verschiedenen Eindruck, weil sie gesprächsweise sich gegen jeden Einfluß der Phantasie im Leben entschieden erklärte. Namentlich wollte sie nicht zugeben, daß die Liebe plötzlich, unvermittelt durch die Anerkennung schätzenswerther Eigenschaften des Geistes und Herzens entstehen könne. Gustav nannte sie deshalb allzuverständnis, während Eugen in ihr das Ideal seiner Gedanken zu finden glaubte. Trotz dieser anscheinenden Nüchternheit des Verstandes fühlte sich Eugenie zu dem phantastischen Gustav mehr hingezogen als zu Eugen, der wiederum fast unbewußt ihr eine Theilnahme widmete, die er vor Kurzem noch für unmöglich gehalten hätte. Ein unbedeutendes Ereigniß führte endlich ein Verständniß zwischen den beiden sich suchenden und doch wieder sich stehenden Herzen herbei. Gustav, dem der Zwispalt seines Herzens allgemach peinlich wurde, unternahm plötzlich eine mehrtägige Wanderung, um auf ihr mit seinen widerstreitenden Gefühlen aufs Reine zu kommen. Seine Entfernung brachte erst Eugenie das Bewußtsein, welches tiefe Interesse sie für den Professor der Botanik gefaßt habe. Sie glaubte sich verstanden oder zurückgestoßen und faßte den Entschluß in ihre Heimath zurückzugehen. Aber auch auf Gustav hatte die Trennung von dem heimlich geliebten Mädchen dieses Gefühl zum Bewußtsein gebracht. Er eilte zurück und hörte mit Entsetzen, daß Eugenie eben auf den Bahnhof gefahren sei, um P. zu verlassen. Er eilt ihr nach, kommt eben an, wie der Zug sich in Bewegung setzt, stürzt auf den Waggon zu, aus welchem sich Eugeniens liebliches Gesicht herausbeugt, erfaßt ihre Hand und erkennt jetzt, daß sie es ist, welche er gesucht hat. Ein kurzer Briefwechsel zwischen beiden Liebenden führt zu gegenseitigen Geständnissen und zur Vereinigung. Ob die Hand wirklich hier den wichtigen Vermittler abgab, den die Verfasserin in ihr gefunden zu haben glaubte, überlassen wir dem Urtheile unserer Leser.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Preis für 104 hohe Quarzbo-
gen mit 58 illuminierten Stahl-
stichen gegen 300 Abbildungen
der neuesten Moden für Damen,
Herren und Kinder
nach Originalzeichnungen,
und 12 großen Blättern mit
Mudern für allerlei weib-
liche Arbeiten enthaltend:
6 Tblr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12
Pulverblättern u. 52 schwarzen
Stahlstichen: Portraits in-
teressanter u. berühmter Zeitge-
nosser (Männer u. Frauen), An-
sichten von Städten u. Gegen-
den, welche die allgemeine Auf-
merksamkeit erregt haben. Ab-
bild. von neuen Bauwerken u.
Monumenten etc. enthaltend:
8 Tblr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Superfein!“ sagte der Beobachter, der um sei-
ner ungestörten Bequemlichkeit wegen den Platz neben
Iba verschmäht hatte, zu seiner Schwester mit halber
Stimme. „Sie reden, daß unser Einem vor ihrer
Klugheit ganz schwindelig wird.“

Sie stieß ihn an, denn sein Nachbar, welcher
den Fremden eingeführt hatte, konnte die Bemerkung
ja hören.

„Was stößt Du mich, Malchen?“ fragte er
eilig essend.

Der Nachbar hatte allerdings gehört, was über
seinen Freund geäußert wurde, doch ergöhte es ihn
nur und er wünschte nicht der Kritik Einhalt zu thun,
oder gar für seinen Gast einen Handschuh hinzuwer-
fen. Er war sich, als er ihn auf seinen dringenden
Wunsch hier einführte, vollkommen aller Folgen be-
wußt, welche dieser Schritt nach sich ziehen konnte.
Nicht zum ersten Male war er mit ihm hier, darum
hatte er es auch nicht für nöthig gehalten, ihn förm-
lich zu dem ersten Vorsteher des Vereins zu führen,
sondern diesen nur mit einer Handbewegung deshalb

bedeutet und sich für die Zeit nach aufgehobener Ta-
fel vorbehalten, den Statuten gerecht zu werden. Der
eigentliche Zweck, zu welchem sie hergekommen, war,
wie der erste flüchtige Ueberblick der Gesellschaft sie
belehrt hatte, gescheitert — darum schien wohl ein
längerer Aufenthalt nach Tische unwahrscheinlich, wenn
jene Absicht heute noch durchgeführt werden sollte.

„Entsinnen Sie sich, liebe Frau von Stei-
nitz —?“ fragte deren Nachbarin sie ganz leise.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen!“ bat Frau von
Steinitz.

„Sehr genau kann ich mich des Tages erinnern,“
sagte jene demungeachtet, „an dem wir ihn und noch
Jemand hier zum letzten Male gesehen haben. Er
saß zufällig gerade auf demselben Platze, wie heute,
und neben ihm, wo heute Ihr reizendes Nichtchen
sitzt —.“

„Liebe gute Frau Oberförsterin,“ entgegnete die
Steinitz, „wir wollen jetzt nicht davon reden.“

„Mir ist es nur unbegreiflich, wie er hier er-
scheinen und sich benehmen kann, als sei gar nichts
vorgefallen oder kein Mensch wisse etwas davon. Er
hat doch eigentlich die ganze Schuld, wenn man auch
niemals recht hinter den Schluß gekommen ist. Ge-
ben Sie Acht, wir erleben noch ein Nachspiel. Daß
Beide zu gleicher Zeit wieder in die Gegend zurück-
gekehrt sind, ist kein Zufall — wer weiß, was daraus
entstehen wird.“

Frau von Steinitz wurde von einem plötzlichen Ge-
danken überrascht, den sie nicht auf dem Herzen be-

halten konnte. Sie suchte das Gespräch, das ohnehin gefährlich war, bald möglichst zu beendigen und wandte sich dann an ihre Cousine, die ihr zur Linken, zwischen ihr und Ida saß. Bunte Reihe zu machen, war hier bei der überwiegenden Mehrzahl des schönen Geschlechts nicht möglich gewesen, auch ließen sich die Beiden selten trennen.

„Weiß Ida, wer ihr Nachbar ist?“ fragte die Steinitz heimlich. Die Cousine verneinte es.

„Vottchen, laß sie nicht außer Acht! Ich dünkte, wir hätten Ursache. Was sagst Du dazu, daß die beiden Todfeinde — das müssen sie doch sein! — sich hier wieder zusammenfinden müssen? Sollte man nicht von einer Seite auf eine bestimmte Absicht schließen? Mir kommt dies Umherstreifen des Grafen, bald zu Pferde, bald mit dem Mordgewehr auf der Schulter, ganz unheimlich vor!“

„Ich bitte Dich, Zettchen,“ erwiderte die Wittingen betroffen, „er wird ihm doch nicht aufslauern?“

„Zu dem, was er schon gethan hat, warum nicht?“ entgegnete die Steinitz.

In dem allgemeinen lauten Gespräch, das um die Tafel schwirrte, war es wohl möglich, daß die Nachbarn sich auch Dinge, die Niemand hören sollte, mittheilen konnten und die beiden Tanten machten es sich zu Nutzen, ihren alten Meinungsstreit über eine fremde Schuld vergangener Tage wieder aufzunehmen, und erfolglos, wie immer, fortzusetzen. Sie sahen dabei ganz unbefangen aus, aber ganz entgingen sie der Beobachtung doch nicht. Der junge Mann, welcher trotz seiner Behauptung, daß ihm die schöne Fremde zu fein sei, an ihr ein großes Interesse nahm, schaukelte sich ein wenig rückwärts auf seinem Stuhle, um sie bei der lebhaften Unterhaltung, in welche sie ihr Nachbar verwickelt hatte, zu sehen und wo möglich zu belauschen, dabei entging ihm auch der immer eifriger werdende Meinungsaustrausch der beiden alten Damen nicht.

„Ich glaube, Malchen,“ sagte er zu seiner Schwester, „während hier ein Rehchen angeschossen wird, beißen sich die Sympathiebögel in aller Gemüthlichkeit. Wenn man nur wüßte worüber? Man könnte vielleicht helfen.“

Sie brachen aber schon ab und Frau von Wittingen wandte sich mit der Miene der Siegerin zu ihrer Nichte, welche eben nicht in Anspruch genommen war und der Tante sich widmen konnte. Es brannte dieser auf der Seele, Ida zu sagen, wer durch einen seltsamen Zufall an ihre Seite gekommen war, sie

fühlte fast die Verpflichtung, das nichts ahnende Kind zu warnen, aber konnte sie es denn thun, ohne sie auf eine Weise zu erschrecken, daß sie sich verrathen mußte? Indessen mußte doch etwas geschehen.

„Nimm Dich ein wenig in Acht, mein Herz,“ raunte sie ihr zu. „Nach Tische mehr.“

Ida war über diese Warnung verwundert, sie hatte an der geistvollen Unterhaltung ihres Nachbarn wirklich Gefallen gefunden und ihm konnten die Worte der Tante doch nur gelten. Die Mahlzeit nahte ihrem Ende, aber ehe die Tafel noch aufgehoben war, sollte Ida volle Aufklärung erhalten. Ihr Nachbar wurde von seinem Freunde genannt. Aßberg! Wie hätte sie bei dem Interesse, das sie an dem furchtbaren Schicksale des Grafen Erff nahm, diesen Namen vergessen können? Zum Glück wurde in demselben Augenblicke die Tafel aufgehoben, und in der allgemeinen Unruhe, welche dadurch entstand, bemerkte Niemand, welchen schreckhaften Eindruck die Entdeckung auf Ida gemacht, neben wem sie gefessen, mit wem sie sich harmlos unterhalten hatte. Der Einzige, welcher ihre plötzliche Befangenheit hätte wahrnehmen können, war er selbst, als er ihr die übliche Verbeugung machte, aber wenn er sie dabei wahrnahm, so schrieb er sie wohl einer ganz andern, für ihn viel günstigeren Ursache zu. — „Es ist die höchste Zeit, Felix!“ sagte gleich darauf sein Freund zu ihm.

„Auf morgen, Wentheim!“ erwiderte Aßberg. „Es ist heute offenbar zu spät geworden!“

„Dich fesselt hier ein anderer Grund, gestehe es nur!“ sagte der Freund ernsthaft. „Doch sollte ich meinen, das, was Dir so sehr am Herzen gelegen, ginge vor. Die Gelegenheit findet sich vielleicht nicht wieder.“

„Das ist sehr wahr, doch ich beziehe diese Bemerkung auf die lebendige Gegenwart. Die laß mich genießen. Wir fahren morgen nach Dornberg. Auf morgen die Vergangenheit und — die Zukunft.“

Achselzuckend gab Wentheim nach, aber es brachte seinem Freunde nicht den Vortheil, den er sich gedacht hatte. Die ungezwungene Unterhaltung, die er bei Tische geführt hatte, die für ihn so anziehend gewesen war, ließ sich, da Ida in der sich nun vielfach gruppierenden und lustwandelnden Gesellschaft nicht von der Seite ihrer Tanten wich, in gleicher Weise nicht wieder anknüpfen. Aßberg bejaß zwar die Gabe, der öffentlichen Meinung mit Gleichmuth entgegen zu treten, im hohen Grade und scheute sich nicht, den alten Damen, wie eingenommen sie auch gegen ihn sein

mochten, zu nahen, und in unbegreiflicher Unbefangenheit, wie schon Frau von Steinitz der Oberförsterin hatte zugeben müssen, als sei gar nichts vorgefallen, mit ihnen eine Unterhaltung zu beginnen, er ließ sich durch die kalte Förmlichkeit derselben nicht abschrecken und richtete seine Worte wiederholt auch an Ida, aber er konnte sich nicht täuschen, der günstige Moment war vorüber, er hätte ihn vielleicht besser benutzen können. Hier war kein Terrain mehr für ihn. Doch reizte ihn der Widerstand, den er erfuhr und das junge Mädchen erschien ihm deshalb nur um so anziehender.

„Wäre es nicht besser, Zettchen,“ fragte Frau von Wittingen, als sie wieder von ihm getrennt waren, der sich frei in der Gesellschaft bewegte, in welcher doch Alles ihn verurtheilte, „wäre es nicht besser, wir warteten heute den Abend nicht ab, sondern führen gleich nach dem Kaffee nach Hause?“

„Ich bin ganz Deiner Meinung, Zettchen,“ erwiderte die Steinitz mit seltenem Einverständnis. „Wir haben ja die beste Entschuldigung durch Leupolds Unwohlsein.“ Der Nefse war von angestrenzter Arbeit angegriffen, zu Hause geblieben und gab nun den willkommenen Vorwand ab, daß die Seinigen, wenn auch nicht aus Besorgniß für ihn, früher aufbrechen konnten, als sonst üblich war. Denn man hatte ja gerade den Tag der Zusammenkunft im Anker nach dem Vollmonde bestimmt, um recht lange vereint zu bleiben.

Der Entschluß mußte vorher schon bekannt gemacht werden und erlitt von Seiten der nächsten Bekannten manchen Widerspruch, aber die Damen blieben fest. Ein unbemerktes Abfahren war natürlich nicht möglich, würde auch eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen haben; hier hatte die Sitte, sich ohne Abschied zu entfernen, wie in der großen Welt sich die Gesellschaften gleichgiltig trennen, noch nicht Platz gegriffen, hier mußte Jeder von Jedem Abschied nehmen und dieser feierliche Act würde Idas Heiterkeit hervorgerufen haben, wenn sie nicht ernster als je gestimmt gewesen wäre. Als sie auch Ahbergs Verbeugung erwiedern mußte, war es ihr, als fühle sie seinen Blick auf ihrem gesenkten Augenlide brennen und erst auf dem Wagen, als die Pferde unter einem nochmaligen Lebewohl und Bedauern der Zurückbleibenden antrabten, fühlte sie ihre Brust von dem beklemmenden Gefühl, das sie überfallen hatte, befreit. Unterwegs sprachen die Tanten mit großer Vorsicht. Frau von Steinitz hatte nicht erfahren, daß ihre Cousine gegen die Verabre-

dung unvorsichtiger Weise den verpönten Namen an Ida verrathen hatte und die Wittingen sparte sich Alles, was ihr das Herz bedrückte, auf, bis sie mit der Nichte allein sein werde. Im Walde sah sie sich verstohlen und ängstlich um, dort wo er sein Ende nahm, hatten sie auf der Herfahrt den Grafen getroffen, auch Ahbergs Weg führte hier vorüber. Gott bewahre Beide vor einer Begegnung!

7.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange als Werner heimkehrte; er war den ganzen Tag abwesend gewesen, und sein Bruder hatte schon oft in ungewöhnlicher Ungeduld nach ihm ausgeschaut.

„Sage mir, wo hast Du so lange gesteckt?“ rief er ihm entgegen als er ihn endlich langsam und wie es schien etwas ermattet kommen sah. „Du bist doch nicht auf Deine eigene Hand im Anker gewesen?“

„Ich komme von der Falkenhöhe,“ erwiderte Werner. „Ich habe den Ausgang von der andern Seite doch gefunden.“

„Also wirklich!“ versetzte Dudo mit großem Antheile.

„Ich hatte es mir vorgenommen und habe mich durch wiederholten Fehlschlag nicht abschrecken lassen.“

„Ja, was Du Dir vornimmst, da setzt Du schon Leib und Seele daran. — Wo bist Du denn endlich hinauf gekommen?“

„Ich könnte es Dir kaum deutlich beschreiben — was hat es auch für Dich zu sagen!“ Sie setzten sich unter die Ulme, wo schon die einfache Abendmahlzeit aufgetragen wurde.

Als der Diener sich wieder entfernt hatte, sagte Dudo: „Nun haben wir also doch wenigstens eine Erklärung, wie die beiden jungen Leutchen das Wagstück möglich gemacht haben.“

„Mir lag eine ganz andere am Herzen, Dudo,“ erwiderte Werner. „Ich weiß überhaupt jetzt mehr, als ich je geträumt zu erfahren und ich werde morgen abreisen, lieber Bruder.“

Erstaunt ließ Dudo die Hand sinken, welche den Löffel zum Munde führen wollte. Er hatte die Bitterkeit, mit welcher die ersten Worte gesprochen wurden, wohl verstanden, aber der unerwartete Nachsatz machte ihn erstaunen. „Wohin denn? Warum so plötzlich? Was willst Du denn anfangen?“

„Ich werde nicht wieder wie der ewige Jude, rastlos in der Welt umherschweifen,“ antwortete Werner.

„Die Ruhe, die ich mir nicht erjagen konnte, habe ich nun auf einmal gefunden, sie heißt Gewißheit.“

Dudo sah ihn zweifelhaft an. Gewißheit hatte er nach Dubos Ansicht doch schon in hinreichendem Maße gehabt, und die Ruhe, von der er sprach, war weder in seinem Blick, noch in seinem Tone zu finden.

„Ich werde mich wieder ankaufen,“ fuhr Werner fort, „nicht auf dem Lande — mir fehlt jetzt der Sinn dafür, mich einer solchen Beschäftigung zu unterziehen —.“

„Nun, ein eifriger Landwirth bist Du nie gewesen, könntest Dir ja wieder tüchtige Beamte halten; ich will Dir ein Paar Güter vorschlagen in unserer Gegend, die gerade verkauft werden sollen.“

„Nein, Dudo. Ich werde mir eine Besizung dicht bei einer Stadt kaufen — sie wurde mir schon angeboten, ehe ich herkam, allerdings halb im Scherz: die Villa d'Dro.“

„Will er sie verkaufen?“ fragte Dudo überrascht. „Wie kommt denn das? Steht es schlecht mit ihm?“

„Ich weiß es nicht, ihn selbst habe ich weder gesehen, noch gesprochen, nur seiner Frau bin ich einmal begegnet. Doch bot mir sein bester Freund die Villa an, er sei mit dem Verkauf beauftragt, wenn es vortheilhaft geschehen könne.“

„Und dort willst Du Dich niederlassen?“ fragte Dudo noch immer mißtrauisch.

„Ja, und heirathen, Dudo,“ antwortete Werner.

Dudo fuhr auf, von seinem ganzen Phlegma verlassen. „Kerl!“ sagte er. „Treibst Du Deinen Spaß mit mir?“

„Es ist mein Ernst,“ versicherte Werner.

„Das freut mich, da thust Du Recht, ich habe es ja immer gesagt, Du mußt wieder heirathen! Wer ist denn Deine Erlorene, kenne ich sie? Und davon sagst Du erst heute?“

„Erst heute kann ich Dir davon sagen,“ erwiderte Werner. „Du kennst sie nicht, um deren Hand ich anhalten will — sieh mich nicht so lachend und leichtfertig an. „Ich bin kein verliebter Thor, was ich thue, ist nur ein Entschluß der kalten Vernunft —.“

„Du und kalte Vernunft!“ rief Dudo, in die dicken Hände schlagend. „Nenne sie mir wenigstens.“

„Der Name ist Dir bekannt genug und die El-

tern sind es Dir auch. Ich kaufe die Villa d'Dro und die Braut, wenn sie überhaupt meine Braut wird, soll dieselbe zur Morgengabe erhalten, weil sie darin geboren ist.“

„Lüneburgs Tochter?“ rief Dudo von Neuem überrascht.

„Jawohl, Fräulein von Lüneburg, welche ganz in unserer Nähe, in Steinthal, weilt. Bist Du zufrieden?“

„Jetzt komme Du mir mit der kalten Vernunft!“ entgegnete Dudo. „Die Begegnung auf der Falkenhöhe, das Unbegreifliche derselben, Deine Hilfsleistung, die leidliche Strecke, auf welcher Du sie getragen —.“

„Beruhige Dich, Dudo!“ bat Werner. „Ich gehöre freilich zu den Menschen, die an eine gewisse Folgerichtigkeit in Allem, was ihnen begegnet, glauben oder damit ich ohne Floskeln Gott die Ehre gebe, die an die Hand des Herrn in allen ihren Schicksalen glauben, wenn sie auch nicht immer die Kraft haben, sich ohne zu murren ihr zu beugen. Wenn ich es aber auch keinen Zufall nennen kann, daß ich gerade auf der Stätte, wo sich mein Schicksal entschieden hat, diese neue Begegnung mit Allem, was sich daran knüpfte, erleben mußte, so gebe ich Dir mein Wort, daß ich schon vorher zu einer zweiten Ehe entschlossen war und daß dieser Entschluß aus kalter Vernunft hervorgegangen ist!“

„Ich verstehe Dich — Du hast endlich doch auf mich gehört, um dem — Andern sein Spiel zu verderben. Recht so! Hast Du Dich mit dem Mädchen schon verständigt?“

„Ihr mit Huldigungen zu nahen, ihr den Hof wie ein junger Geck zu machen — es wäre für mich eine Rolle, deren ich mich nicht gewachsen fühle, ich würde mich ihrer schämen. Erst will ich mit den Eltern sprechen und dann meinen Antrag stellen, wie es sich für mich und meine Verhältnisse allein paßt.“

„Du solltest Dir aber doch hier gleich Gewißheit verschaffen, daß er nicht abgelehnt würde. Deine Proceur kommt mir, obgleich ich nie Passion zum Freien verspürt und kein Urtheil darüber habe, etwas altfränkisch vor. Dein Alter! Du bist fünfunddreißig Jahre — wie Wenige können früher heirathen! In Deiner Stelle würde ich mir hier einen sichern Rückhalt an den Tanten schaffen, wenn Du mit der Kleinen nicht anbinden willst, sie werden dann schon Deine Sache

führen. Oder wenn Du willst, übernehme ich es sehr gern — ich stehe bei den Damen ganz gut und will noch heute hinüberfahren, da ich ihnen seit längerer Zeit einen Besuch schuldig bin und bei dieser Gelegenheit auch das liebe Mädchen zu sehen bekomme, das, wenn sie ihrer Mutter ähnlich sieht, sehr hübsch sein muß.“

„Nein, Dudo, um keinen Preis wünsche ich das!“ erwiderte Werner entschieden. „Ja, ich bitte Dich sogar um Dein Versprechen, während meiner Abwesenheit Steinthal nicht zu besuchen.“

„Du gehst immer Deine eigenen Wege, ich will sie nicht kreuzen,“ versetzte Dudo, indem er die Tischglocke, die neben ihm stand, in Bewegung setzte, damit nach der Suppe, die zu allen Jahreszeiten seiner Abendmahlzeit nicht fehlen durfte, das Hauptgericht folge. Der Diener trug es auf, als sich das Rollen eines Wagens im nahen Dorfe hören ließ und man denselben bald darauf, um die Ecke biegend, am Hofthore erblicken konnte. Dort hielt er aber und der Kutscher, einem der Herren, die hinter ihm saßen, die Zügel gebend, sprang herab.

„Wer kann denn das sein? Zu nächstlicher Weile?“ fragte Dudo. Die Sonne war eben verschwunden, von der Dorfkirche hallte das Abendgeläut. Er stand auf und ging dem Kutscher entgegen.

„Herr von Wentheim läßt fragen, ob er den Herrn Grafen auf eine Viertelstunde sprechen könnte,“ brachte der fremde Diener vor. Bei diesem Namen sprang auch Werner rasch auf. Sein Bruder ließ den unerwarteten Gast bitten näher zu treten und nahm dann Werner kräftig bei der Hand.

„Er ist es, wahrhaftig!“ sagte er. „Ich bitte Dich nun im vollen Ernste, halte Dich, Werner! Bedenke, was Du heilig gelobt hast!“

„Dies Gelübde ist mein ewig nagender Wurm! Hätte ich es nie gethan, hätte ich den Buben mit meiner Kugel niederstrecken können, wie er es verdiente!“ rief Werner, den beiden Nahenden mit glühendem Auge entgegenstarrend.

„Geh' erst hinein, Werner! Suche Dich zu fassen! Sie können es ja wohl begreifen —“

„Muthest Du mir Feigheit zu?“ entgegnete Werner. Die Ankommenden waren schon zu nahe — und gerade das Verhältniß, das hier obwaltete, forderte dazu auf, ihnen entgegen zu gehen.

„Werner, hier bin ich!“ sagte Alßberg mit hör-

bar bewegter Stimme, ehe noch der Gutsherr ein Wort des Empfanges äußern konnte. „Du hast nach mir geforscht, ich stelle mich Dir.“

„Seitdem bedarf ich Deiner nicht mehr —“ erwiderte Werner mit einem Tone, der den innern, mühsam zurückgehaltenen Grimm bekundete, aber was er hinzusetzen wollte zur Milderung oder Verschärfung dieser schroffen Antwort, wurde durch seinen Bruder abgeschnitten, der die Gäste in das Haus einlud, wo man sich über Alles besprechen könne. Daß Wentheim in die traurigen Verhältnisse eingeweiht war, wußte er ja und es war ihm auch lieb, ihn als Vermittler zu seiner Unterstützung zur Hand zu haben.

Im hohen Familiensaale brannten schon die Armleuchter, wozu der Graf bei der Ankunft der Gäste Befehl gegeben hatte. Das Abendessen sollte dann hier aufgetragen werden, er hoffte dadurch Zeit zu gewinnen, in welcher sich die Gemüther vielleicht einigermaßen beruhigen würden, um vernünftigen Vorstellungen zugänglich zu sein. Wozu sollte das Alles jetzt noch führen? Aber Werner war nicht geneigt, auch nur eine Minute zu harren, „wir werden klingeln!“ wies er eigenmächtig den Bedienten zurück, der schon Anstalten treffen wollte, die Tafel zu beschicken. So blieben sie denn ungestört allein.

„Sie waren neulich bei mir, Herr Graf,“ nahm Wentheim sogleich das Wort, „ich konnte Ihnen der Wahrheit gemäß nur sagen, daß ich von meinem Freunde durchaus keine Nachricht habe — und kurz nach Ihrem Abreiten kam er an. Natürlich erweckte ihm meine Mittheilung, daß Sie ihn hatten auffuchen wollen, die angenehmsten Hoffnungen, wir glaubten Sie heute oben im Anker zu treffen, wo Ihr Herr Bruder sonst niemals fehlt — da wir Sie aber dort vermiften, fuhren wir noch, sobald es möglich war, hierher —“

„Und bleiben die Nacht bei mir, will ich hoffen,“ fiel der Gutsherr rasch ein, „wir wollen uns endlich ganz und gründlich ansprechen, damit kein bitterer Bodensatz zurückbleibt. Es ist Zeit, daß es damit zu Ende kommt. Wenn Sie erlauben, schicke ich hinaus, daß Ihr Kutscher ausspannt.“

„Ich kann das auf keinen Fall annehmen,“ sagte Alßberg, der seine volle Besonnenheit, welche ihn im ersten Moment zu verlassen drohte, wieder erlangt hatte. „Nicht länger will ich bleiben, als nöthig ist. Du hast nach mir verlangt, Werner, hier bin ich. Zu

verläugnen, zu beschönigen ist hier nichts — ich stelle mich Dir, wenn Du Genugthuung suchst.“

„Genugthuung!“ rief Werner mit flammenden Blicken. „Ich — mag sie nicht suchen, zwischen uns ist Alles zu Ende.“

„Nun dann — Versöhnung!“ sagte Aßberg, indem er ihm die Hand entgegenstreckte.

„Vergeben und vergessen!“ setzte Dudo hinzu.

„Versöhnung mit Dir?“ rief Werner im bittersten Hasse. „Dir vergeben? Vergessen, was geschehen ist? Du hast die Stirn, das von mir zu fordern? Laß Dir sagen, daß ich Dein Todfeind bleiben werde, so lange ich athme. Das ist mein letztes Wort zu Dir.“ Er wandte sich ab und wollte das Zimmer verlassen.

Dudo hielt ihn noch einen Moment auf: „Ich bitte Dich, Werner —“ und auch Wentheim bat ihn, einer ruhigen Vorstellung Gehör zu geben.

Er aber sprach mit unbeugsamer Härte: „Meine Herren, ich bin kein schwankendes Rohr, das jedem Luftzuge folgt. Was ich Herrn von Aßberg gesagt habe, ist unabänderlich. Die Welt ist weit genug, unsere Wege brauchen sich nicht zu kreuzen.“

„Aber dann begreife ich nicht, warum Sie mir die Ehre erzeigten?“ rief Wentheim nun auch unwillig.

„Weil ich — eine Gewißheit suchte,“ erwiderte Werner mit einem festen Blicke auf Aßberg, „die mir dann der Zufall gegeben hat. Sie ändert nichts.“ Er verbeugte sich gegen Wentheim und verließ nun das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Jean Paul in Leipzig.) Heribert Rau scheint sich die Aufgabe gesetzt zu haben, die berühmtesten Männer Deutschlands in historisch-romantischen Dichtungen zu feiern. Es liegt wohl in der Natur solcher Schilderungen, daß das Reich der Phantasie darin vorherrscht, denn sie sollen ja das Interesse eines großen Leserkreises erwecken. Doch findet man immerhin manche Erinnerung aus vergangener Zeit wieder, die in dem Auf- und Abfluthen der Literatur bereits halb und halb vergessen ist. So wird uns in dem Lebensbilde „Jean Pauls“ (Leipzig, Thomas) eine Schilderung Leipziger Lebens aus dem J. 1797 gegeben, die für Viele von Interesse sein dürfte. Im Winter des genannten Jahres zog der berühmte Herausgeber der „Grönländischen Prozesse“, der bewunderte Dichter des „Hes-

perus“ und anderer Romane, der schon in Weimar glänzende Triumphe gefeiert hatte, nach Leipzig und die Buchhändler dieser Metropole des deutschen Buchhandels beschlossen, ihm ein kostbares Dejeuner in der Mausschen Conditorei zu geben und so seine Ankunft zu feiern. Ihnen hatten sich einige der namhaftesten Literaten und Universitätslehrer angeschlossen. Rau schildert diese Morgenscene im Kaffeehause nach andern Quellen in erzähliger Weise. Wir entlehnen ihr einige Züge. Während in Erwartung des vielgefeierten Schriftstellers, der im Beginn seiner Laufbahn in Leipzig fast verhungert wäre, die jüngern Herren theils mit der Labendemoiselle, theils mit den böhmischen Harfenistinnen liebäugelten, die älteren Herren in abgesonderten ernsten oder launigen Gesprächen mit ihren Freunden sich ergingen, öffnet sich die Thür und herein segelt eine kleine alte Weibergestalt, seltsam anzuschauen und wird von einer Masse Stimmen mit einem lauten Halloß begrüßt. In ein weites graues Kleid, einen schmutzig-weißen Shawl und eine ditto Haube ist sie breit und schlotterig eingehüllt; aus den schmutzigen Locken der Haube ragt bloß eine lange Nase hervor, was von dem Gesichte noch sonst zu sehen ist, giebt ihr die größte Ähnlichkeit mit der Physiognomie eines Rebhuhn. In einem Handkorbe schleppt sie Bücher und Spielzeug, ein Roulett und andere Verkaufsartikel mit sich. Feierlich macht sie jetzt den jüngern Herren, die scherzend auf sie zukommen, einen tiefen Knix, während sie zugleich ihre Waaren mit ungeheurer Zungenfertigkeit und der Schnelle und dem Tone einer Klappermühle anbietet. Da rufen mit einem Male mehrere Stimmen: „Declamiren, Mac-Merillis, declamiren!“ und schon hat man ihr einen Stuhl gestellt, auf den sie knien muß. Sie erfüllt den Wunsch ihrer geehrten Gönner, singt dann auch ein Liedchen auf allgemeines Verlangen und fügt sich endlich sogar so weit, mit einem überlustigen jungen Manne einen Tanz aufzuführen, zu dem die Harfenistinnen aufspielen müssen. Reich beschenkt verläßt sie schließlich das Local.

Bald darauf erschien Jean Paul, geführt vom Buchhändler Herrmann und ließ sich die Huldigungen einer Stadt gefallen, die freilich in seinen Augen viel von ihrem Werthe verlieren mußten, weil sie nur dem bereits errungenen Ruhme galten, der jetzt schon ganz Deutschland erfüllte. Gewiß wäre dem jetzt hochgeehrten Schriftsteller der kleinste Theil dieser Anerkennung von Seiten der Leipziger Buchhändler zehn Jahre früher erwünschter gewesen, wo er als armer Student vergeblich einen zahlenden Verleger für seine „Grönländischen Prozesse“ suchte und es Niemand der Mühe werth hielt, das Manuscript auch nur anzusehen. Jean Pauls Aufenthalt in Leipzig sollte aber auch nach einer andern Seite hin für ihn von Bedeutung werden. Es ist bekannt, wie seine Schriften besonders auf die Frauenwelt Deutschlands einen tiefen Eindruck machten und wie dieser Eindruck durch sein persönliches Erscheinen nicht vermindert, im Gegentheil noch erhöht wurde. So war denn auch eine reiche junge Dame, Emilie von Berlepsch, für den Dichter so begeistert worden, daß sie nach Hof kam, um seine

persönliche Bekanntschaft zu machen. Wie allen Frauen, die mit Jean Paul in nähere Berührung traten, erging es auch Frau von Berlepsch. Aus einem Aufenthalte in Hof von wenigen Stunden wurde einer von mehreren Tagen und auch dann konnte sie sich von dem Dichter nicht trennen, sondern überredete ihn, sie nach Eger zu begleiten, wo sie eine Cur gebrauchen wollte. Aber auch Jean Paul war von der lebenswürdigen schönen Frau wunderbar gefesselt worden, auch er glaubte, ohne sie nicht mehr leben zu können und als er sie doch in Eger verließ, um nach Hof zurückzukehren, so geschah es nur, weil er Nachricht von einer Besorgniß erregenden Erkrankung seiner Mutter erhalten.

Der Tod der Mutter machte ihm Hof verhaßt, wo überhaupt seine persönlichen Beziehungen sich nicht so gestaltet hatten, wie er es wohl hätte wünschen mögen. Er gab daher den Bitten der Frau von Berlepsch um so leichter nach, Leipzig zu seinem künftigen Aufenthalte zu wählen, in dessen Umgegend (im Altenburgischen) die schöne Frau ein Rittergut besaß, auf dem ihre Anwesenheit nothwendig geworden war. Viel zu spät für ihre glühende Sehnsucht konnte sie endlich die dringendsten Geschäfte erledigen und nach Leipzig eilen. Hier umspann sie den Dichter mit den Reizen ihres Geistes und Herzens so sehr, daß sie endlich es wagen durfte, ihm ihren Wunsch nach einer dauernden Vereinigung ans Herz zu legen. Und Jean Paul? Es gab wohl eine kurze Spanne Zeit, wo auch er von einer herrlichen Zukunft mit der lieblichen Frau träumen konnte; doch dauerte der Traum nicht lange. Wenn er ruhiger den immerhin beachtenswerthen Antrag erwog, erkannte er die Unmöglichkeit seiner Annahme, denn Frau von Berlepsch nahm schon jetzt seine Zeit so ausschließlich in Anspruch, ließ mehr und mehr eine solche Eifersucht auf seine Mußestunden, die er seinen Dichtungen (damals dem Titan) widmete, errathen, daß Jean Paul voraus sah, er werde nie mehr als Schriftsteller wirken können, wenn er in diese Verbindung willige. Aber wie Emilien dieses Nein mittheilen? So liebenswürdig und mild sie auch war, wenn ihren Wünschen keine Schranken entgegengesetzt wurden, so heftig konnte sie werden, wenn ihr Wille auf Widerstand stieß. Schon einmal hatte Jean Paul den Ausbruch ihrer Heftigkeit erlebt, als er, versunken in seine Dichtung, die Zeit übersehen hatte, wo sie ihn gewöhnlich erwartete. Wie ein von Gewitterstürmen angeschwollener Bergstrom, so übersluteten ihn ihre Vorwürfe, Thränen und Klagen; sie ließen ihn nicht zum Worte kommen, um sich zu verteidigen; sie schickte ihn fort, als sei seine Nähe ihr verhaßt. Demungeachtet mußte es gewagt werden. Doch welche entsetzliche Scene entwickelte sich vor Jean Paul, als er Emilien nur ahnen ließ, daß es zu ihrem beiderseitigen Besten gut sei, diese heftige Leidenschaft sich zu einer ruhigen Freundschaft krystallisiren zu lassen. Emilie versiel in Krämpfe, heftiges Blutbrechen führte sie dem Grabe nahe und der zartfühlende Dichter ergab sich darein, geschehen zu lassen, was er nicht zu ändern vermochte, ohne sich eines Mordes schuldig zu machen.

Die schöne Frau war voll Heiterkeit und Anmuth, als sie den Wunsch ihres Herzens gesichert sah und unerschöpflich in Beweisen ihrer Liebe und Hingebung an den verehrten Dichter. Sie baute die reizendsten Lustschlösser von dem Leben, das sie mit einander führen wollten; aber Jean Paul weckte sichtbar dahin. Er fühlte nur zu lebhaft, daß sein Beruf als Schriftsteller, dem er eine so hohe Bedeutung beilegte, für immer begraben sei, denn wenn Emilie sich auch fortwährend bemühte, ihm zu versichern, daß sie seiner Muse die ihr gebührende Anerkennung zollen werde, so brach doch ihre Eifersucht auf die Göttliche immer wieder herein. Sie konnte es nicht ertragen, die Liebe ihres Bräutigams mit einem andern Wesen theilen zu sollen, wäre es auch die Göttin der Dichtkunst. Jean Paul selbst ermattete; er fand nie die nöthige geistige und gemüthliche Sammlung, um seine begonnenen Arbeiten fortzusetzen und sah auch nicht ab, wie es anders werden sollte. Da ermannte er sich endlich zu einem festen Entschlusse und als Emilie wieder ihre künftigen Lebenspläne ihm auseinandersetzte, zeigte er ihr, daß eine solche Zukunft ihm, dem Schriftsteller, nicht verlockend erscheinen könne. Sie habe ihn als Schriftsteller geehrt, bleibe er dies nicht, so werde jeder Zauber von ihm schwinden, der sie vielleicht an ihn gefesselt und nach kurzer Zeit werde sie ihn kaum mehr achten. Wohl gab es noch Kämpfe genug, ehe Emilie sich den Vorstellungen der Vernunft erschloß, doch endlich brach sich die letztere Bahn und sie schieden mit dem Gelübde, einander Freund zu sein.

— r.

(Aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. von Preußen.) Der Director des königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs, Dr. Karl von Weber hat eine neue Folge seiner interessanten archivalischen Mittheilungen unter dem Titel „Aus vier Jahrhunderten“ (Leipzig, Tauchnitz) erscheinen lassen. Der uns vorliegende erste Band enthält, wie seine Vorgänger, viel Interessantes. Wir entnehmen ihm einige Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. von Preußen, die der Verfasser aus der Correspondenz des ehemaligen sächs. Ministers, Grafen von Mantuffel mit dem Grafen Brühl zusammengestellt hat. Die Schattenseiten dieses Königs, seine Willkür, seine Härte, sein ungemessener Zehzorn werden natürlich hier in den Vordergrund gestellt, da sie ja auch in dem Leben des Königs nur zu oft die edlen Seiten seines Charakters überdeckten und ihre Wirkungen lähmten.

Von seiner großen Sparsamkeit und seiner Gewandtheit sich neue Einnahmen zu eröffnen, sind viele Züge bekannt; hier nur noch einige, die theils durch ihren Humor, theils durch die Nichtachtung des allgemeinen Wohls bemerkenswerth sind. Der König wollte in Wusterhausen eine Wildschweinejagd halten und befahl dem Oberjägermeister, ihm einen Kostenausschlag zu entwerfen. Nach einer Stunde kam der Beauftragte zurück und theilte ihm erfreut mit, daß eine solche Jagd nur 700 Thlr. kosten werde. „Nur 700 Thlr.!“ rief der König entsetzt und überhäufte den Oberjägermeister mit einer Fluth von Kraftausdrücken, die ihm bekanntlich stets zu Gebote standen, drohte ihn und das ganze

Jägerpersonal fortzujagen und schloß mit der Versicherung, er wolle ihm zeigen, wie man ohne alle Kosten eine Schweinejagd halten könne. Sofort schickte er vier Jäger in den Wald bei Wusterhausen mit dem Befehle, so viel Schweine zu erlegen, als sie im Stande seien und am Abend lagen 28 Sauen und Eber zu den Füßen des Königs. Tags darauf waren die Minister zur königlichen Tafel geladen und bemerkten mit heimlicher Freude, daß die Tafel statt des gewöhnlichen Biers mit Wein besetzt war. Sie ließen ihn sich trefflich schmecken und mit Entsetzen bemerkte der König, daß viel mehr Flaschen geleert wurden, als ihm nothwendig schien. Um wieder zu seinem Schaden zu kommen, führte Friedrich Wilhelm seine Gäste in den Schuppen, der die Wildschweine barg, lobte ihre Größe, worin die Minister einstimmten und fragte sie, was wohl aus dem Verkauf des Wildes zu lösen sein dürfte. Dem König zu gefallen, taxirten sie das Stück weit über seinen damaligen Werth, auf 7 Thlr. Der König war mit dem Gebot sehr zufrieden, setzte aber gleich hinzu: „Dafür lasse ich einem Jeden von Euch ein Schwein ab. Ihr müßt aber sogleich bezahlen.“ So war die Ausgabe für den Wein gedeckt. Ähnliche gezwungene Verkäufe wiederholten sich oft. Als bei spätern Jagden zu Wusterhausen eine große Menge Wildschweine erlegt worden waren, ordnete der König an, daß man sie unter die Civil-, Staats- und Hofdiener vertheilen, und den Preis von deren Besoldung abziehen sollte. Die meisten der Betroffenen mußten sehen, wie sie das theure Festessen anderweit verwerthen konnten. Zweihundert Stück mußten die Juden bezahlen, da man aber im Voraus annahm, sie würden und dürften keinen eigenen Gebrauch davon machen, so wurde das Wild unter die Soldaten vertheilt. So wußte der König immer seine Kasse zu füllen, freilich auf Kosten Anderer, deren Kassen auf solche Ausgaben gar nicht eingerichtet waren. Noch schlimmer wirkte eine Speculation des Königs, die er gegen Ende seines Lebens unternahm, auf das ganze Land. Ein gewisser Eckart, ein verdorbenes Subject, der aber des Königs Gunst durch manche verderbliche finanzielle Maßregeln erworben hatte, die nur dem Könige eine größere Einnahme versprachen, erzählte ihm, daß man in Preußen über Mangel an Absatz des Getreides klage; er schlage daher vor, alles Getreide anzukaufen, dann die Einfuhr aus den benachbarten Provinzen zu verbieten und das Getreide für höheren Preis zu verkaufen. Der Vorschlag wurde angenommen und das Verbot erlassen; aber bald trat bitterer Mangel ein. Vergeblich brang man in den König, die allgemeine Noth, die immer höher stieg, durch Beseitigung des Einfuhrverbotes zu heben, denn in Polen z. B. war Uebersuß an Getreide und der Berliner Scheffel galt daselbst nur 10 Gr., während der König sein Korn mit 2 Thlrn. für den Scheffel verkaufen ließ; einmal machten die Vorstellungen Eindruck auf den König, er hob das Verbot auf, doch nur um es den Tag darauf wieder herzustellen.

Mit dieser Geldliebe am unrechten Orte und diesen trau-

rigen Finanzspeculationen, hielt seine Laune, seine Willkür bei Behandlung von Personen und Rechtsfällen gleichen Schritt. Vielsach griff er in die Rechtskenntnisse der Gerichtshöfe ein, wenn sie mit seiner Ansicht, die doch nicht immer von einer richtigen Kenntnißnahme der Rechtsfälle gestützt war, nicht übereinstimmten und nur selten ließ er sich herbei, seine Ansicht zu ändern, wie es z. B. beim Minister von Massow der Fall war, der des Unterschleifs beschuldigt war. Der alte Mann, seiner Redlichkeit sich bewußt, verlangte vom König eine strenge Untersuchung und, obgleich gegen ihn eingenommen, fügte sich Friedrich Wilhelm seinem Begehren und ordnete eine Commission an zu diesem Behufe, die Massows Unschuld vollständig ans Licht stellte. Wir wollen gern zugeben, daß der König Grund hatte, an der Redlichkeit und Pflichttreue seiner Beamten zu zweifeln, daß die Klagen wegen verletzter ehelicher Treue, die in dem vorliegenden Buche häufig erwähnt werden, eine Seite seines Charakters berührten, die besonders empfindlich war, daß manche, ja die meisten Willkürhandlungen in dem Charakter der Zeit lagen; was soll man aber zu einem Falle wie dem folgenden sagen? Der Procurator Neander, ein sehr angesehener Mann, hatte für einen Geistlichen in Halberstadt eine Bittschrift an den König entworfen und sie nach einer althergebrachten Sitte einem höhern Hofbeamten zur Bevormundung und Uebergabe an den König zugesandt. An dem Tage aber, an welchem die Bittschrift auf diese Weise in die Hände des Königs gelangte, hatte dieser eine Verordnung entworfen lassen, nach welcher jene Sitte als Mißbrauch bezeichnet und bei Strafe untersagt ward. Neander hatte dies natürlich nicht ahnen können, aber der König, in übelster Laune, beschloß ein Exempel zu statuiren. Er ließ Neander arretiren und verurtheilte ihn, drei Tage den spanischen Mantel zu tragen. Vergeblich verwandten sich für den Unschuldigen die Königin und die Prinzessinnen, Neander mußte seine Strafe erdulden. Das geschah am 23. October 1739 und erst am 26. October wurde die Verordnung des Königs bekannt gemacht! Wie wir schon gesagt haben, trug die Zeit einen großen Theil der Schuld: die Mächtigen glaubten sich Alles erlauben zu können und achteten weder Recht noch Billigkeit. Eine andere Ursache der großen Ungleichheit in dem Verfahren des Königs trägt seine fortdauernde Kränklichkeit und der Jähzorn, den er nie zu bezähmen Gelegenheit gehabt hatte, wie er denn auch auf die Lehrer und Erzieher seiner Jugend noch in den spätern Jahren seines Lebens sehr übel zu sprechen war. Wenn aber der Verfasser dieser Mittheilungen ein besonderes Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit seiner Quellen hegt, so geschieht dies deswegen, weil eines Theils Graf von Manteuffel mit den Vertrauten des Königs in engen Beziehungen stand, andern Theils das Vertrauen des Königs in nicht geringem Grade selbst genoss und häufig Augenzeuge der geschilderten Vorgänge war.

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Ich rufe Dich zum Zeugen auf, Better Dudo,“ sagte Afberg in großer Aufregung, „daß ich Alles gethan habe, um diese unglückliche Sache zum Austrag zu bringen! Mein Ehrenwort gebe ich nochmals, daß zwischen mir und der armen Frau nichts vorgefallen ist, was ihr zum ernstlichen Vorwurf gereichen könnte — hätte ich geahnt, daß eine Tändelei — mehr war es von meiner Seite wahrhaftig nicht! — zu einem so traurigen Ausgange führen würde, so hätte ich ihm niemals den kleinsten Anlaß zur Eifersucht gegeben. Welche Gewißheit er noch suchen kann, nachdem er mein schriftliches Ehrenwort hat, ist mir unbegreiflich! Was kann ein Edelmann mehr thun, als daß er Genugthuung geben will? Warum nimmt er sie nicht? Warum hält er sich durch ein phantastisches Versprechen gebunden, das mich wenigstens im Leben nicht binden würde, wo es sich um den Ehrenpunkt handelt? Ich zweifle nicht im Geringsten an seinem Muth, er hat ihn in mehr als einem Zweikampfe bewiesen, ich weiß es und noch heute beweist er ihn in den gefährlichsten Wagnissen, wie man mir gesagt

hat. Aber er sollte auch den Muth haben, mit mir die ganze unglückliche Geschichte von Anfang bis zu Ende durchzusprechen, um sich zu überzeugen, daß es mir herzlich leid thut, den Anlaß dazu gegeben zu haben. Mehr kann ich nicht thun. Will er mein Todfeind bleiben, so muß ich mich in mein Geschick mit Geduld finden.“

„Erlaube, Better Afberg!“ versetzte Dudo. „Du sprichst so viel von Ehre und bist bereit, Dich zu schiefen — hältst Du es denn wirklich für einen harmlosen Scherz, den Du Dir nur erlaubt hast, um den eifersüchtigen Mann zu ärgern? Sagt Dir Dein Gewissen nicht, daß Du den Tod der unglücklichen Frau verschuldet hast?“

„Mein Gott, wer konnte das ahnen! Ich habe auch hier gethan, was in meiner Macht stand, um ein Gefühl abzukühlen, das mich wahrhaft erschreckte, als ich sah, bis zu welchem Grade der Exaltation es sich steigerte. Wentheim ist mein Zeuge, was ich oft zu ihm gesagt habe!“

„Ich bin Dein Richter nicht. Wie ich Werner kenne, ist meine Hoffnung, daß es zu einer Verständigung kommen könnte, völlig gescheitert. Ein Wort der Reue, ein Wort zum Herzen hätte ihn vielleicht entwaffnet —.“

„Biel verlangt, Herr Better! Will er keine Genugthuung haben, die sonst jeder Ehrensache ein Ende macht, will er ohnedem keine Versöhnung, wozu ich ihm die Hand geboten — nun ich kann auch ohne das Leben und es wird mir die Seelenruhe keinen Mo-

ment trüben. Lieber Wentheim, wir haben wohl hier nichts weiter zu thun?"

„Sie werden doch nicht aufbrechen,“ rief der Gutsherr, „ohne wenigstens —.“

„Ihre Gastfreundschaft ehren wir vollkommen und ich nehme sie wohl ein ander Mal an,“ erwiderte Wentheim. „Heute aber, da alle unsere Bemühungen so gänzlich verloren sind, erlauben Sie uns, ohne weiteren Aufenthalt zu scheiden.“

Der Graf wußte darauf nicht viel zu entgegnen, die Gäste nahmen einen kurzen Abschied und fuhr bald in die helle Mondnacht hinaus, die sich unterdessen über das schöne Bergthal gelagert hatte. Dudo aber suchte seinen Bruder vergebens, wahrscheinlich hatte er, wie er zuweilen pflegte, noch eine Wanderung durch den Park unternommen. Auf ihn zu warten fühlte Dudo heute keine Lust, er bedurfte der Ruhe — die ungewohnte Gemüthsbewegung hatte ihn aufgereggt und ergriffen. Er ging daher bald zu Bette, konnte aber lange nicht einschlafen, und schreckte auch in der Nacht mehrmals auf, denn ihn verfolgten die ärgerlichsten Träume.

Am andern Morgen fand er Werner schon reisefertig. Sein Blick war freundlicher, als sonst, sein ganzes Wesen milder. Dudo konnte es nicht unterlassen, ihm wegen seines gestrigen Benehmens Vorwürfe zu machen, auf die Gefahr, ihn wiederum zu erzürnen und vielleicht selbst im Unfrieden von ihm zu scheiden. Werner hörte ihn aber geduldig an und sagte: „Ich kann nicht anders, mag er seine Strafe gehen, ich gehe die meinige. Ihn, der mein ganzes Leben vergiftet hat, der seinen Frevel an dem Seelenheil meines Weibes noch mit den Theaterslittern einer Harmlosigkeit, die in den Augen der frivolen Welt ganz gerechtfertigt ist, verhüllt, ihm kann ich nimmer die Hand zur Versöhnung geben — wäre ich länger geblieben, so hätte ich meines Gelübdes vergessen und das will ich nicht. Ich habe gelobt, keine Rache an seinem Haupte zu nehmen, das werde ich halten — vergeben und vergessen, wie Du forderst, kann ich nicht.“

„Wenn Du ihn nur nicht zu dem Glauben verleitet hättest!“ entgegnete Dudo. „Welche Gewißheit suchtest Du denn noch? Du sagtest gestern, Du habest ihn zu einem Geständniß zwingen wollen — trotz seines Ehrenwortes?“

Werner sah ihn einen Moment an, als sei er zweifelhaft, ob er ihn auf die Frage antworten solle. Endlich that er es aber doch. „Trotz seines Ehren-

wortes, ja! Ich mußte wissen, ob sie ihn an ihrem letzten Tage noch gesehen hat — darauf kam mir Alles an, warum? das mag ich Dir hier nicht erklären, Du würdest mich vielleicht auch nicht verstehen, weil Dir das Wesen der Frauen und wozu sie Leidenschaft und Verzweiflung führen kann, fremd ist. Hätten sie sich am letzten Tage noch gesehen —,“ hier unterbrach er sich selbst, denn seine Stimme hatte wieder einen drohenden Klang angenommen; diesen mäßigte er sogleich und fuhr ruhiger fort: „Mir hat der Zufall geholfen. Ich weiß, daß sie sich nicht mehr gesehen haben, ich weiß aber auch, was mir bisher unbekannt geblieben war, wo der Ort gewesen ist, zu welchem der Glende sie verlockt hat — und endlich mir ist die Möglichkeit klar geworden, wie die Falkenhöhe zu erreichen war. Mein Schild kann nun droben hängen bleiben, es ist keine Lüge. — Frage mich weiter nichts mehr, Dudo, ich würde Dir nicht Rede stehen. Siehst Du ihn noch einmal, so sage ihm von mir, daß es für uns Beide am Besten sei, wenn wir uns in diesem Leben nie wieder begegneten.“ Er brach damit das Gespräch ab und betrieb seine Abreise, die denn auch bald erfolgte. Von dem Erfolge des Schrittes, den er beabsichtigte, versprach er dem Bruder sogleich Kenntniß zu geben.

Dudo war nun wieder allein auf Dornberg und konnte in gewohnter Gemüthsruhe seine regelmäßig eingetheilten Tage verleben, aber diese Gemüthsruhe war ihm eben getrübt. Er fühlte sich bedrückt, als habe er selbst einen Theil der Schuld, von welcher er in der letzten Zeit so viel vernommen hatte, auf der Seele: er fragte sich zuweilen, ob er nicht auch dazu habe beitragen können, das Unglück zu verhüten, die kleine leichtsinnige Frau hatte zu ihm stets ein großes Vertrauen gehabt, dies hätte er besser, zu ihrem eigenen und seines Bruders Heile, benutzen sollen! Er konnte nicht läugnen, daß er sehr frühzeitig von einem gewissen Argwohne in Bezug auf den Better ergriffen worden, den er sich aber ausgerebet in dem Gedanken, daß freilich der heitere geistvolle Ahberg mehr zu dem Wesen Liddy's passe, als ihr allzu ernster Mann und daß sie nur in aller Unschuld an dem Umgange mit Ahberg Gefallen finde, ohne daß ihr Herz, das ja an Werner hing, dabei ins Spiel kommen könne. Hätte er Beide schärfer beobachtet, als sie ihn dazu fähig hielten, so würde er Liddy — oder vielleicht Werner — noch zu rechter Zeit haben warnen können! Diese Idee suchte ihn jetzt nach Werners Abreise oft genug heim und störte ihm seine Behaglich-

feit. Vergebens sagte er sich, was er Werner oft genug gesagt hatte, daß alles Grübeln das Geschehene nicht mehr ändern könne, er kam immer darauf zurück und wünschte deshalb um so dringender, von Werner bald zu hören, daß er Hoffnung habe, sich ein neues Glück zu gründen und damit die traurige Vergangenheit auf immer zu begraben.

In dieser Erwartung stieg aber das Verlangen in ihm auf, das junge Mädchen kennen zu lernen, dessen Begegnung Werner offenbar für eine Fügung seines Schicksals angesehen hatte und er konnte diesen Wunsch ja mit Leichtigkeit befriedigen. Sein Umgang mit den beiden alten Damen in Steinthal war zwar etwas ins Stocken gerathen, durch seine Schuld und Bequemlichkeit, wie er nicht läugnen konnte, daher war es auch an ihm, wieder einmal drüben einen Besuch zu machen; auffallen konnte das nicht. Er ließ also an einem kühlen Nachmittage anspannen und fuhr nach Steinthal.

„Da kommen Erffs!“ rief Frau von Wittingen, welche am Fenster saß, als die wohlbekanntete Equipage vorfuhr. „Gewiß will sich Werner empfehlen, er sprach ja neulich davon.“

Es war aber Dudo allein, welcher ausstieg und sich anmelden ließ. Er wurde von den beiden Damen freundlich empfangen, sogar mit einem leichten Vorwurfe, daß er lange nicht in Steinthal gewesen sei — er entschuldigte sich mit der Anwesenheit seines Bruders, welcher Gesellschaften vermeide, namentlich da, wo er stets an glücklichere Zeiten erinnert werde, dann richtete er einen Abschiedsgruß aus, den ihm Werner nicht aufgetragen. Dieser hatte im Gegentheil von ihm verlangt, Steinthal in seiner Abwesenheit gar nicht zu besuchen, was ihm aber Dudo nicht versprochen hatte. Frau von Wittingen bemerkte wohl den Blick ihrer Cousine, als Dudo die Abreise seines Bruders meldete, aber deshalb verbarg sie ihr erstes Gefühl bei dieser Nachricht um so besser.

Endlich erschien Ida — das lebendige Ebenbild ihrer Mutter, welche Dudo zum letzten Male gesehen hatte, als sie nicht älter gewesen war als jetzt ihre Tochter! Dieselbe schlanke graziose Figur, die braunen Locken, welche damals nur anders und kürzer getragen wurden, das schöne freundliche Auge und die ganze Lieblichkeit des zartgefärbten Gesichts! Ein Strom von seltsamen Erinnerungen überwallte warm und wohlthuend das Herz des fünfzigjährigen Hagestolzes und machte sich in der Begrüßung bemerkbar, welche er dem jungen Mädchen, als es ihm vorgestellt

wurde, zu Theil werden ließ. Ja, das kann eine Frau für Werner werden, die ihn doch vergessen und vergeben lehrt! dachte er und wie er mit Ida bald eine Unterhaltung anknüpfte, gestützt auf seine frühere Bekanntschaft im Hause ihrer Großeltern, wie er von den damaligen Kreisen sprach, mit denen er Umgang gehabt hatte, vom vorigen Hofe, dessen ehrwürdige Repräsentantin, die verwittwete Herzogin, noch lebte, mußte Ida mit Verwunderung an das Urtheil ihrer Tanten über den Grafen denken, das sie durchaus nicht gerechtfertigt fand. Wie konnte man ihn langweilig finden!

Jetzt kam auch Leopold zum Vorschein — der mußte wohl dem Vater gleichen, denn er hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit seiner anmuthigen Schwester. Dudo kannte den Kammerherrn von Lüneburg nicht, aber er hatte sich doch viel um ihn bekümmert, was vielleicht seine eigenen Gründe haben mochte. Der Sohy gefiel ihm nicht besonders, er schien ihm förmlich und in seinem ganzen Wesen sehr altklug zu sein, man hätte ihn eher für einen längst installirten Actenmenschen, als für einen jungen Referendar gehalten. Doch war er gewiß äußerst solide.

„Wir bekommen noch mehr Besuch, Tante Steinig!“ sagte Leopold, der zufällig neben ihr stehend aus dem Fenster gesehen hatte, mit halber Stimme, indem er sie auf einen Wagen aufmerksam machte, welcher durch die Allee daher kam.

„Sind das nicht —? Wahrhaftig! Seit Sonntag erst!“ erwiderte sie und wechselte mit Charlotten abermals einen ihrer bedeutungsvollen Blicke, dies Mal nicht eben mit erfreutem Ausdrucke.

Wentheims Pferde fielen sogleich auch dem Grafen bekannt in das Auge, sobald er sich umwandte. Aber nicht Wentheim fuhr auf dem offenen Wagen vor, man hatte ihn und noch Jemand zu sehen erwartet, wie sie schon am vergangenen Sonntag hier gewesen waren — der Andere kam heute allein: Alßberg!

„Was soll das heißen, Lottchen?“ flüsterte die Steinig ihrer Cousine zu, welche dicht zu ihr an das Fenster getreten war.

„Höchst auffallend, höchst unschicklich, Zettchen!“

„Und wie fatal, daß er gerade Erff hier treffen muß! Welche unangenehme Begegnung!“

„Ich wollte ihm gönnen, daß er Werner getroffen hätte!“ entgegnete die Wittingen. „Wir müssen wachsam sein, Zettchen.“

Herr von Alßberg wurde gemeldet und angenommen. Wie war es zu vermeiden? Auf dem Lande wie in

kleinen Städten gehört es zu den socialen Uebelständen, daß man jeden Besuch, wenn man zu Hause ist, annehmen muß, auch den lästigsten. Man kann sich nicht verläugnen lassen — schon um die Moral der Dienstboten nicht zu verletzen, welche in größeren Städten keine so zarte Rücksicht bedingt. Hier ist die Lüge auch nur die allgemein anerkannte mildere Form für eine Abweisung des Besuchs, die überdem stets mit Dank aufgenommen wird.

8.

Der vollendete Weltmann, der Mann mit der eisernen Stirne, wie ihn Werner genannt hatte, stutzte doch, als er mit dem Lächeln seines überlegenen Bewußtseins eintretend, den Grafen Erff erblickte. Doch faßte er sich schnell, warf ihm nur einen vertrauten Blick zu und nahte den Damen, um seinem so schnell wiederholten Besuch die Erklärung zu geben, welche diese zu fordern hatten. Er trug ein Taschenbuch in der Hand.

„Ich komme, mein Versehen selbst zu entschuldigen,“ sagte er, indem er sich nach ehrerbietiger Begrüßung der ältern Frauen an Ida wandte. „Erst heute habe ich es bemerkt und bin erschrocken — was müssen Sie von mir gedacht haben!“

Ida nahm das Taschenbuch, das sie als das ihrige erkannte, aus seiner Hand und war sichtlich in Verlegenheit. „Ich habe es noch nicht vermisst —“ erwiderte sie.

„O dann hätte ich es still an den Platz legen sollen,“ rief er, „wo ich es, mir selbst unbegreiflich, mit meinem eigenen Portefeuille verwechselt habe, das ich zufällig zu einer Notiz herausgenommen, als ich im Cabinet dort die Bücher ansah, und dann, in meiner unbescheidenen Musterung gestört, wohl in der Zerstreutheit momentan hingelegt hatte. Beim Abschiede fiel es mir ein und ich habe denn in der Eile ein falsches Buch als das meinige ergriffen. Verzeihen Sie nur allerseits, ich mußte meine Entschuldigung persönlich bringen, da ich auch mein Portefeuille hier zurückgelassen habe und Sie nicht mit meiner Couvertirung bemühen wollte.“

Wie gab er sich in so weiltäufiger Auseinandersetzung bei den alten Damen vergebliche Mühe! Die Verwechslung der beiden Bücher, von der sie jetzt auch zum ersten Male hörten, war jedenfalls mit Absicht geschehen, er hatte ja in solchen Intriguen Routine, sie mußte ihm den Vorwand geben, schon heute wieder zu kommen! Frau von Steinitz ging in das

offene Cabinet, wo eine Auswahl von Frauenalmanachen und andern veralteten Büchern schon seit vielen Jahren, wenn auch täglich sauber abgestäubt, doch unbenutzt lag, keine der Damen hatte das Cabinet seit Albers letzter Anwesenheit betreten, also war die Verwechslung unbemerkt geblieben und sie brachte das fremde Portefeuille, das weder im Format noch im Einbände dieselbe rechtfertigte, zurück. „Ich staune jetzt selbst, wie es möglich war,“ sagte Alberg lächelnd, „und muß mich à discretion ergeben, wenn Sie mich eines vorbedachten Raubes beschuldigen.“

„Unserer Discretion wären Sie gewiß gewesen,“ erwiderte Frau von Wittingen, „auch wenn uns Ihr Portefeuille, zugänglich jedem neugierigen Blicke, wie es ist, in die Hände gefallen wäre!“

„Ich hatte deshalb keine Besorgniß, gnädige Frau,“ sagte er heiter, „obgleich ich die Untugend habe, flüchtige Gedanken, ja vielleicht gefährliche Geheimnisse dem Papiere anzuvertrauen.“ Hier begegnete er, gleichsam magnetisch angezogen, dem Auge seines Veters, das mit ganz besonderem Ausdrucke fest auf ihn gerichtet war. Es machte ihm einen unangenehmen Eindruck, doch wandte er sich, demselben trotzend, nun gerade an Dudo: „Mein Vetter kennt mich darin. Vielleicht übernimmt er auch eine Bürgschaft für mich, daß ich, eifersüchtig auf meine eigenen Geheimnisse, fremde zu ehren weiß und daher, als ich Ihren Namen, mein gnädiges Fräulein, auf der ersten Seite des Albums fand, keinen weitem Blick hinein gethan habe. Ich bitte aber doch um Ihre gütige Verzeihung.“

Ida beruhigte ihn und erklärte, daß er nur harmlose Dichterstellen, die sie gesammelt in dem kleinen Buche gefunden haben würde, Stellen, durch welche vielleicht ihr Geschmack seine Kritik nicht bestanden hätte. Er nahm das lebhaft auf und die Unterhaltung sprang nun von der Introduction ab. Dem Grafen kam es vor, als ob er von Stund' an sehr überflüssig sei, denn die alten Damen theilhaftigten sich mit an dem Gespräche, um es nicht zu einem abgesonderten werden zu lassen, wozu Alberg eine unverkennbare Neigung zu haben schien und auch der Herr Referendar fand augenscheinlich großes Interesse an Alberg, der ihn seinerseits einer besondern Freundlichkeit würdigte. Graf Dudo hätte also immerhin seinen Rückzug, nachdem er der Form genügt, nach einiger Zeit mit allen Ehren antreten können — aber es hielt ihn wie mit Ketten fest. Er sah, daß Alberg immer mehr Boden gewann, daß Ida, wie zurückge-

halten sie Anfangs auch gewesen war, allmählig ihm einen wachsenden Antheil schenkte, ihr Auge belebte sich, die heitere Unbefangenheit, die ihrem lieblichen Gesichte eigen war, kehrte zurück — das alte Spiel! dachte Dudo erbittert bei sich selbst und er fühlte eine Umwandlung von dem Geiste seines Bruders. Darum blieb er eben, er mußte eine Gelegenheit suchen, dem gewissenlosen Menschen, der hier wohl nur um seiner Eitelkeit zu fröhnen dies Kind zu blenden und für sich zu begeistern strebte, das Spiel zu verderben. Doch mußte er sehr lange auf eine solche Gelegenheit warten und sich darum über seine Kraft anstrengen, sich in eine Unterhaltung zu verflechten, die für ihn durchaus fremdartige Elemente enthielt — es gelang ihm aber zu seinem eigenen Erstaunen und er würde noch mehr mit sich zufrieden gewesen sein, wenn er hätte errathen können, was Ida über ihn dachte. Sie warf schon längst den Vorwurf, den ihm die Tanten gemacht hatten, auf diese selbst zurück, sie hatten es nicht verstanden, sich mit ihm über Dinge, die ihn interessirten, zu unterhalten, in ihrer Gesellschaft war er daher langweilig geworden, kein Wunder!

Der Abend war schön, die Temperatur hatte sich, wie es im Gebirge oft geschieht, völlig verändert, eine milde warme Luft wehte durch das Thal und lockte ins Freie hinaus. Afberg kannte die Gegend wenig und schlug daher, als erst beschlossen war, die Zimmer zu verlassen, einen Spaziergang am Bache hinauf bis zur Mühle vor, deren Lage vom Schlosse aus gesehen sehr romantisch erschien. Frau von Wittingen war die Einzige, welche dagegen eine Einwendung erhob und lieber im Garten bleiben wollte, wo man bequemer promeniren könne, aber ihre Cousine verstand ihren Grund nicht und trat wohl auch, weil ihr Leopold für den Wiesenpfad stimmte, dem Vorschlag Afbergs bei, so daß sie sich fügen mußte. Es war ihr nur lieb, daß Graf Dudo, nach einem schwachen Versuche, jetzt Abschied zu nehmen, sich durch ihre Einladung bewegen ließ, noch an dem Spaziergange Theil zu nehmen, sie würde wahrscheinlich, wie sie sich in Gedanken ausdrückte, das fünfte Rad am Wagen gewesen sein, da sich Afberg gleich beim Austritt aus dem Hause entschieden an Idas Seite hielt, als sei dies sein unbestreitbares Recht und Henriette, wie sich von selbst verstand, von ihrem Leopold begleitet wurde. Zu Zweien aber konnte man auf dem engen Pfade nur gehen. Dem Alter die Ehre! Frau von Steinitz schritt mit Leopold voran — um jeden Preis mußte Afberg den Schluß der Reihe erringen, er wurde zwar

durch Frau von Wittingen mit einem wahren Ernste aufgefordert, dem ersten Paare gleich zu folgen, aber er sträubte sich unter dem Schilde des Anstandes, den er lebend niemals verletzen würde — und um die Scene, welche Afberg absichtlich ins Komische zog, nicht zu verlängern, mußte sich die unwillige Tante fügen. Der Unhold war so jeder Controle entzogen, es war in sein Belieben gestellt, wie weit er abbleiben wollte, man konnte ihn ja doch nicht zwingen, wie einen Soldaten, dichtauf zu marschiren — und der eitle Nichte fing schon an, das Köpfchen schwindlich zu werden. Frau von Wittingen gedachte ihr dasselbe jedoch zu waschen, darauf vertröstete sie sich — und bemerkte darüber nicht, daß ihr Begleiter, Graf Dudo, eben so ungehalten über seinen Vetter war, als sie.

Die beiderseitige Stimmung war gereizt und wirkte auf ihre Unterhaltung ein, welche aber dadurch einen interessanten, man möchte sagen, epigrammatischen Charakter annahm, wobei sie sich so oft als es thunlich war, ohne aufzufallen, nach dem folgenden Paare umfahen und dasselbe mit in ihr Gespräch zogen. Afberg war jedoch zu routinirt, um sich fangen zu lassen. Wie lang der Weg nach der Mühle, darüber waren die Ansichten selbst nach der Heimkehr von dem „entzückenden Spaziergange“ sehr getheilt — Frau von Wittingen war er am längsten erschienen, nun aber spreizte sie ihre Flügel auch, wie eine zornige Henne, wenn der Sperber kreist, über ihr Küchlein und es sollte ihm nicht mehr gelingen, auch nur ein Wort ungehört mit Ida zu sprechen.

Dudo hingegen hatte mit Ihm ein Wort zu sprechen und das gelang ihm erst, als Beide bereits Abschied genommen und zu gleicher Zeit, von Leopold höflich bis an den Wagen begleitet, die Gesellschaft verlassen hatten.

„Bitte, liebster Lüneburg,“ sagte Afberg dringend, „Sie sind noch immer nicht ganz hergestellt —.“

Es bedurfte aber vereinter Bitten, ehe sich der junge Mann der Formen bewegen ließ, von den Gästen, ehe sie aufgestiegen, zu scheiden. — „Ein Wort noch, Afberg!“ sagte Dudo, sobald jener den Rücken gekehrt hatte.

„Ich sehe es Dir den ganzen Tag schon an, daß Du etwas für mich auf dem Herzen hast,“ erwiderte Afberg. „Ich komme Dir doch hier nicht ins Gehege? Du willst doch nicht grausam die Inseparables trennen?“

„Spare Deinen Wit für empfänglichere Ohren!“

versetzte Dubo unwillig. „Ich habe eine Bestellung für Dich von Werner.“

„Sprich!“ sagte Aßberg, auf einmal ernst werdend.

„Es sei für Euch Beide am besten, läßt er Dir sagen, wenn ihr Euch im Leben nie wieder begegnet.“

„Einverstanden!“ erwiderte Aßberg nicht ohne Hohn.

„Darum hüte Dich, daß Du ihm irgendwie in den Weg trittst! Irigendwie, sag' ich. Sieh Dich vor!“

„Ich habe ja von ihm nichts zu fürchten, wie Du gesehen hast!“ spottete Aßberg. „Meine Pferde werden ungebuldig, fasse Dich kurz — Du hast mir noch mehr zu sagen!“

„Nun dann! Du fängst hier wieder ein Spiel an, das ich, der die Familie der jungen Dame achtet —“

„Wer sagt Dir, daß es ein Spiel ist?“ unterbrach ihn Aßberg lebhaft, und als der Graf, von dieser Antwort überrascht, nicht gleich eine Erwiderung fand, setzte er schnell hinzu: „Gute Nacht, Dubo. Wir können darüber einmal mit Muße sprechen, wenn es Dich so sehr interessirt.“ Ohne sich weiter um den Vetter zu kümmern, eilte er zu seinem Wagen, schwang sich hinauf und fuhr von dannen, während der Graf etwas langsamer seinem Beispiele folgte.

Der hellste Mondschein hatte die Scene beleuchtet. „Was mögen die beiden Herren noch besprochen haben?“ äußerte Leopold, der vom Fenster ihrer Abfahrt zugeschaut hatte. „Sie sprachen noch lange und eifrig zusammen. — Ein gebiegener Mann, der Herr von Aßberg, so klar und verständig in seinen Ansichten! Schade, daß er sich dem Staatsdienste entzieht, solche Kräfte sind zu verwerthen! Ich habe lange keine so liebe Bekanntschaft gemacht und werde sie frequentiren, so lange ich noch hier bin, er hat mich eingeladen, ihn zu besuchen.“

Die Tanten sahen sich in gewohnter Weise an, um sich ihre Gedanken mitzutheilen, keine widersprach dem Lobe, welches Leopold aussprach, aber Frau von Wittingen wurde doch davon beunruhigt, da sie fürchtete, daß Leopolds großer Einfluß auf ihre Cousine diese von der bis jetzt einstimmigen Meinung abtrünnig machen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine wälsche Heirath.) Es ist zu seiner Zeit viel von der Achtung gesprochen worden, welche das junge Italien für das deutsche Volk hegen soll, natürlich wenn es sich vollkommen einverstanden mit allen den Veränderungen erklärt, welche die apeninische Halbinsel erfordert. Diese Declamationen der italienischen wie der deutsch-italienischen Presse erinnern uns an eine wälsche Heirath, die ein reicher deutscher Graf mit einer vornehmen Italienerin einging, wobei die letztere nur den reichen Bräutigam auszuplündern beabsichtigte. Wir fürchten sehr, die jetzt von so manchen Seiten gleichne-risch befürwortete politische Ehe zwischen Italien und Deutschland dürste auf denselben Grundsätzen beruhen, dieselben Folgen haben. Graf Ladislaus zu Haag, Besitzer der Grafschaft dieses Namens und der Herrschaft Hohenschönau in Bayern, hatte seine Gemahlin verloren, ohne einen Erben seiner Güter, seiner Macht und seines Reichthums erhalten zu haben. Er sehnte sich nach dem letztern und entschloß sich daher, obgleich schon im reiferen Mannesalter, eine zweite Ehe einzugehen. Da ihm aber von seinen Landsmänninnen keine das Herz zu rühren vermochte, er dagegen viel von der Anmuth der italienischen Frauen gehört hatte, so entstand der Wunsch in ihm, sich mit einer der reizenden, gluthängigen Töchter Italiens zu vermählen. Sein Freund, Hauptmann von Rota, der längere Zeit in Ferrara gelebt hatte, bestärkte ihn in diesem Wunsche und wurde von dem Grafen als Brautwerber an den Hof von Ferrara geschickt. Von dem Herzog huldvoll empfangen und von ihm besonders auf die schöne Tochter der Signora Lucrezia Reserela de Pia aufmerksam gemacht, wurden die Präliminarien des Ehevertrags bald vereinbart und der deutsche Gesandte kehrte nach seiner Heimath zurück, um seinen Herrn von dem Erfolg seiner Sendung zu unterrichten. Ein Abgesandter des Herzogs folgte ihm bald mit dem Bildniß der Erlorenen und der vorläufigen Heirathspunctation, welche den Brautschlag bestimmte und vom Grafen eine Widerlage von 5000 Scudi verlangte. Der Graf unterschrieb sie sofort und brach bald darauf mit zahlreichem Gefolge und reichen Geschenken versehen nach Ferrara auf. Hier schien Anfangs Alles auf das Beste zu gehen. Die schöne Emilie zeigte sich zuvorkommend gegen den Bräutigam und dieser fühlte sich im vollen Besitz seines neu aufgehenden Glückes. Plötzlich verdüsterte sich sein Horizont. Die Mutter der Braut verlangte, der Brautschlag der Tochter wie die Widerlage müßten für immer in Italien bleiben. Diese Geldgierde war dem Grafen widerlich, doch um zu beweisen, daß er um seine Braut nicht handeln wolle, gewährte er nicht allein diese Forderung, sondern sicherte auch seiner Braut nach seinem Tode ein Wittum von 10,000 Scudi zu. Aber auch damit waren die Verzationen der Mutter nicht erschöpft. Einige Wochen später erhielt der Graf den noch immer zurückgehaltenen Heirathsvertrag zur Unterschrift und ersah aus ihm, daß er von neuem umgeändert und mehrere dem Grafen nachtheilige Bestimmungen darin ausge-

nommen waren. Erzürnt weigerte er sich entschieden dieselben anzunehmen und die getäuschte Mutter mußte endlich in die Trauung des jungen Paares willigen. Die Einigung schien hergestellt. Einige Zeit nachher fand ein glänzendes Festmahl statt. Ein Diener des Grafen, der ihm durch seine Schwiegermutter besonders empfohlen war, setzte eine Schüssel unmittelbar vor den Grafen hin, obwohl dieser Platz schon reichlich mit Speisen versehen war. Auf Befehl einer Schwester der jungen Gräfin Emilie wurde sie entfernt, doch bald wußte der Diener sie wieder in die Nähe des Grafen zu bringen, der dadurch aufmerksam gemacht, ihren Deckel erhob, einige Löffel herausnahm und dabei ein weißes Pulver am Boden der Schüssel bemerkte. Unbemerkt gab er einem Hunde davon, der bald darauf heftiges Erbrechen zeigte. Der Graf verhehlte jetzt seine Bemerkung vor den Gästen nicht, die Schüssel wurde entfernt, der Diener rettete sich durch die Flucht. Es lag der Verdacht nahe, daß die Familie den Grafen vergiften und beerben wollte. Bisher hatte der Graf immer geglaubt, seine junge Gattin sei diesen Vorgängen fremd geblieben. Er sollte bitter enttäuscht werden. Wenige Tage nach dem Gastmahle war sie aus seinem Hause verschwunden. Sie war zu ihrer Mutter zurückgekehrt und in ein Kloster geflüchtet zu größerer Sicherheit vor ihrem Gemahl, weigerte sich auch standhaft, zu ihm zurückzukehren, weil, wie sie vorgab, ihre Ehe mit ihm null und nichtig sei, da er ein Lutheraner und Keger wäre. Vergeblich suchte er die Vermittelung des Herzogs von Ferrara nach und mußte sich fast flüchtend, nach Deutschland begeben, weil ihm die Familie offen nach dem Leben trachtete. Sieht sich diese Erzählung nicht fast wie ein Gleichniß der so warm empfohlenen Freundschaft zwischen Italien und Deutschland an? Das letztere würde immer das Gebende und am Ende das Betrogene sein. Merkwürdig ist übrigens an jener Erzählung der Ausspruch der sächsischen Theologen, Melancthon an ihrer Spitze, von denen der Graf die Trennung dieser verhehlten Ehe verlangte. Sie wollten seinem Verlangen nicht entsprechen, da ihnen die böswillige Entfernung der Ehefrau vom Gatten nicht als ausreichender Scheidungsgrund erschien. (Vgl. Dr. Karl von Weber „Aus vier Jahrhunderten.“) —r.

(Die deutschen Farben.) Melchior Meyr hat unter dem Titel „Vier Deutsche“ (Stuttgart, Gebr. Mäntler) einen Roman herausgegeben, der weniger durch seine romantischen Entwicklungen das Interesse des Lesers fesselt als durch die religiös-philosophischen und politisch-historischen Ideen, die in ihm entwickelt werden. Wir wünschen ihm recht viele und aufmerksame Leser, denn was der Verfasser in seinem tiefdurchdachten und mit warmer Begeisterung für sein großes Vaterland erfüllten Romane sagt, ist namentlich für unsere Zeit der ernstesten Erwägung und Beherzigung werth. Wie sinnig und schön der Verfasser über mancherlei Dinge zu urtheilen versteht, mag unter andern folgende Deutung der deutschen Farben zeigen: „Schwarz-Roth-Gold sind die Farben der drei Principien, der schöpferischen Mächte des Lebens. Schwarz ist im engeren Sinne keine Farbe, aber im weitern gleichwohl —

das nach unten potenzierte Blau. Es ist das Symbol des Grundes aller Dinge — des Principes der Materie, des urdunkeln Lebens; ehrwürdig, tiefsinnig, schauerlich. Der Ernst in seiner ersten, ungebrochenen Kraft — die nothwendige Basis aller wahren Erhebung. Was auf dem ewigen Grunde ruht und von ihm sich nährt, das ruht fest und sprießt, aus unerschöpflichen Quellen getränkt, mächtig in die Höhe, real und naturwahr auch noch in seinen feinsten Entwicklungen. — Roth versinnlicht das Gemüth, das Princip des Gefühls. Es ist die Farbe der Liebe, der Leidenschaft, der Freude, des Lebensübermuthes; der erste Gegensatz des Dunkels, die erste Verklärung seines Lebens; geistiger und lichter, aber noch voll unmittelbaren Dranges, das natürlich Höhere und Holdere, zwischen Licht und Dunkel selbstständig sich Erhebende und Triumphirende — die Farbe des Blutes, des Herzblutes, des Feuers, der glühenden Wärme. Der Aufschwung in erster, ungebrochener Kraft — Alles beschwingend, Alles mit Lust und Liebe erfüllend und in Lust und Liebe mit forttreibend. — Gold ist das Symbol des Geistes, des Denkprincips. Die Farbe des Idealen, des Ideenlebens, des Wissens und der Weisheit. Der zweite Gegensatz des Dunkels, die zweite Verklärung seines Lebens. Die lichteste Farbe, aber im Lichte sich mäßigend und durch Licht beruhigend. Die edelste Farbe, den Ernst der ersten und den Schwung der zweiten geistig verklärt in sich enthaltend. Die bewußt abschließende, sanctionirende Farbe. „Rein wie Gold — treu wie Gold,“ sagt man in liebevoller Anerkennung. Gold ist Sol, Sonne — himmlisches Licht und himmlische Wärme — Alles erleuchtend, belebend und verklärend. Sehen Sie sich die Farben darauf an, ob sie nicht diese Eindrücke — diesen Eindruck machen. Das Roth steht zwischen der ersten und der dritten als eine mittlere an Materialität und Licht, wie das Gefühl zwischen dem unbewußt sinnlichen Leben und dem Denken steht. Die Grundkräfte Gottes, die Grundkräfte des Menschen, des göttlichen Ebenbildes, sind in Wahrheit durch sie bedeutet! Schwarz-Roth-Gold! Wie schön, daß es die Farben geworden sind der deutschen Nation, die mit ihrer universalen Begabung berufen ist, die Grundkräfte des Menschen zusammenzufassen, zusammen auszubilden und in harmonisch-reichste Bethätigung zu führen!“ —r.

(Ein verlorener Ruhm.) Es ist noch nicht lange her, daß Hackländer in seinem Romane „Lannhäuser“ einen Maler darstellte, dem bei hervorragenden Talent und unermüdlichem Fleiß doch die Anerkennung der Welt verloren ging, weil die Intriguen eifersüchtiger, selbstsüchtiger Liebe die Meisterwerke seiner Hand in tiefes Schweigen verbarg oder vielmehr einem andern Künstler andichteten, der sie gefertigt haben sollte. Wir hielten diese etwas märchenhaft gehaltene Erzählung für eine reine Erfindung der Phantasie. Eine kleine Erzählung in dem so eben erschienenen Novellenbuch Feodor Wehls unter dem Gesamttitel „Allerweltsgeschichten“ (Breslau, Treves) ändert diese Ansicht. Der Verfasser führt hier einen andern Lannhäuser mit seinem, wie er sagt, wirklichen Namen auf, nennt

seine Kunstschöpfungen, erinnert die Mitlebenden an den großartigen Beifall, den sie fanden, so daß man fast glauben sollte, er spräche von wirklich geschehenen Thatfachen, wenn er von dem tragischen Untergange eines jungen Malers und seines Namens spricht, der berechtigten Anspruch auf einen Platz unter den Coryphäen seiner Kunst hatte. Der Verlauf des kleinen, aber erschütternden Dramas ist kürzlich folgender. Vor zehn oder zwölf Jahren lebte in M. (München?) eine junge reiche Gräfin Tsch., die sich viel für die Kunst interessirte, die bedeutendsten Künstler in ihrem Salon gern um sich vereinigte und durch ihr richtiges Urtheil, ihren feinen Geschmack und durch ihren reichgebildeten Geist keinen geringen Einfluß auf ihre Schützlinge und ihre Arbeiten ausübte. Unter den Letzteren nahm wieder ein junger reichgebildeter Maler, Achim Gult, eine bevorzugte Stellung ein. Auf den jungen talentvollen Mann, der durch sein sich eben entfaltendes Talent sich aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet hatte, machte die junge reizende, geistvolle Gräfin einen gewaltigen Eindruck. Wie ihr Umgang ihn zu den herrlichsten Kunstschöpfungen begeisterte, unter denen Feodor Wehl besonders eine „Herrmannschlacht“ hervorhebt, die auch den König Ludwig von Bayern auf den Künstler aufmerksam werden ließ: so begannen sich allmählig auch Hoffnungen in seinem Herzen zu gestalten, die, wie er glaubte, seinem Leben erst Glanz und Farbe verleihen konnten. Er liebte die Gräfin mit aller Leidenschaft eines Künstlerherzens, setzte in ihr eine gleiche Leidenschaft voraus und ergriff bald die Gelegenheit ihr seine Wünsche zu eröffnen, die in nichts Geringerem bestanden, als sich von ihrem Gemahl zu trennen und mit ihm eine dauernde Verbindung zu schließen.

Die Gräfin Tsch. hatte an eine solche Wendung ihres Geschicks noch nicht gedacht, konnte wohl auch daran nicht denken, da ihre Geburt und ihr gesellschaftlicher Rang sie, ihrer Ansicht nach, vor solchen Annuthungen sicher stellten. Sie erschrak daher bei dem Antrage Achim Gults, suchte Anfangs eine definitive Antwort zu umgehen und ließ endlich, scharfer bedrängt, ein Wort von der Verschiedenheit des Standes fallen. Diese Abweisung empörte Achim Gult, er stürzte fort, verschloß sich in seine Wohnung, um die seinem Künstlerstolze widerfahrene Kränkung auszutoben, brach jeden Verkehr mit der Außenwelt, auch mit der Gräfin ab, die ihn mit Briefen und Zusendungen vergeblich bestürmte, und als er sich wieder sehen ließ, erschien er ruhig wie vorher, nur etwas schroffer und verschlossener. Von der Gräfin sprach er niemals wieder, sie schien für ihn gar nicht mehr zu existiren und wenn er sie sah, blickte er sie wie eine gänzlich Fremde an. So vergingen drei Jahre, als sich das Gerücht verbreitete, Achim Gult werde sich in kurzem mit einem reizenden jungen Mädchen verheirathen. Das Gerücht bestätigte sich und diese Art der Emancipation des Künstlers machte, wie es scheint, einen feindseligen Eindruck auf die Gräfin, die sich gewöhnt hatte, in dem

aufftreibenden Künstler ihr Geschöpf zu sehen. Eifersucht kam dazu und sie ließ einen Racheplan reifen, der in seiner Art satanisch genannt werden kann.

Vereint mit seiner liebenswürdigen Gattin schien Achim Gult auch als Künstler wieder neu aufzuleben. Seine Phantasie wetteiferte mit seiner kunsterfahrenen Hand, herrliche Werke der Kunst hervorzubringen, die ihm in kurzem seinen Rang unter den gefeiertsten Meistern sichern mußten. Da erschreckte ihn eine seltsame Entdeckung. Ein geachteter Kunstkritiker aus Norddeutschland war nach M. gekommen, um für ein Werk der dortigen Malerschule Materialien zu sammeln. Der Name Achim Gults war ihm bekannt, doch vergeblich bemühte er sich irgend eines seiner gefeierten Werke zur Ansicht zu bekommen. Die Gultschen Gemälde waren wie von der Erde verschwunden. Der Künstler, davon in Kenntniß gesetzt, wunderte sich, schrieb es aber dem Zufall zu und dachte, der Verlust ließe sich wieder einbringen. Mit neuem Eifer begann er ein großes Bild, den Raub der Sabinerinnen, zu malen. Es übertraf seine und seiner Freunde Erwartung, aber kaum war es ausgestellt, so war es verkauft und verschollen wie die andern. Er vollendet ein neues: Achill bei der Leiche des Patroklus, das abermals große Sensation machte, noch theurer verkauft wurde, aber sofort verschwand. Das war zu viel für den Ehrgeiz des strebenden Künstlers. Vergeblich bemühte sich seine Gattin ihn zu trösten und aufzumuntern; finstere Schwermuth bemächtigte sich seiner und lähmte den Flug seines Genies. Da lud ihn ein Brief von unbekannter Hand ein, auf die Villa F. bei A. zu kommen, wenn er etwas Näheres über das Schicksal seiner Bilder erfahren wollte. Natürlich eilte er dahin, ward von einem alten Diener empfangen und in einen Salon geführt, wo er alle seine Kunstschätze vereinigt fand. Von seiner Fremde bei diesem Anblick kein Wort. Er schritt langsam an ihnen hin, betastete sie mit der Hand, küßte sie wie liebe Freunde und versenkte sich entzückt in ihren Anblick. Da ließ sich hinter ihm eine Stimme vernehmen: „Ja, sieh diese Kinder Deiner Hand an, weide Dich an ihnen, zum letzten Male!“ — Entsetzt taumelte Achim zurück. Die Gräfin stand vor ihm. „Es sind Zeugen unserer Liebe und daher habe ich dasselbe Recht an sie wie Du. Ich aber vertilge sie, wie ich die Liebe zu Dir aus meinem Herzen gerissen habe. Schon freist die Flamme, die ich hinter dieser Tapetenwand ansachen ließ, mehr und mehr unter ihnen hervor. Bald werden sie Asche sein. In der That züngelte gefräßig die Flamme hervor und griff die Gemälde an. Verzweifelt wollte sich Achim auf sie stürzen und retten was zu retten war. Er wurde gewaltsam aus dem Hause geschleppt, das hinter ihm und der Gräfin in Flammen aufloderte. Verstört und wahnsinnig kam er nach M. zurück und starb bald darauf im Irrenhause. Die Gräfin Tsch. lebt noch jetzt in M. Sollte man nicht ihren vollen Namen, falls die Geschichte wahr ist, der Strafe der Oeffentlichkeit übergeben? — r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Leupold war offenbar von Ahberg gewonnen und wie weit es ihm gelungen war, Allem zum Trotz, was Ida von ihm wußte, auch das richtige Gefühl des jungen Mädchens durch seine einnehmende Persönlichkeit zu beschwichtigen, hoffte die wachsame Tante bald zu erfahren. Ein Wort, welches Erff in seinem Unmuthe unterwegs hatte fallen lassen, ein unbedachtes Wort, das mit dem Wunsche zusammenhing, dem gewissenlosen Better einen Stein in den Weg zu werfen, war bei Frau von Wittingen nicht auf Felsboden gefallen, sondern trieb, wie ein ausgestreutes Samenkorn, bereits versprechende Keime. Sie hatte den Grafen, da er offenbar über seinen unwillkürlichen Verrath betreten gewesen, nicht in Verlegenheit gesetzt, sondern die Aeußerung scheinbar überhört, aber sie deshalb doch bewahrt in einem feinen andächtigen Herzen.

An diesem Abende fand sich keine Gelegenheit mehr mit Ida in klug berechneter Weise zu sprechen, doch beobachtete sie ihr geliebtes Töchterlein mit besorgtem Auge, denn sie glaubte schon wahrzunehmen

was sie befürchtete, den Zwiespalt der Gefühle. Als sie von ihr zärtlicher als sonst zur Nacht sich getrennt hatte, betete sie inbrünstiger als je für ihr Glück, denn sie sah dunkle Gewitterwolken für sie heraufziehen und wenn sie an Werner dachte, wie er es aufnehmen würde, wenn der Mann, der schon einmal schweres Leid über ihn gebracht, zum zweiten Male wie ein Dämon in sein Schicksal eingreifen sollte, so bebt ihre Seele in banger Ahnung eines furchtbaren Unheils, das auch über das schuldlose Haupt ihres Kindes einbrechen mußte.

Der Morgen führte endlich den ersehnten Moment herbei, in welchem die Tante mit Ida allein war. Leupold saß wieder bei seiner Arbeit, die er schon zum sechsten Male neu concipirte, da sie ihm noch immer nicht genügte; die Tante Henriette, welche sich der Wirthschaft mit unermüdlichem Eifer annahm, war außer dem Hause beschäftigt — binnen einer Stunde war keine Störung zu fürchten. Aber als nun der freie Moment da war, hatte die gute Frau den ganzen wohl durchdachten Plan, Ida, ohne daß sie es ahne, zu erforschen, rein vergessen und das überwallende Gefühl warf sie wie eine hochgehende Woge gerade auf die Klippe, die sie vermeiden wollte. Ida erröthete bei der Frage, welche das Gespräch einleiten sollte, denn die Tante hatte sich bereits in den vielen Worten, die sie machte, um ihre Absicht zu verhüllen, so verstrickt, daß dieselbe leicht zu errathen war. Was sie darauf antwortete, war aber nicht geeignet die Tante zu beruhigen.

„Ich maße mir kein Urtheil über ihn an,“ sagte Ida, „ich kann nur sagen, daß er mein innigstes Mitleid hat. Wohl ist er dem Anschein nach heiter und gefaßt, warum sollte er der kalten Welt, die ihn gerichtet hat, einen Blick in sein Herz gestatten? Aber dennoch ist er tief unglücklich, glaube mir, Tante.“

„Seine eigene Schuld!“ entgegnete diese, ganz gegen ihre sonstige milde Weise, die gern entschuldigte, wo es nur irgend möglich war.

„Um so inniger muß man ihn beklagen!“ sagte Ida.

„Und der edle Mann, dessen Lebensglück er vernichtet hat? Wer hat mehr Anspruch auf unser Mitleidgefühl? Ich kann nicht zweifelhaft sein! Dort Unglück durch eigene, hier durch fremde Schuld, durch Verrath am heiligsten Vertrauen! O hättest Du gestern den Bruder darüber sprechen hören!“

„Hat er darüber gesprochen?“ fragte Ida mit sichtbarer Verwunderung.

„Nicht unmittelbar,“ erwiderte die Tante einlenkend. „Aber er gedachte des armen Werner in einer Weise, daß mir das Herz weh that und was er über ihn und seinen Charakter sonst äußerte, mußte in mir den innigsten Antheil wecken. Er ist würdig, daß ihm Gott noch einmal für das traurige Schicksal den reichsten Ersatz gewährt.“

Ida sah vor sich nieder und gab kein Wort dazu. Schon war aber auch der günstigste Moment vorüber, denn die Tante Henriette erschien früher als sie erwartet worden war. Sie brachte einen Brief von Idas Mutter, den eben der Landpostbote abgegeben hatte. Ida wurde von ihrer Mutter zurückgerufen! Diese schrieb, daß ihr die Trennung von der Tochter je länger desto schwerer falle, sie fühle eine unaussprechliche Sehnsucht nach ihr, sei auch in der letzten Zeit recht kränklich und angegriffen, so daß sie weder Gesellschaft besuchen, noch empfangen könne, die Einsamkeit bedrücke ihre Stimmung und mache sie oft ganz traurig, sie bitte daher Ida bald zurückzukommen, gewiß werde ihr die gute Tochter dies Opfer, das sie noch einer schönen Reihe von Tagen auf dem Lande und in der Obhut der lieben Verwandten beraube, gern bringen. Leopold möge sich nicht um sie ängstigen, sondern in seinen einmal getroffenen Verabredungen keine Aenderung eintreten lassen, es sei ja weder ungewöhnlich, noch unangemessen für ein junges Mädchen, eine so kurze Strecke allein zu reisen.“

Mit großer Besorgniß hat Ida, sie noch heute scheiden zu lassen. Bis zur Eisenbahn, welche in der

Entfernung von sechs Stunden am Fuße des Gebirges dahin lief, war für die Reise mit eigenen Pferden gesorgt, dann brachte sie der Zug ja höchstens in zwei Stunden nach Hause. Die Tanten waren verschiedener Meinung; die Steinig gab Ida unbedingt Recht und rieth, sogleich ihre Anstalten zur Abreise zu treffen, die Wittingen wollte diese auf morgen verschieben und Ida dann selbst begleiten, wenn Leopold eine solche Pflicht nicht übernehmen sollte. Leopold wurde gerufen, um von der Nachricht in Kenntniß gesetzt zu werden. Er erschrak ein wenig, als er von der Krankheit der Mutter hörte, nachdem er aber den Brief bedächtig durchgelesen hatte, beruhigte er sich und glaubte, daß die Mutter noch einen besondern Grund haben müsse, Idas Heimkehr zu wünschen; wie dem aber auch sei, so müsse die Schwester Folge leisten und zwar sogleich, er sehe keinen Grund zum Aufschub. Zunge Damen reisten jetzt auf allen Eisenbahnen allein, kein Mensch finde mehr einen Anstoß dabei, es gebe ja *Damencoups*, wo sie in geschlossener Phalanx gegen alle Inconvenienzen geschützt seien und der Vater könne durch den Telegraphen von der Ankunft benachrichtigt werden, um Ida auf dem Bahnhofe zu empfangen. Da er solchergestalt der Tante Steinig beigepflichtet und seine eigene Begleitung, wenn auch nicht mit klaren Worten, abgelehnt hatte, erklärte die Wittingen, daß sie Ida, auch wenn die Reise noch heute angetreten werden solle, zu begleiten bereit sei und ließ sich trotz den ablehnenden Bitten der Nichte, trotz dem nun halb erzwungenen Anerbieten, das Leopold that, nicht davon abbringen. Der Cousine war der Gedanke einer Trennung, welche in den Jahren ihres Zusammenlebens noch nicht Statt gefunden hatte, so neu, daß sie sich daran erst gewöhnen mußte, ihr erstes Gefühl dabei war ein beleidigtes, doch sprach sie sich nicht gegen den Entschluß aus und dieser wurde denn auch schnell ins Werk gesetzt. Noch ehe zwei Stunden vergangen waren, fuhr Ida mit der Tante den Hohlweg hinauf.

„Wir sind nun allein, mein Sohn,“ sagte Frau von Steinig gerührt zu Leopold. „Wir wollen recht zusammenhalten.“

„Gewiß, liebe Tante,“ erwiderte Leopold, indem er ihre Hand küßte. „Heute Nachmittag nur werde ich um einige Stunden Urlaub bitten müssen, ich habe Aßberg fest versprechen müssen, ihn heute zu besuchen.“

„Heute gerade?“ versetzte sie, und ihre Nüherung ging in Empfindlichkeit über. „Muß es gerade heute

sein? Ich dachte, er würde eine solche Entschuldigung, wie Du sie ihm geben kannst, gelten lassen. Schicke ihm doch einen Boten."

„Verzeih, liebe Tante, er hat mir das feste Versprechen abgenommen — was müßte er von mir denken?"

Frau von Steinitz hatte einen zu selbstständigen Charakter, als sich selbst gegen ihren Liebling etwas zu vergeben. Sie fühlte sich, weil er es war, tief gekränkt, aber sie sagte kein Wort mehr. Wenn er nicht selbst fühlte, was er ihr schuldig war, wenn er nicht gern und freudig bei ihr blieb, sie wollte ihn nicht dazu zwingen. Auch Leopold verließ daher Steinthal am Nachmittag und die alte Dame fand sich so einsam, wie es nur in den ersten Tagen ihres Wittwenstandes gewesen war. Als sie dem Wäglein, mit einem starken Ackerpferde bespannt, das ihren undankbaren Liebling entführte, noch, so lange es möglich, nachgeschaut hatte, suchte sie Zerstreuung in der Wirthschaft und nie war sie über entdeckte Nachlässigkeiten strenger gewesen als an diesem Nachmittage. Selbst der alte Dallmann entging ihren Rügen nicht, so daß er sie ganz erstaunt ansah. Erst gegen Abend, als die Stunde schicklicher Heimkehr für Leopold heranrückte, wurde sie wieder besserer Laune. Doch ach! schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten, Leopold ließ über alle Gebühr auf sich warten und der ganze Groll der ungeduldigen Frau warf sich jetzt auf ihn, sie beschloß ihn die ganze Schwere ihres Unwillens fühlen zu lassen. Als sie aber das Rollen seines Wagens hörte, zerfloß dieser Unwille schon merklich und bei dem Anblicke des Heimkehrenden, dessen erstes Wort eine Bitte um Verzeihung war, konnte sie ihm nicht einmal einen ernstlichen Vorwurf machen. Er brachte ihr überdem eine wichtige Mittheilung. Aßberg hatte sich gegen ihn ausgesprochen und ihn mit der edelsten Offenheit das große Interesse, das er an Ida nehme, gestanden, er wisse wohl, daß er in der ganzen Gegend mit einem schweren Vorwurfe belastet worden sei und müsse das tragen, da ihn heilige Rücksichten verwehrien, sich zu rechtfertigen und von jeder Schuld frei zu erscheinen; darum habe er auch wenig Hoffnung, daß eine ehrliche Werbung um Idas Herz gut aufgenommen werden könne, er wolle es aber in seine, des Bruders, Hand legen, ihn durch Beobachtung, nöthigen Falls eine geschickte Frage, darüber aufzuklären, ob er es mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen dürfe ihr zu nahen.

Der junge Rechtsmann trug Aßbergs Sache vor,

als habe er sie ihm zu Protokoll gegeben und die Tante hörte ihm aufmerksam zu. Ueberrascht war sie von dieser Enthüllung gar nicht, sie hatte sich Aßbergs Versuch gar nicht anders gedeutet, wie er sich auch gar keine Mühe gegeben hatte sein Gefühl zu verbergen, Ida selbst konnte darüber nicht in Zweifel sein. Es fragte sich nur, ob seine Werbung zu begünstigen sei. Die Tante fand keinen Grund, gegen Leopold, der ja so verständig war, daß er viele ältere Männer beschämte, mit ihren Zweifeln zurückhaltend zu sein, mochte man über den Theil der Schuld, welchen Aßberg geläugnet, denken wie man wollte, so viel stand doch fest und Frau von Steinitz konnte selbst bezeugen, daß er der unglücklichen Liddy mit Eclat den Hof gemacht hatte, ihr hierher gefolgt war — ein Benehmen, das sich in keiner Weise rechtfertigen ließ. Der schreckliche Ausgang war doch einmal da, die allgemeine Stimme hatte gerichtet, weil das Verhältniß gar kein Geheimniß mehr gewesen war. Es blieb daher immer ein großer Entschluß, einem solchen Manne die Hand zu reichen, fast eben so schwer, als wenn Graf Werner nach der Voraussetzung der Cousine für Ida ein gleiches Interesse gefaßt und mit einem Antrage genaht wäre, diesen anzunehmen. Bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß hier ein Conflict entstehen könnte, ein Gedanke, welchen Charlotte heute früh in ihr angeregt hatte, wurde ihr plötzlich so schwer um das Herz, daß sie sich auch darüber gegen Leopold aussprechen mußte. Dieser war von der ihm völlig neuen Anschauung zuerst ganz verwirrt, doch legte er bald Gründe und Gegengründe mit der haarspaltenden Casuistik eines Rechtsanwalts vor und kam zu dem Resultate, daß man selbst für den Fall eines bis jetzt nur auf Vermuthung beruhenden Schrittes von Seiten des Grafen dennoch Aßberg eine gewisse Priorität hinsichtlich zu leistender Unterstützung einräumen müsse, wie er sie auch wohl in Betreff seiner Liebenswürdigkeit eher verdiene als der finstere verschlossene Graf, von dem es doch mehr als zweifelhaft sei, ob Ida an seiner Seite je glücklich werden könne.

„Die Hauptperson bleibt aber doch Ida,“ erwiderte die Tante. „Ihre Neigung, ihr Wort giebt den Ausschlag. Sie kann sich für Einen von Beiden oder auch für gar Keinen entscheiden. Wir dürfen darauf keinen Einfluß üben.“

„Frauenneigung und Frauenwahl hängen von Launen ab,“ versetzte Leopold bedächtig, „es ist zu ihrem eigenen Besten, wenn man sie darin zu bestimmen sucht.“

„Erlaube doch, mein Sohn!“ sagte die Tante etwas beleidigt. „Du sprichst zu einer Frau!“

„Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, es ist aus der Erfahrung geschöpft,“ entgegnete er und als sie sein sehr junges, in ehrbar pedantische Falten gelegtes Gesicht bei dieser Aeußerung betrachtete, mußte sie über seine vermeintlichen Erfahrungen laut lachen. Während sie noch erwogen, inwiefern sie auf Ida einwirken sollten, war aber deren Geschick bereits von denen, die mehr Autorität über sie hatten, entschieden.

9.

Ida fuhr mit der Tante in den Bahnhof ihrer Vaterstadt ein, wo der Zug nur eine kurze Zeit verweilte; Beide eilten daher den Waggon zu verlassen und achteten dabei wenig auf die Gesellschaft, die sich zu dieser bequemen Abendstunde wie immer hier versammelt hatte, theils aus müßiger Neugier, theils um ankommende Bekannte oder Fremde zu empfangen. Da wurde Ida bei ihrem Namen begrüßt und als sie aufsaß, stand Graf Werner vor ihr. Sie hatte ihn hier nicht in leisesten Gedanken vermuthet und war durch seine Erscheinung so überrascht, daß ihr eine Purpurgluth in die Wangen stieg. Doch hatte ihr Auge seinen Gruß schon unwillkürlich in einer Weise erwidert, welche auch das feinste mit einem tiefem Ausdruck belebte. Er bemerkte erst jetzt Frau von Wittingen und beeilte sich sein Uebersehen durch doppelte Aufmerksamkeit wieder gut zu machen. „Mein Wagen steht zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau, um Sie nach der Villa d'Dro zu bringen,“ sagte er. „Dort erwartet man das Fräulein frühestens morgen, Sie werden daher eine große Freude bewirken. Ich gehe schon zu Fuße nach der Stadt zurück.“

Frau von Wittingen wollte das nicht zugeben und den Wagen nur unter der Bedingung annehmen, daß der Graf mit ihnen fahre, wenigstens bis zur Promenade, er behauptete aber, den Bahnhof nicht verlassen zu können, da in einer Viertelstunde ein Extrazug erwartet werde, mit welchem der Bekannte, den er jetzt vergebens gesucht, vielleicht kommen möchte und so nahmen sie denn sein Erbieten an.

Die Villa d'Dro, wie der Kammerherr von Lüneburg sein Landhaus einer Jugenderinnerung zu Liebe genannt hatte, lag vor der Stadt in anmuthiger Umgebung, nicht weit entfernt von den Promenaden; es war in einem eleganten, wenn auch nicht reinem Style erbaut und sehr wohnlich eingerichtet. Die Dame vom Hause sah viel Gesellschaft bei sich, auch heute war sie

nicht allein, als der Wagen des Grafen Erff vorfuhr und zu ihrer Ueberraschung nicht ihn, sondern ihr Kind und ihre Cousine brachte. Ida hatte ihre Mutter nach dem Briefe, der sie zur Heimkehr aufgefordert, anders zu finden erwartet, nicht in gewählter Toilette, nicht von einem, wenn auch noch so kleinen geselligen Kreise umgeben — und der erste Eindruck, den es auf sie machte, war seltsamer Weise kein wohlthuender, wo sie sich doch hätte freuen müssen, ihre Besürchtungen grundlos zu sehen. Frau von Wittingen hatte von Anfang an nicht daran geglaubt und war daher nur über die Gesellschaft betreten, auf welche ihr Reiseanzug, der weder zierlich noch modern zu nennen, keineswegs berechnet war. Sie bat daher nach der ersten Begrüßung, die im Vorzimmer des Salons, freilich bei offenen Thüren Statt fand, ihre Cousine um Erlaubniß, sich gleich zurückziehen und Toilette machen zu dürfen. Da sie sich nicht angemeldet hatte, war kein Zimmer zu ihrer Aufnahme bereit, sie mußte einstweilen Idas Zimmer einnehmen. Diese wollte sie begleiten, die Mutter hatte sich aber bereits mit schnellem Blicke überzeugt, daß ihre Tochter sehr vortheilhaft costümiert sei und führte sie gleich dem kleinen gewählten Kreise zu, der sie mit Freuden empfing. Es waren nur Bekannte und Ida genoß in der ganzen Gesellschaft, mit welcher ihre Eltern verkehrten, eine ungetheilte Liebe. Die Mutter sah immer mit Stolz auf ihr Kind, heute aber ganz besonders. Sie sandte gleich einen Boten an ihren Gemahl, der sich wie gewöhnlich auf dem Casino befand, von wo ihn kein ästhetischer Zirkel, nur die unerbittlichste Nothwendigkeit abhalten konnte. Böse Zungen wollten sogar behaupten, daß er heute bei der Nachricht von der Ankunft seiner Tochter die Karten ziemlich verdrießlich an einen Stellvertreter abgegeben habe.

Ehe er nach Hause kam, war dort die momentane Aufregung schon beschwichtigt, die Conversation in den gewohnten Gang gebracht. Man wollte bemerken, daß Ida etwas bleicher und ernster geworden sei, woran aber wohl die Reise Schuld sein möge. Der Kammerherr trat ein, seine Begrüßung der Tochter hatte nach dem Urtheile der ältern Damen etwas Steifes und Kaltes, er verdiente gar nicht, eine so reizende Tochter zu haben. Bald sprengte er auch den ganzen Kreis, und die schöne Dichtung, welche man heute zu lesen und zu kritisiren beabsichtigt hatte, blieb unberührt, denn der Herr vom Hause entführte ein Paar Andere zu einer prosaischen Whistpartie und es

war kein Anklang für die ursprüngliche Idee der heutigen Zusammenkunft mehr zu wecken, als auch Frau von Wittingen endlich in stattlicher Toilette, an der man nur noch die Spuren des engen Koffers entdeckte, eintrat. Da war viel zu fragen und zu erzählen und Ida wurde von allen Seiten in Anspruch genommen. Sehr spät kam noch ein Gast, auf den wohl Niemand gerechnet hatte, wenn man auch wußte, daß er seit seiner Rückkehr die Bekanntschaft im Lüneburgschen Hause wieder angeknüpft habe. Es war Graf von Erff. Er trat, nachdem seine Anmeldung ein gewisses Aufsehen erregt hatte, ungezwungen ein; Manche kannte ihn noch gar nicht, sondern nur seine tragische Geschichte, welche mit ihm wieder in das Gedächtniß seiner Bekannten gekommen und von diesen neuerdings wieder in Umlauf gesetzt war, nun aber für ihn mit völliger Entlastung. Wie interessant war es, den Hartgeprüften zu sehen! Die Frauen, welche ihn von früher her kannten, waren einstimmig in ihrem Urtheile, daß er sich eigentlich verschönert habe, man fand heute sein Gesicht viel offener und freundlicher als früher, wo ihm allerdings die kleine heillose Frau, die er doch so sehr geliebt, viel Sorgen gemacht. Nachdem er die Familie begrüßt hatte und auch Ida — es entging keiner Einzigen! — ohne besondere Vorstellung genahet war, als kenne er sie bereits, trat er unbefangen zu Allen, die er früher in Gesellschaft gesehen hatte und wußte überall ein passendes Wort zu sagen. Das Unglück hatte offenbar einen wohlthätigen Einfluß auf ihn geübt. Hätten sie geahnt, aus welcher ganz andern Quelle diese Veränderung in seinem Wesen entsprungen war! Er fand dann, als die Gesellschaft sich fester gruppirt, seinen Platz neben Ida — war das Zufall? Sie sprachen viel zusammen, was man nicht immer überwachen konnte, war es denn aber richtig, daß er sie schon früher gekannt hatte? Vor zehn Jahren war sie noch ein Kind und gerade zu der Zeit, als er hier mit seiner schönen kochenden Frau einen Winter verlebte und in diesem Hause auch Umgang gepflogen hatte, in der Schweiz in Pension gewesen. Damals, das stand fest, konnten sie sich nicht mehr gesehen haben, wie kam es denn aber, daß ihre Unterhaltung durchaus den Schein der Bekanntschaft trug? Gleichviel! Der Graf, den das Unglück offenbar geläutert, hatte hier bald eine starke Partei für sich — die Frauen sind nur zu sehr geneigt, bei Mißverhältnissen den Stein stets auf ihr eigenes Geschlecht zu werfen und es war hier ja nur zu wünschen, daß der Arme noch ein rechtes Lebensglück finde. So

sahen man in der Villa d'Oro einen Gegensatz zu dem Entschlusse Leopolds zu bilden, der in Erwägung der Priorität Hübbergs — wenigstens bei ihm! — zu einer Opposition gegen Erff gekommen war.

Die Gesellschaft trennte sich spät, wie immer. Der Abend war bereits zur Nacht geworden, der Mond beleuchtete Werners einsamen Pfad. Er hatte sich etwas früher, als die Uebrigen empfahlen, um nicht mit ihnen zusammen den Weg nach der Stadt machen zu müssen, mit starken Schritten eilte er durch die blaue stille Nacht. Sein Blut war in Wallung, er konnte sich nicht mehr ablängnen, daß sein Bruder wohl Recht gehabt, ihm die kalte Vernunft zu bestreiten; was er als Ergebnis derselben, als ein Facit nüchterner Berechnung angesehen hatte, war doch nichts weniger als das und eine starke Leidenschaft, deren er sein betrogenes Herz gar nicht mehr fähig gehalten, nahm mit wachsender Gewalt sein ganzes Sein gefangen. Fort und fort schwebte ihm jetzt in frischer Lebendigkeit das Bild vor, wie er Ida durch den gefährvollen Paß der Falkenhöhe getragen — und jedes Wort, das er damals von ihrer süßen Stimme gehört hatte, so unschuldsvoll vertrauend und so gütig, bis er dem Orange, sich als ein Gleichgestellter zu bekunden, nicht mehr widerstanden hatte, dann aber in so lieblicher Verwirrung zu ihm sprechend, jedes ihrer Worte lebte in seiner Seele wieder auf. Wie in ihm stets die Phantasie und das Gemüth mächtig gewesen und ihm oft genug über die Schranken des Gewöhnlichen getragen, so ging in ihm das Bewußtsein des heutigen Abends, die Hoffnung, welche ihm die Eltern gemacht, die Nothwendigkeit, sich in der Bahn, die ihm Sitte und Herkommen vorschrieben, seinem Ziele zu nähern, in dem einen glühenden Wunsche unter, noch einmal mit Ida — aber ganz allein, ganz verlassen von allen Menschen, in der Felsenwildniß zu stehen, dort sein Schicksal in ihre Hand zu legen und wenn sie sich kalt von ihm abwandte, dann seinen Schild vom Stamme zu reißen und das Haupt mit dem Stahl bedeckt —

Er stand still, vor sich selbst erschrocken. Seine Hände falteten sich unwillkürlich, seine Augen flog zum dämmernden Himmel empor. Durch die todte Nacht hörte er weit hinter sich laute Stimmen, fröhliches Gelächter, es war die Gesellschaft, der er vorausgeeilt war. In die Wirklichkeit zurückgeführt, setzte er seinen Weg fort, der ihn durch die lampenhellen Straßen der Stadt zu seiner Wohnung in der Nähe des Schlosses brachte. Wie hätte er aber ruhig schlafen können

nach der Erregung des Abends! Seine ganze Seele strebte nur vorwärts, vorwärts!

Doch warfen sich all' die Rücksichten der Convenienz, die er haßte und die er doch ehren mußte, in seinen Weg. Er konnte ja nicht täglich, wie er heiß wünschte, in Idas Nähe sein und sich die Gewißheit verschaffen, die er erst haben mußte, ehe er das verhängnißvolle Wort sprach. Er hatte die Mutter, der er seinen Antrag in der gemessenen ruhigen Form, wie er sich vorgefetzt, gemacht hatte, dringend gebeten, in keiner Weise auch nur durch Andeutungen die Tochter von seinem Schritte in Kenntniß zu setzen und bestimmend auf sie einzuwirken, sondern ihm Alles zu überlassen. Frau von Lüneburg hatte es ihm lächelnd versprochen und der Sicherheit wegen auch ihren Gemahl in völliger Unwissenheit über die Angelegenheit gelassen, deren erste Idee sie sich selbst zuschrieb, wie auch in jenem Briefe an ihre Cousinen in Steinthal bereits ausgesprochen war. Nur mit der guten Wittingen, weil diese doch einmal hier war und ihre Ida so zärtlich liebte, mußte sie reden und an dieser fand sie nicht allein eine theilnehmende Seele, sondern auch eine Hilfe, wie sie, ohne ihr Versprechen zu brechen, doch etwas für die Erreichung ihres Wunsches thun konnte; die Tante war nicht gebunden und durfte mit Ida sprechen, wie ihr um das Herz war. Nun gab die Unterhaltung, in welche Erff mit dem Kammerherrn über den Verkauf der Villa getreten war, dem Grafen den willkommenen Anlaß, das Haus bald wieder zu betreten. Die Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß ein Verkauf des schönen Landhauses wünschenswerth erschien, der Kammerherr sollte Hofmarschall werden, eine Dienstwohnung im weitläufigen Schlosse stand dann zu seiner Verfügung, gleichzeitig war ihm ein Gut in der Nähe der Stadt unter so vortheilhaften Bedingungen geboten, daß er es nicht von der Hand weisen mochte, dazu aber wurde der Verkauf der Villa nöthig und der Graf war gewiß der beste Käufer, den er finden konnte. Er empfing ihn daher, als er schon am zweiten Tage nach Idas Ankunft erschien, um mit ihm abzuschließen, auf das Freundlichste und führte ihn, nachdem Erff seine Forderung ohne Gegenrede bewilligt hatte, zu seiner Familie, wo er ihn als den neuen Besitzer des Hauses vorstellte. Ida hatte von dem Vorhaben ihres Vaters nichts gewußt und in ihren Zügen machte sich eine schmerzliche Ueberraschung bemerklich, ihr Auge begegnete Werners mit dem unwillkürlichen Ausdrucke eines Vorwurfs; es erregte in ihm ein Gefühl, das ihn für

einen Moment der Selbstbeherrschung zu berauben schien. Die Mutter drückte ihrer Cousine, neben welcher sie saß, verstohlen die Hand — Alles war ja nun auf dem besten Wege! Es kam nur darauf an Beide im Laufe des Tages — der Kammerherr hatte Erff zu Mittag eingeladen — auf geschickte und unverfängliche Weise einmal zu isoliren, dann werde sich die Erklärung von selbst finden und die Tante glaubte ja für Idas Herz, das sich dem Grafen schon längst ohne es zu ahnen, zugeneigt habe, stehen zu können.

Der Kammerherr hatte die Anlagen der Villa ganz im italienischen Geschmacke eingerichtet, nur die hohen Cypressen und Lorbeerbäume hatte er nicht herzaubern können, sonst war Alles nach dem Zuschnitt wie er ihn in der lombardischen Ebene um viele Casinen und „Palazzi“ mit wenigen Variationen gefunden hatte. Wo man rings um die Stadt nur Anlagen der modernen Gartenkunst sah, auch einige Parks nach englischem Muster, waren die des Kammerherrn von Lüneburg wenigstens einmal etwas Anderes und erweckte bei Allen, welche im Lande der Goldorangen gewesen waren, die angenehmsten Erinnerungen. Nach der Tafel, die hier immer ziemlich spät gehalten wurde, lustwandelte die kleine Gesellschaft durch die grünen Büsche und Blumenpartien des Gartens und wie es geschah, wußte Ida nicht, aber sie befand sich bald mit Erff an einem plätschernden mit Topfgewächsen südlicher Vegetation umgebenen Springbrunnen von den Eltern getrennt, welche sie weit zurück, wahrscheinlich durch irgend ein interessantes Gespräch festgehalten sah, die Tante war gar nicht in den Garten mitgekommen und saß in diesem Moment mit ihren heißen Wünschen für Idas Glück allein in ihrem Zimmer. Werner bemerkte, wie Ida, daß sie Beide sich selbst überlassen waren und der Augenblick der Entscheidung, den er herbeigesehnt und doch gefürchtet hatte, war nun für ihn gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Mara in London.) Zu den berühmtesten deutschen Sängern des vorigen Jahrhunderts gehörte unstreitig Frau Mara, die Tochter eines armen Geigenpielers in Kassel. Ihr Leben gestaltete sich sehr mannigfaltig wie es das Loos vieler wandernden Musiker war zu jener Zeit, wo das Virtuositenthum unserer Zeit noch nicht ausgebildet war und die Söhne und Töchter der heitern Muse noch immer gleich Ausfägigen

von den andern gewerbtreibenden und reichen Classen der Gesellschaft verachtet und gestohet wurden. Sie hatte als Kind das Geigenpiel von selbst gelernt und ward von ihrem Vater, sobald sie unter seiner Leitung die technischen Schwierigkeiten ihres Instrumentes überwunden hatte, in die Welt geführt, um für sich und ihn das tägliche Brot zu verdienen. Mehr vermochte sie auch nicht, denn ohne Empfehlungen und mächtige Freunde blieben selbst in Wien ihre Concerte unbeachtet und wenig besucht. Erst in London schien ihr Schicksal eine bessere Wendung nehmen zu wollen, da ein Zufall sie einer reichen und vornehmen Dame bekannt machte und diese sich des armen Kindes annahm. Durch sie ward Gertrud Schmähling, die spätere Mara, erst auf ihre Stimme aufmerksam gemacht und erhielt Gelegenheit, sie unter der Leitung des berühmten Paradiesi auszubilden. Wie dies Alles kam und wie ihr Leben sich später entwickelte, mögen unsere freundlichen Leser in den „Künstlernovellen“ A. v. Sternbergs nachlesen, der unserer Heldin einen ausföhrlichen, interessanten Artikel widmet. Einige Scenen ihres Lebens sind ja auch in jüngster Zeit von andern Erzählern der Lesewelt bekannt geworden. Nach ihrer Flucht aus Berlin erschien sie im Jahre 1784 in London wieder, wo sie Manches verändert fand, aber mit Ehren und Freuden aufgenommen wurde, denn ein entschieden vortheilhafter Ruf war ihr vorausgegangen. Der Prinz von Wales, der Alles bestimmte und ordnete, was auf die Mode Bezug hatte, nahm sie in seinen Schutz und so konnte ihr Auftreten in London nur ein glänzendes sein. Ihre Concerte waren stets mit Zuböhrern überfüllt und brachten ihr große Summen ein; aber den größten Ruhm brachte ihr die Mitwirkung in dem großen Oratorium in der Westminster-Abtei. Diese kolossalen Concerte wurden jährlich einmal gegeben und hatten fast ganz London zu Theilnehmern als Zuböhrer oder als mitwirkende Sänger. Die ungeheuren Hallen der Westminster-Kirche waren zu diesem Zwecke geöffnet, 300 Sänger und 1000 Instrumentisten leisteten darin das Bewundernswerteste der Kunst. Der Hof, besonders der König, der diese Oratorien, die unter dem Namen Händels, der für einen Engländer galt, — so sehr ehrte ihn die Nation — gefeiert wurden, leidenschaftlich liebte, waren jedes Mal gegenwärtig. Dieser Art Gesang war Gertruds eigentliches Feld. Der hohe einfache Styl, in dem sie componirt waren, die Schwere und Bedeutung des Textes, der sich in gewissen Rhythmen bewegte, die Fülle und Fruchtbarkeit der Ideen, die es entwickelte, Alles dies war ihr von Jugend auf lieb und gewohnt. Hier konnte sie nun in ihrer ganzen Größe schimmern. Auch dem Volke wurde sie durch diese Oratorien verständlich und werth. Da sie zum Besten der Wittwen und Waisen von Künstlern gegeben wurden, so erlangte sie, die ganz besonders darin glänzte, auch bei den ärmeren Classen ganz besonderen Ruhm. Wir wollen hier eine Stelle aus einem Briefe einstecken, den ein einfacher Landmann schrieb und worin er die Mara in der Fülle ihrer mächtigen Kunst schilderte, mit einfachen, aber wie uns scheint passenden Worten:

„Ich kam spät und konnte nicht mehr hoffen einen Platz zu bekommen, da man mir sagte, die Kirche sei schon ganz besetzt. Es hatte sich erst vor einigen Tagen das Gerücht verbreitet, die Mara werde singen; daher der Andrang. Auf der Straße sah man Billets zu dem vierten Theile über den ursprünglichen Werth verkaufen. Zum Glück hatte Mr. Perth eine Abhaltung und so erhielt ich sein Billet. Schon am Morgen war die Kirche voll und am Abend sollte erst das Concert stattfinden. Viele hatten sich ihr Mittagessen mitgenommen und verzehrten es ohne Schen auf den Bänken der Kirche. Gegen den Nachmittag kamen die Sänger und Instrumentisten; sie zogen im Chor auf, der Zug nahm gar kein Ende. Jetzt wurde die Kirche erleuchtet. Himmel! welch ein Glanz strömte da in die düstern Hallen! Es war, als würde es auf eine geheimnißvolle Weise Tag. Ein großer Leuchter, der von oben niederschwebte, enthielt mehr als sechstausend Kerzen; zu den Seiten der Kirche erhoben sich große Lichtpyramiden, die wieder von dort Helligkeit ausströmten. Ein Gewühl, ein Gesumme, als hätten sich tausende von Bienenstöcken sich ihres Inhalts entladen, wogte in den ungeheuren Räumen und erstarrte in den Schwißbögen der Kirche, die bis ins Unendliche in die Höhe stiegen. Der goldene Prunk der verschiedenen Grabmonumente schimmerte wie ebenso viele Zeichen der Eitelkeit und Hoffart der Erde, und die Posaunen, welche die steinernen Engel in der Hand hielten, sollten bald einen wahren und edlern Klang von sich geben, so wundervoll wie es die Erde noch nie vernommen.

„Ich saß auf meinem Platze und staunte, wie Alles dies um mich her ward. Jetzt war die Kirche angefüllt bis in die kleinsten Räume hinan, da meldete eine Trompetensanfahre die Ankunft des Hofes. Alle Blicke flogen auf die königliche Loge, woselbst man alsbald, nach Vortritt der Hofchargen, den ehrwürdigen König, die Königin und den Prinzen von Wales, so wie Alle, welche zum Hofe gehörten, erscheinen sah. Sie sahen klein und unbedeutend aus, denn die Majestät der Kirche ist so unermeslich, daß alle Pracht gegen sie verschwindet. Das Volk brach in den Siegesgesang „Rule Britannia“ aus. Als dieser beendet war, trat tiefe Stille ein und Alles wendete sich dahin, wo die Tausende von Musikern versammelt waren. Da standen sie! Ein unermesliches Heer, Alle mit ihren Notenblättern und alle auf den Kapellmeister sehend, der in ihrer Mitte hoch über sie erhaben, den Taktstock führte. Ich kann Dir nicht sagen, welch einen Eindruck diese Masse von Sängern und Spielern, alle an dieselbe Nüchternur gebunden, Alle auf dieselbe Note lauschend, die im Gesang vorgeschrieben war, auf mich machte. So bindet ein allmächtiger Wille das in der Irre treibende Geschlecht der Erdgeborenen und läßt sie, ohne daß sie es selbst wissen, die Befehle des höchsten Geistes mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit vollbringen. Der Gesang begann: es war Händels nicht genug zu rühmendes Oratorium „der Messias.“ In großen Schwingungen schritt die Musik einher, jede Tonwelle langsam, und feierlich die andere verdrängend, bis sie selbst im Harmonien-

zauber dahinschwand. Nun kam die Stelle, wo es heißt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Das ist eine so mächtige Composition, daß, wenn die Erde voll Gottesläugner wäre, dieser Gesang, in tiefer Stille um Mitternacht ertönend, sie Alle auf die Knie werfen würde. Ich sah hin, wer die Worte sang, und mein Auge fiel auf eine einsam dastehende weibliche Gestalt, die einfach in Weiß gekleidet, gerade wie ein armes Menschenkind hintrat, das der allmächtige Schöpfer eben geschaffen und das nun dasteht und ihm rührend dankt und lobt. Dabei umleuchtete sie ein wunderbarer Glanz; sie war wie die Gebenedeite, die den Herrn geboren, unschuldig und in ihrem Busen den Gott tragend. Sie stand da und sang die herrlichen Worte so klar, so verständlich, daß jedes Kind sie fassen konnte. Bei Gott, wer ist die Wunderbare dort? fragte ich meinen Nachbar. Er lächelte und sagte: Das ist die Maria.

„In meinem Herzen war es wie ein Gelübde; ich sprach die Worte für mich hin: Diese Frau muß Großes thun, wenn sie will. Segen über sie, wo sie auch wandle! Wie sie vollendet hatte — sie sang allein vor all' dem unermesslichen Volke — war es einen Augenblick ganz still, dann brach ein nicht endenwollender Beifallsturm aus. Ich habe nicht geglaubt, daß das englische Volk so jubiliren könne, aber es galt auch das Höchste, was der arme Mensch hat und kennt. Auch ich stimmte mit ein in meiner bescheidenen Ede und war froh, daß ich berufen war dieses Tages Entzücken mit zu theilen.“

—r.

(Eine Leipziger Hochzeit.) Daß in den vergangenen Jahrhunderten von Seiten der öffentlichen Behörden unablässig dahin gestrebt wurde, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft streng auseinander zu halten und jedem seine eigenthümlichen Rechte zu wahren, so viel es eben möglich war bei der dem Menschen angeborenen Neigung das Gebotene nicht zu achten und zu überschreiten, ist wohl hinreichend bekannt. Schon die von Zeit zu Zeit wiederholten Luxusgesetze, in denen der Aufwand an Kleidung und Schmuck, sogar die Zahl der Gäste und Gerichte bei Familienfesten jedem Stande genau zugemessen wurde, könnten dieses Streben erhärten, wenn auch nicht andere Beweise der Art vorlägen. Auf der andern Seite ist es eben so wenig zu läugnen, daß damals keine Gesetze weniger streng gehalten wurden, als eben diese Luxusgesetze und es bedurfte oft der strafenden Einschüpfung der höchsten Behörde, um ihnen wieder für einige Zeit wenigstens scheinbare Geltung zu sichern. Ein solches Einschreiten geschah unter Andern im Jahre 1618 bei einer fröhlichen und prunkvollen Hochzeitsfeier. Der Doctor juris Sonas Möffel, Sohn des gleichnamigen Appellationsgerichtsraths und Bürgermeisters zu Leipzig, war damals von seinen großen Reisen nach Frankreich, England und Italien zurückgekommen und hatte sich bald darauf mit der Jungfer Leuschnow, der Tochter einer ebenfalls angesehenen und reichen

Familie, verlobt. Zu der Hochzeit, welche am 18. August 1618 gefeiert werden sollte, hatte er außer den Verwandten und Freunden der beiden Familien auch den Churfürsten Johann Georg I. und dessen Mutter, die verwitwete Churfürstin Sophie, eingeladen, was die damalige Sitte gestattete. Die hohen Personen erschienen zwar nicht selbst, ließen sich aber durch Abgeordnete vertreten; der Churfürst durch Heinrich von Friesen, der dem Brautpaare einen Ehrenpokal überreichte, die verwitwete Churfürstin durch den Grafen Philipp Ernst zu Mansfeld, Hauptmann der Aemter Leipzig und Eilenburg, der neben einem Pokal auch einige Hirsche und Rehe zu überreichen hatte. Beide Abgesandte kamen am 10. August in Leipzig an, wurden im Namen des Bürgermeisters von zwei Rathsherrn feierlich empfangen und in das ihnen zugedachte Quartier gebracht und verständigten sich jetzt schon über die damals so wichtige Frage, wer den Vortritt haben sollte, indem Herr von Friesen aus Ehrerbietung gegen die Churfürstin-Mutter dem Grafen Mansfeld denselben freiwillig überließ, worüber er später aber vom Churfürsten getadelt wurde.

Bei dem Ausritte, wie man damals die feierliche Abholung der Braut aus ihrem elterlichen Hause nannte, wie bei dem späteren Hochzeitsbankett entsfaltete der Bräutigam eine große Neigung zur Prunksucht. Damit der Zug recht groß und glänzend werde, hatte er fast sämtliche „Rathsverwandte und Handelsleute“ durch seinen Vater, den Bürgermeister, zur Theilnahme auffordern lassen und obgleich die Mehrzahl derselben ihre Zusage nicht im Voraus zu geben geneigt waren, Viele wohl auch wirklich nicht kamen, umfaßte der Zug weit über hundert stattliche Reiter, von denen der Bräutigam am stattlichsten herausgeputzt war, denn er trug sogar ein Paar goldene oder vergoldete Sporen. Bei der Trauung in der Thomaskirche bliesen die Raumburger Musikanten die Trompeten, wie sie in der Raumburger Kirchenmusik üblich, weil die Leipziger damit nicht geübt, und der Cantor der Thomaskirche führte nach der Trauung dasselbe Musikstück auf, das er zu dem vorjährigen Reformations-Jubiläum componirt hatte. Bankettirt wurde aber Mittags und Abends drei Tage lang. Die Nachricht von dieser Hochzeitsfeier konnte natürlich dem Churfürsten in Dresden nicht verborgen bleiben. Sie gefiel ihm keineswegs und sofort erging vom 14. August der Befehl an den Schöffer und den Rath zu Leipzig, sowie an Heinrich von Friesen, ausführlichen Bericht über den vom Bürgermeister geübten übermäßigen Luxus einzusenden. Derselbe erfolgte am 17. August und darauf hin ward den beiden Möffel, Vater und Sohn, aufgetragen, sich vor dem Ordinarius der Juristenfacultät, Dr. Hactemann, wegen der ungebührlichen Uebertretung der bestehenden Luxusgesetze zu verantworten und schließlich mußten sie eine Strafe von tausend Thalern bezahlen.

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Wie schön das Alles,“ sagte Werner mit unsicherer Stimme. „Und wie schmerzlich mag es Ihnen sein, daß Ihr Herr Vater es über sich gewinnen konnte, sich von diesem reizenden Besitztum zu trennen!“

Ida sah sich nach den Eltern um, welche noch immer beharrlich auf ihrem Standpunkte im lebhaften Gespräche weilten — sie gab dem Grafen nur eine halbe Antwort, welche ihren Vater rechtfertigen sollte.

„Den Vater natürlich nicht, Ihr Unwille wird mich treffen,“ fuhr er fort und da sie ihm, als er einen Moment inne hielt, gar keine Antwort gab, sondern in großer Befangenheit Miene machte, sich ihren Eltern zu nähern, wallte in ihm das Blut hoch auf, eine Besorgniß, daß der Augenblick unwiederbringlich verloren gehen könne, ergriff ihn und er fragte rasch: „Würden Sie dies Alles hier aus meiner Hand zurücknehmen?“

Bei dieser seltsamen Frage richtete sich ihr Auge verwundert auf ihn, aber die tiefe Gluth in dem sei-

nigen, der Ausdruck der Innigkeit in seinem Tone, der erst jetzt nachklingend ihr zum Bewußtsein kam, setzte sie in die tödtlichste Verwirrung und sie erblaßte. Da faßte er ihre Hand, welche zuckend sich ihm versagen wollte, „Ida — verstehen Sie meine Frage? Darf ich hoffen, daß Sie mich nicht verstoßen werden?“

Sie schwieg, er gab ihre Hand frei — was ihre Lippen fast unhörbar erwiderten, vernahm er nicht und hätte es auch, wenn klarer gesprochen, vor der Brandung seines aufgeregten Blutes nicht verstanden. Es war eine Bitte, eine jungfräulich schamhafte Verwahrung — sie wußte selbst nicht, was sie gesprochen hatte, sie stand ihm nicht weiter Rede, sondern folgte den Eltern, welche in einen andern Gang eingebogen waren, ohne sich nach dem Paare umzuschauen. Der Graf aber blieb an Idas Seite. — „Habe ich Sie beleidigt, so will ich mich auf ewig verbannen,“ sagte er mit bewegter Stimme. „Ich bin sehr unglücklich gewesen in meinem Leben —.“

Hier trat das Herz doch in sein Recht und Idas Auge verrieth ihm unwillkürlich ihr Mitgefühl. „Ich weiß sehr wohl —,“ fuhr er davon ergriffen, mit gepreßtem Tone fort, „daß ich viel fordere, mehr als ich von irgend einem Wesen auf der Welt zu fordern berechtigt bin!“ und von seiner wildaufgeregten Phantasie hingerissen, hier gleich die höchste Prüfung eintreten zu lassen, vor welcher kein Ausweichen mehr möglich war und die Entscheidung fallen mußte, gut oder schlimm, gleichviel, nur Gewißheit! mit einem schwe-

ren Athemzuge sprach er: „Ich biete Ihnen die Hand eines Mörders!“

Ein Laut des Entsetzens rang sich aus Idas Brust: „Das ist nicht wahr!“ rief sie und war nun völlig fassungslos, da sie selbst sich vergessen und jede Rücksicht, jede Schranke, welche die Welt gezogen und achtet, in Trümmer zu fallen schien.

„Glaubst Du es nicht — und wenn es doch wahr ist, willst Du es dennoch wagen, Dein Glück an meines zu binden?“ rief er.

Ein stumner flehender Blick — eine bittend zu ihm aufgehobene Hand, dann wandte sich Ida rasch ab und in der Thür der Villa, die man von hier sehen konnte, erschien in diesem Augenblicke Frau von Wittingen mit einem fremden Manne. Wahrscheinlich wiederum ein lästiger Besuch! Auch die Eltern hatten ihn bemerkt und lenkten in einen Gang ein, der nach dem Hause führte, von welchem her ihnen die Tante mit dem Fremden entgegen kam. War es ein Fremder?

Werner stutzte plötzlich, in seinem Auge flammte ein zorniger Blitz auf — auch Ida hatte den Angekommenen erkannt. —

„Das ist — Herr von Afberg,“ sagte sie erschrocken und zaghaft, wohl wissend, welchen Eindruck diese Begegnung auf Werner machen mußte, sie wußte ja nicht, daß Beide sich kürzlich schon getroffen hatten und die bängste Furcht ließ ihr Herz, das noch vom Sturm der Gefühle, von der Gewalt des Moments in Wallung war, plötzlich erstarren.

„Afberg!“ wiederholte Werner und in seinem Tone lag nur zuviel, um Idas Furcht zu bestätigen. Doch sagte er weiter kein Wort, sondern begleitete Ida, die all' ihre Seelenkraft aufbot, um wieder Fassung zu gewinnen, mit festen Schritten dem Todfeinde entgegen, der hier wiederum wie eine böse Vorbedeutung erscheinen mußte, wo für Werner kaum das Morgenroth eines neuen Glückes zu dämmern begann. Der Tante war Afbergs Anmeldung ein wahrer Schreck gewesen; für die Eltern, welche ja sein Verhältnis zu Werner kannten, mußte es eine namenlose Verlegenheit sein, daß er gerade jetzt kam und in ihrem Hause mit Erff wieder zusammentreffen sollte. Noch hatten sie ihn nicht erkannt, denn es war zu lange her, seit sie ihn zuletzt gesehen hatten und wie sollten sie auf den Gedanken fallen, daß es der unselige Afberg sei, welchen die Cousine Wittingen so feierlich daher brachte? Als er aber näher kam, erkannte ihn die Mutter und rief mit unterdrückter

Stimme seinen Namen, der auch ihren Gemahl erschreckte. In solchen Situationen ist denn die Gewöhnung der großen und vornehmen Welt, alle Gefühle, selbst die gewaltigsten, so zu beherrschen, daß sie nirgend sich verrathen und das Antlitz auch bei den gehässigsten wie den seligsten Regungen immer in seinem ruhigen und lächelnden Ausdrucke bleibt, ein wahrer Segen. Wie meisterhaft wußte Frau von Lüneburg diesen gefährlichen Moment zu ebnen, wie verstand es auch Afberg, seine Bestürzung bei Werners unerwartetem Anblicke an Idas Seite, unter der glatteiten Form zu verbergen! Er kam aus dem Gebirge, er brachte Grüße aus Steinthal, Leopold hatte ihm einen Brief an seine Mutter anvertraut. Eine Vorstellung fand gegen Niemand statt — die Mutter wußte, daß Afberg noch bei Idas Anwesenheit in Steinthal gewesen sei, die Wittingen hatte auch ein Wort der Warnung einfließen lassen, welches jetzt eine ernste Bedeutung zu gewinnen schien. Frau von Lüneburg fühlte sich unheimlich berührt, als sie daran dachte, doch Entschluß sie sich dieses Gedankens, um ihre Pflichten als Dame vom Hause zu üben, in welchen sie gewöhnlich von ihrem Gemahl schlecht unterstützt wurde. Sie war gegen Afberg so verbindlich, als es der gute Ton nur vorschrieb, dankte für den Brief, dessen Lectüre sie natürlich auf passendere Zeit verschob und fragte viel nach Steinthal und ihrer dort zurückgebliebenen Cousine. Afberg hatte mit seinem Vetter, als seien Beide sich ganz fremd, nur einen stummen Gruß und kalten Blick gewechselt, Keiner von Beiden verlor die nöthige Fassung und Haltung — Frau von Lüneburg dankte Gott dafür; wenigstens in ihrem Hause durfte es zu keinem eclat kommen. Während dann Afberg, sobald er dazu frei war, sich an Ida wandte und mit ihr von nahliegenden Dingen, von ihrer Reise und auch wieder von Steinthal sprach, nahm Graf Werner plötzlich Abschied. Es hätte die Mutter aus der Fassung bringen können, denn sie hatte wohl bemerkt, daß es an der Fontaine zwischen ihm und ihrer Tochter zu Erklärungen gekommen war und nun räumte er vor Afberg, welcher doch nur eine kurze Visitenfrist bleiben konnte, das Feld — sollte Ida ihn zurückgewiesen, die Tante sich also über sie getäuscht haben? Sie schärfte ihr Auge, um zu sehen, in welcher Art er von Ida Abschied nahm, aber sie konnte nichts bemerken. Als er fort war, wurde Afberg seltsamer Weise in seinem Benehmen etwas gezwungener, er führte die Unterhaltung zwar lebhaft, aber es war doch als sei er nicht immer mit seinen Gedanken bei

den Worten, in denen er sich oft versprach — auch wollte die Mutter wahrnehmen, daß sein Blick oft, wiewohl immer vergebens, Ida's Auge suchte. Tante Wittingen war nicht minder wachsam, sie blieb aber ziemlich einsylbig und wünschte dringend, daß Aßberg sich entfernen möge, damit sie sich über die Lage der Dinge unterrichten und aussprechen könne. Der Kammerherr ahnte nichts von Allem, was sich hier im Stillen vielleicht bedrohlich vorbereitet und war zum Verdrusse der Cousine heute besonders redselig, wodurch Aßberg immer von Neuem festgehalten wurde. Endlich! Aßberg empfahl sich mit dem Bewußtsein, daß ihm kein Recht eingeräumt sei, bald wieder zu kommen, und daß er wenig Hoffnung habe. Noch an demselben Abende schrieb er an Leopold und forderte ihn dringend auf, heimzukehren, da er ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen habe und seine Anwesenheit allein das größte Unglück, das seine Familie bedrohe, abwenden könne. Leopold hatte zwar, das wußte er, in dem Briefe, den er überbracht, warm für ihn gesprochen, aber er zitterte, daß es schon zu spät sein möge. Ob die Regung, die zuerst aus gewohntem Spiele der Selbstsucht und Eitelkeit ihm unbegreiflich erwacht und immer stürmischer, immer glühender sich nicht bloß seiner Sinne, sondern auch seines tiefen, bisher so kalten schönen Herzens bemächtigt hatte, ob diese Regung wieder nur ein flüchtiger Rausch oder von lebenslanger Dauer sein würde — gleichviel! Sie riß ihn hin, sie überwand die Schauer, die oft genug in einsamer Stunde ihn berührten, wenn sich unabweislich ein bleiches rührendes Bild vor seine Seele stellte — es war ja nicht seine Schuld, daß ihn das Verhängniß wiederum in Werners Weg führte! Damals hatte er zuletzt doch Neue gefühlt und er hätte gern Alles ungeschehen gemacht, was unrettbar wie eine reißende Strömung in den zerschmetternden Katarakt trieb — jetzt aber stand es anders! Jetzt war er in so gutem Rechte als Zener und es galt zwischen ihm Kampf mit allen zu Gebote stehenden Mitteln: Aßberg gelobte sich keins zu verschmähen!

10.

Noch an demselben Abende hatte Ida der Mutter Alles vertraut, was zwischen ihr und Werner heute geschehen war, am Herzen der Mutter, die sie liebevoll anhörte und ihr das Geständniß so leicht machte, die Ruhe wiedergefunden. Sie wußte nun, daß ihr Schicksal, ihr Glück entschieden war. Ja, sie liebte Werner mit einem tiefen innigen Gefühle, dessen ersten Ur-

sprung zu enträthseln, sich nur die freudig bewegte Tante in ihrem Herzen Mühe gab; sie liebte ihn vielleicht um so stärker, weil er so unglücklich in seinem Leben gewesen war und heilig gelobte sie ihm, das Vertrauen, das er auf ein neues Glück an ihrer Seite gesetzt hatte, durch ihre treueste Hingebung zu krönen. Es war ein feierlicher Moment, als sie ihm das später sagen konnte und selbst das von einem Leben in Außerlichkeit erkältete Gemüth der Mutter wurde von einer heiligen Nührung durchweht bei der mächtigen Bewegung, mit welcher ihr und ihrem Gatten Werner den Dank seiner Seele, das Gelübde aussprach, ihrem Kinde, so weit es in seiner Kraft stehe, ein ungetrübtetes Dasein zu bereiten.

Leopold kam denn wirklich zu spät. Er war der Aufforderung Aßbergs, der ihm seine Freundschaft und sein Vertrauen trotz des Unterschiedes der Jahre geschenkt hatte, sogleich nachgekommen, denn er errieth, was sie zu bedeuten habe. Als er das elterliche Haus betrat, fand er es leer, die Familie hatte einen Ausflug nach einem nahegelegenen herzoglichen Lustschlosse unternommen, wo das verlobte Paar den fürstlichen Herrschaften, welche sich sehr dafür interessirten, vorgestellt werden sollte: Lüneburg hatte es für seine Pflicht gehalten, die Verlobung vor Allen seinem Herrn, bei welchem er sehr in Gnaden stand und der Herzogin, welche Ida schon unter ihre Hofdamen hatte aufnehmen wollen, anzuzeigen. Der Brief nach Steintal war natürlich auch schon unterwegs, er hatte sich wahrscheinlich mit Leopold gekreuzt. Dieser stand wie vom Blitze gerührt, als er von der Kammerjungfer seiner Mutter, die ihm zuerst begegnete, die große Nachricht empfing — doch wußte er mit einer Geistesgegenwart über seine Jahre sich schnell zu fassen, als sage ihm das Mädchen nur etwas längst Erwartetes. Der Boden aber brannte ihm unter den Füßen, eine drückende Unruhe bemächtigte sich seiner — ohne sich aufzuhalten, eilte er zu Aßberg, der ihm seine Wohnung bezeichnet hatte. Er fand ihn im Begriff auszugehen.

„Kommst Du endlich?“ rief er ihm entgegen und schloß ihn heftig in seine Arme. — „Ich kann nicht anders, ich nenne Dich Du! Mir ist als seien wir Brüder seit langen Jahren! Weißt Du —?“

„Ich weiß es!“ antwortete Leopold von der Leidenschaftlichkeit, mit welcher er empfangen wurde, selbst aus seinem gewohnten nüchternen Gleichmüthe gebracht. — „Sie haben mich gerufen, Sie wollen mir wichtige Eröffnungen machen —.“

„Willst Du mein Freund, mein Bruder nicht sein? Warum das fremde Sie zwischen uns?“ rief Aßberg. „Ja, ich habe Dich gerufen und wenn Du auch spät kommst, noch ist es nicht zu spät! Noch kann Alles rückgängig gemacht werden. Was zu Schande und Elend führen müßte — und wenn es vor der Welt Aufsehen erregt, Entfernung deckt Alles — Deine Schwester ist überrascht, gezwungen worden — eine bessere Zukunft macht Alles gut, beschwichtigt auch die Welt, welche Deine Mutter vielleicht fürchtet. Ich sage Dir Alles, begleite mich. Du kommst mir wie ein Geist glücklicher Verheißung — ich wollte eben eine andere Hilfe suchen, nun habe ich Dich. Komm mit mir, ich suche ihn auf.“

„Wenn Du den Grafen Erff meinst, so findest Du ihn nicht —“ erwiderte Leupold, der sich allmählig wieder gesammelt hatte und ruhiger, besonnener war, als der viel ältere Mann. „Er ist mit den Meinigen auf der Kettenburg.“

Aßberg zuckte mit der Hand nach der Brust. „So?“ sagte er mit bitterm Tone. „Nun dann bleiben wir hier. Ich kann Dir dann meinen Vortrag in aller Ruhe halten. Es schlägt in Dein Fach, es ist ein Criminalfall.“

Abends spät kam die Familie heim. Werner nahm vor dem Hause gleich Abschied. Dem jungen Manne, welcher im Zimmer die Stimmen hörte, schlug das Herz, aber er trat nicht heraus, die Seinigen zu empfangen, seine unerwartete Rückkehr hätte gleich zu Erklärungen führen müssen, welche er nur ohne Zeugen geben konnte. Wie lieb war es ihm, daß der Graf sich verabschiedete, wie er deutlich vernahm! Er hatte sich zwar auch für den Fall gewaffnet, daß er ihm heute noch, ohne sich mit den Eltern vorher verständigt zu haben, begegnen müsse, aber es war ihm so eine unbeschreibliche Erleichterung. Der Diener, welcher draußen seiner Herrschaft den Wagen öffnete, hatte zum Glück seine Meldung über Leupolds Ankunft erst anbringen können, nachdem der Graf schon fort war, sonst würde dieser dennoch gekommen sein, den künftigen Schwager zu begrüßen. Leupold hörte seinen Namen ausrufen — wahrscheinlich in Folge jener Meldung — und gleich darauf öffnete seine Mutter schon die Thür, sie vergaß in der Ueberraschung, wie streng sie auch sonst darauf hielt, der Tante den Vortritt zu lassen.

„Leupold!“ rief sie. „Du hast wohl schon gehört —, daß Du so unerwartet nach Hause kommst? Wer kann es Dir aber gesagt haben?“

Leupold umarmte seine Mutter, umarmte Alle der Reihe nach — er zitterte, als ihn Ida erröthend, mädchenhaft befangen, aber doch glücklich — er sah es ihrem ganzen Wesen an! begrüßte. Seine Besonnenheit, die er während des Alleinseins mit den klarsten Vorstellungen zu kräftigen gesucht, schien ihn verlassen zu wollen; zum Glück hatte er vielen Fragen der Mutter und der Tante Rede zu stehen, deren Beantwortung ihm wieder die nöthige Fassung gab, um für heute der Erklärung noch auszuweichen, welche Allen die Ruhe der Nacht geraubt haben würde. Er gab nur an — die Nothlüge hielt er für gerechtfertigt — daß ihn der Mangel an ausreichenden Hilfsmitteln für seine Prüfungsarbeiten, deren Bedürfnisse er vorher nicht habe ersehen können, früher zurückgeführt und daß er allerdings hier erst die Nachricht von dem wichtigen Familienereignisse erhalten habe, dabei reichte er Ida nochmals stumm die Hand, was er in seinem Herzen mit einem geistigen Vorbehalt ganz anderer Deutung that, als die Schwester sie durch ihren liebevollen und dankbaren Blick bekundete. Man war von ihm dies gemessene verständige Betragen selbst bei den aufregendsten Vorfällen gewohnt und der Vater, welcher Scenen in keiner Form liebte, machte der Unterhaltung für heute mit einem Hinweis auf die späte Stunde bald ein Ende.

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben schloß Leupold in dieser Nacht erst nach langem unruhigem Wachen die Augen und schlief darum bis spät in den Morgen hinein, so daß er gegen seine Gewohnheit der letzte zum Frühstück kam. Er war keinen Moment zweifelhaft gewesen, an wen er seine Eröffnung zuerst richten solle, doch fand er erst im Laufe des Nachmittags Gelegenheit, die Mutter allein zu sprechen. Frauen der großen Welt sind gegen Eindrücke, die das Gemüth bewegen, stärker als andere gerüstet, aber was Leupold der Mutter zu sagen hatte, schlug ihre ganze Fassung zu Boden. Nicht umsonst hatte Aßberg in seinem jungen Freunde das Element herausgefordert, das ihn vor allen befähigte, die schwere Anklage, durch welche er ein fremdes Glück zertrümmern wollte, um sein eigenes, wenn auch später, auf diesen Trümmern zu gründen, so scharf und klar aufzunehmen, daß er damit ohne Weiteres hätte vor einen Gerichtshof treten können. Die Mutter war von seinem Vortrage, dessen Eingang sie Anfangs als eine längst abgethane Sache mit ungläubigem Lächeln aufgenommen hatte, als er dann mit der furchtbaren, durch Beweise bekräftigten Anschuldigung hervortrat, so erschüttert, daß

sie kein anderes Rettungsmittel wußte, als nur gleich Ida herbeizurufen und ihr schonungslos den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande sie spielte. Leopold wollte sie, als es schon zu spät war, zurückhalten, er bat sie, wenigstens ihm die Mittheilung zu überlassen, vergebens! Ida erschien, heiter und lieblich, wie immer, nichts ahnend. „Mutter, ich beschwöre Dich —“ sagte Leopold von ihrem Anblicke ergriffen, mit leiser Stimme — die Mutter schlang ihren Arm um die Tochter und zog sie an ihre Brust. „Du mein armes Kind!“ rief sie. „Gott sei Dank, daß es noch Zeit ist, Dich zu retten!“ Und ohne sich einen Moment zu bedenken, sprach sie das Wort aus, das Idas geträumtes Glück mit einem Schlage vernichten mußte.

Aber Ida, obgleich erbebend und blaß geworden, richtete sich aus dem Arme der Mutter empor und sagte mit voller Zuversicht im leuchtenden Auge: „Ich weiß Alles. Ich habe es gewußt und werde es tragen.“

„Du täuschst Dich, Ida, geliebte Schwester!“ nahm Leopold mitleidig das Wort, da die Mutter von der unerwarteten Antwort bestürzt zurücktrat. „Du hältst es für eine moralische Verschuldung — die nur mittelbar, durch Thun und Lassen dazu wohl Ursache gegeben, aber nicht factisch, thatsächlich selbst mit eigenem Willen und eigener Hand vollbracht —.“

Da stieg in Idas bleiche Wangen eine schnelle Gluth empor und ihr Auge blitzte in stolzem edlem Zorne: „Wer wagt es, dem ehrlosen Verdachte Worte zu geben?“ rief sie.

„Es ist kein Verdacht, sondern Gewißheit! Du bist jetzt nicht in der Stimmung, mich anzuhören —.“

„Nicht eine Secunde will ich das dulden!“ rief sie. „Sprich, was Du zu sagen hast — es wird zerinnen wie ein giftiger Nebel vor der Sonne!“

„Was nicht blos Vermuthung, moralische Uezeugung ist — was vielmehr Zeugen gesehen haben, Zeugen, die noch leben?“ entgegnete er und sein fester Ton machte Idas sicheres Herz erbeben, die schöne Röthe der Zuversicht wich von Neuem der bleichen Farbe jähher Furcht. Er sprach, seine Worte klangen ihr eiskalt, sie fühlte dieselben wie Dolche in ihre Brust eindringen, sie hörte kaum noch, was er von weitem Beweisen vorbrachte — ihr war es genug, daß nur ein Mensch lebte, der es gesehen haben wollte, wie droben auf der Felsenhöhe, die ihr jetzt grell vor Augen stand mit ihrer weiten Platte, mit dem starken Baume, an dem der Schild hing — das Symbol ge-

tilgter Schmach! über dem Abgrunde — und als das Grauenhafte, das in Gedanken nur auszusprechen sie jagte, von ihrem Bruder als Wahrheit verkündigt wurde, die nur der irdische Richter nicht wisse, wohl aber bald genug erfahren werde, da brach ihre Kraft und sie sank bewusstlos in die Arme ihrer Mutter. Außer sich wußte diese nur um Hilfe zu rufen, es war aber Niemand zur Hand und Leopold allein stand ihr bei, die unglückliche Schwester in das Leben zurückzubringen. Sie schlug schon die Augen wieder auf, sie machte sich kräftig frei und die eine Hand auf das Herz, die andere zum feierlichen Schwure gen Himmel hebend, rief sie: „Ich habe ihm Treue gelobt, ich werde sie ihm halten! Lastet die Schuld auf ihm, wie Du sagst, muß er dem ewigen Richter nicht allein, sondern auch dem auf Erden Rechenschaft ablegen — ich trage Alles mit ihm und keine Macht soll mich davon abhalten!“

In demselben Momente wurde die Hausglocke stark angezogen. „Er ist es!“ rief Ida. „Ich werde ihn fragen und wehe dem Verleumder, wenn er ihn ehrlos und falsch geschmäht hat.“ Der Bruder wollte sie von dem Schritte, der ihn bis in das Mark erschreckte, mit Gewalt zurückhalten, sie wich ihm aber aus und eilte Werner entgegen. Er war es wirklich, er erschrak vor seiner Braut, als sie ihm schon im Vorzimmer erschien. Den Diener, der ihn melden wollte, hatte er zurückgewiesen — kein Zeuge war zugegen, die Mutter hatte sich bei diesem Zusammentreffen kaum noch ihrer Sinne mächtig von Leopold in ihr Cabinet zurückführen lassen, auf den nun die ganze Macht des Orkans, den er heraufbeschworen, zu stürzen schien und auch die schwerste Pflicht, statt des Vaters, gegen den Mann, der ihr Haus entehren wollte, aufzutreten.

Nur weniger Worte bedurfte es, so wußte Werner Alles, was hier vorgefallen war. Eine tiefe furchtbare Bewegung sprach sich in seinem Blicke, in all' seinen Zügen aus, an denen Idas Auge ängstlich forschend hing, der starke Mann zitterte, als werde er dem Sturme erliegen. — „Und wenn Alles, was man Dir gesagt hat, Wahrheit ist?“ fragte er. „Wirft Du mir, der nun freilich die fluchbeladene Hand nicht in die Deine legen darf, verzeihen, daß ich wagte —.“

„Ich habe Dir Treue gelobt bis zum Tode! Ich werde sie halten!“

„Nimmermehr! Dein Wort ist gelöst durch meine Schuld. Du könntest mich nur verabscheuen, niemals lieben —.“

„Du hast mein Herz, meine Liebe unwandelbar durch Leid und Tod! Ich bleibe Dein bis zum Grabe!“

Da nahm er ihre Hand mit freudiger Begeisterung. „So wahr mir denn Gott helfe in meiner letzten Stunde, so wahr sein Auge Alles gesehen hat, was Dir jetzt eine bittere Stunde bereitet — ich bin rein von dieser Schuld! Mag die Welt mich verurtheilen, Du glaubst an mich, Du bleibst mir treu — ich werde noch glücklich sein.“

Sie lebte auf bei seinen Worten, ihr Auge strahlte wieder, eine namenlose Seligkeit durchwallte ihr Herz. Werner aber trat dem Bruder entgegen, der eben mit strengem Blick in der Thür erschien.

„Begleiten Sie mich, Herr von Lüneburg!“ sagte Werner, ehe dieser ein Wort äußern konnte. „Aug' in Auge soll mir mein Ankläger wiederholen, was er ihnen eröffnet hat und kann er es nicht, ist seine Behauptung falsch, sein Zeuge erlogen, muß er kläglich zurücknehmen oder will er selbst auf Gefahr eines Meineids dabei beharren — nun, auch dann werde ich ihm vom Grund des Herzens verzeihen, wie er schon längst gebeten hat um alte Schuld, die nicht mehr zu sühnen ist. Ich kann ihm jetzt verzeihen, denn ich bin glücklich!“

Leupold sah ihn zweifelhaft und nun wirklich verlegen an. — „Herr Graf, meine Schwester hat unbesonnen diese — Verhältnisse —.“

„Sie hat Recht gethan, lassen Sie uns auch thun was unsere Pflicht!“ unterbrach ihn Werner, während Ida, mit einem raschen Blick auf ihn, sich entfernte. „Es war Ihre Schuldigkeit, zu handeln, wie Sie gethan haben, nun aber fordert es meine Ehre, daß ich Sie bitte, Zeuge meiner Unterredung mit Aßberg zu sein. Sie können mir das nicht versagen.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein verliebter Juwelier.) In einer Schilderung Pyromonts in Gogows „Unterhaltungen“ Nr. 31. heißt es: „Ein Stern erster Größe in der historischen Babeliste von Pyromont war der Aufenthalt der schönen Königin Louise von Preußen. Und wie viel mehr gab es damals zu sehen in der vornehmen Welt! Die schönen Frauen verdeckten ihre Reize nicht hinter Mantillen und Crinolinen wie jetzt. Ein elegantes Kleid durfte keine einzige Falte werfen; die Gestalten erschienen fast so unverhüllt wie die Statuen. Weiter als drei Ellen war kein Rock. Die schöne Königin hatte übrigens damals, wenn den Angaben zu trauen ist, ein kleines Abenteuer, das in keiner ihrer Biogra-

phien erwähnt ist. Sie liebte den Putz und den Glanz wie jede schöne Frau und ließ sich mit kindlichem Wohlgefallen in den Buden der Allee oft zeigen was die Kaufleute auslegten, um die königliche Börse zu öffnen. Ein Juwelier aus Kassel hatte einen besonders kostbaren Schmuck von Rubinen und Perlen, der für eine schöne Frau ausdrücklich erfunden zu sein schien. Der Preis war jedoch zu hoch für den wirklich sparsamen Sinn der Gemahlin eines Friedrich Wilhelm III., der bekanntlich ein schlichter Hausvater war. Die Königin kam einige Male, um den Schmuck zu sehen, versuchte abzuhandeln und mit ihrer holdseligen Freundlichkeit den Verkäufer zu einem niedrigeren Preise zu bewegen, wobei sie ihn mehrmals bei seinem Namen: „mein lieber Anieriem,“ nannte. Ueberwältigt sinkt da endlich der Juwelier, Einer der reichsten Männer in Kassel, plötzlich ihr zu Füßen und spricht: „ja ich bin Dein lieber Anieriem und Du bist meine liebe Louise. Nimm hin den Schmuck; er ist Dein ohne schändes Gold. Ich liebe Dich!“ Bestürzt entfernte sich die Königin. Der Kermesse war wahnsinnig geworden durch ihre Herablassung und häufiges Wiederkommen. Er hat noch lange nachher in Kassel gelebt, aber seinen Verstand nie wiederbekommen. —

(Ein galanter Schuldner.) Ein Schneidermeister in B. hatte einen seiner Kunden, der auf dem Lande wohnte, für eine ziemlich bedeutende Summe Kleidungsstücke geliefert, trotz vielfachen Erinnerns aber noch nicht einmal eine Abschlagszahlung von ihm erhalten können. So hielt er es denn eines Tages für gerathen, ihm zum zehnten Male eine Rechnung zuzusenden, die er mit der kurzen Mahnung begleitete:

„Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie mir endlich etwas schicken wollten.“

Mit umgehender Post erhielt der Schneider folgende Antwort von seinem Schuldner:

„Mein lieber Herr, Sie haben mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, was ich Ihnen schicken könnte, das Ihnen am angenehmsten wäre, da mich aber Ihre werthen Zeilen in vollständiger Ungewißheit darüber lassen, so bin ich endlich zu dem Entschlusse gelangt, Ihnen eine Locke von meinem Haar zu übersenden.“

„Ich hoffe, Sie werden dieses kleine Geschenk, durch das ich Ihnen einen Beweis meiner besondern Zuneigung zu geben wünsche, freundlich aufnehmen und empfehle mich Ihnen in dieser Erwartung etc.“

Die Gefühle, mit denen der Schneider diese Zeilen las, werden keiner Erläuterung bedürfen. — t.

(Die Hymne der Faulheit.) W. H. Riehl hat jüngst ein Buch über die „Deutsche Arbeit“ (Stuttgart, Cotta) herausgegeben. Es begeisterte ihn für diese Arbeit König Maximilian II. von Bayern bei einem gemeinsamen Aufenthalte in Tegernsee und Hohenschwangau, wie der Verfasser selbst erzählt. Es ist ein Buch voll Schwung, Poesie und gemüthlichen Empfindens, aber den Gegenstand erschöpfend ist es

nicht. Schon die hohe Ansicht Nichts von der Arbeit, die Erklärung, die er von ihr giebt: „eine aus sittlichen Motiven entspringende, nach sittlichem Ziele ringende That, die mit dem Nutzen für uns selbst zugleich den Nutzen für andere Leute verbindet,“ die so wahre wie glücklich durchgeführte Betrachtung, daß der Genius eines Volkes sich in seiner Arbeit offenbare, versehen uns gleichsam in ein ideales Gebiet, wo zum gefälligen Spiele frei sich entwickelnder Kräfte wird, was hienieden im letzten Grunde nur aus dem Elend und der Nothdurft des Lebens erwächst. Denn wie berecht auch Nichts für die Ehre und den Ruhm der Arbeit eintritt, eins haftet ihr an, was keine Redekunst fortlöscht: der Zwang, die Gebundenheit. Die Sucht nach Gewinn, die er mit Recht strafbar findet, woher entflammt sie als aus der Begierde, sich von dieser Gebundenheit zu lösen? Im Menschen ringen unablässig zwei Kräfte: der Wille zum Leben, der ihn zur Arbeit stachelt, und die Lust nach Ruhe, die in ihrer Uebertreibung in Faulheit und Müßiggang versinkt. Nichts ideale Anschauung schließt aber die materialistische nicht aus. Er hat dies wohl selbst gefühlt, da er nach alten Volksliedern und Sprichwörtern die eigenthümliche Vortiebe für die Trägheit enthüllt, die zu allen Zeiten gerade in den unteren Volksschichten vorherrschend war.

„Sonderliche Hymnen,“ sagt er, „zu Ehren der Arbeit singt das Volk nun nicht. Man kann vielmehr in den echten Volksliedern älterer und neuerer Zeit lange suchen, bis man ein Lob des Fleißes, der Ordnung, der Mäßigkeit findet; dagegen stoßen wir überall auf die lustigsten Schlemmerlieder, auf Lieder voller Humor, welche die Seligkeit des Bettelns, des Nichtsthuns, der Besitzlosigkeit preisen. Nur selten klingt ein Lied hindurch, worin das Volk die Verderbniß der Schlemmerei in Spott und Ernst sich selber zu Gemüthe führt, wie etwa:

Wer lägel b'hält und viel verthut,
Der darf nicht sehn in Sorgen,
Daß man zulezt verzert sein Gut,
Kein Jud' thut ihm d'rauf borgen.

In den besten, echten alten Trinkliedern ist die Arbeit oft geradezu verachtet, das Trinken als die beste Arbeit gepriesen, der tiefe Keller als Erzgrube, daraus sich Gold so bequem fördern lasse und geschmolzen aus dem Erzgange quillt, das Turnier der Zecher als der edelste Kampf, den man mit Gläsern aussieht und wo der Trunkenste den Wahlplatz behauptet. Und wo ja ein Volkslied der Arbeit gedenkt, da wird auch der Süßigkeit der Ruhe gedacht. So heißt es in einem Liede aus dem westphälischen Münsterlande:

„Der Frühlings, der bringt Gottes Segen dazu,
Ein jeglicher Bauer muß haben sein' Ruh,
Muß haben sein' Ruh, muß haben sein' Ruh,
Gott Vater im Himmel ruht selber dazu.“

Dieser Gedanke, daß der Bauer seine Ruhe und drei Mal seine Ruhe haben müsse, daß das Korn gedeihe oder misrathet, wie es Gott will, kehrt in sehr vielen Bauernliedern wieder. Schon die Dank- und Enttelieder des Kirchengesangbuchs, wo

aus nahe liegenden Gründen nicht sowohl der Ehre des Fleißes gedacht ist, als des Segens, den Gott dazu schenkt, mögen einen verwandten Gedankengang im Volksliede geweckt haben.

Auch das Sprichwort neigt zum humoristischen Lobe der Faulheit; doch zeigt es schon öfter das Gesicht eines strengen Sittenpredigers. Wer müßig geht, den nennt Brant im Narrenschiff den „Narresten“ der Narren und meint, er sei andern Leuten, was Rauch den Augen und Essig den Zähnen. Allein eine große Zahl von Sprüchen faßt diese Narrheit mit gutmüthigem Scherz, so daß man sagen kann, das Volk spottet und scherzt mehr über die Faulheit als daß es dieselbe strafe. „Wer nicht gern arbeitet, der findet leicht einen Feiertag im Kalender.“ „Er gähnt vom frühen Morgen und spricht, es will nicht Nacht werden;“ er liebt was kurz und gut, nämlich „kurze Predigten und lange Bratwürste.“ Gott giebt's den Seinen im Schlafe: „Dem Arbeiter gehört ein Brot, dem Faulen zwei;“ „wirft er einen Kreuzer aufs Dach, so fällt ihm ein Bagen wieder herunter.“

(Der Dornenkönig von Lille.) Die Städte von Flandern und den Niederlanden zeichneten sich schon frühzeitig, vorzugsweise seit den Zeiten der Kreuzzüge, durch kriegerischen Sinn und ritterliche Sitten aus, die sich mehr oder weniger über alle Classen der Bevölkerung erstreckten. Der Reichthum dieser Städte war durch den Handel und einen ausgedehnten und ausgebildeten Gewerbebetrieb zu einer bedeutenden Höhe gestiegen; sie besaßen seit dem ersten Jahrhundert statutarische Verfassungen, die ihnen in Verbindung mit jenem Reichthum und ihrer großen Bevölkerung eine Macht und ein politisches Ansehen erwarben, von dem man sich jetzt kaum eine Vorstellung machen kann. Sie standen nicht selten ihren Landesfürsten in offener Auflehnung mit fast gleicher Macht gegenüber und nicht selten mußten die Fürsten die Hilfe des Auslandes, namentlich Frankreichs, anrufen, um über den störrigen, auf seine Privilegien stolzen Bürger zu siegen. Zur Erhaltung dieses Sinnes und der kriegerischen Macht trugen aber ohne Zweifel die Verbindungen und Feste ritterlichen Charakters bei, die sich fast das ganze Mittelalter hindurch erhalten haben. Namentlich leuchtete Lille, die Hauptstadt des wallonischen (französischen) Flanderns durch seine eigenthümlichen Waffenfeste oder bürgerlichen Turniere allen andern Städten vor und unter diesen Festen erscheint wieder das Turnier der Dornenkönige von so besonderem Charakter, daß es wohl einer Erwähnung verdient. Den Namen soll es daher erhalten haben, daß Jeanne, die Tochter Balduins von Konstantinopel, den Dominikanern zu Lille einen Dorn aus der Dornenkrone Christi als Reliquie verehrt hatte. Uralter Gebrauch und später das Reglement verpflichteten den Festkönig und die Festtheilnehmer, an einem der Festtage bei den Dominikanern vor jenem heiligen Dorn ihre Andacht zu verrichten und endlich ward dem Könige bei seiner Einsetzung ein Dornzweig als Symbol seiner Würde überreicht.

Das Turnier, um den Dornenzweig, das ursprünglich nur

von Bürgern von Lille begangen wurde, scheint sehr alt zu sein, man will sogar Ludwig den Heiligen zu seinem Stifter machen. Gewiß ist es, daß es schon 1338 als ein uraltes Fest anerkannt war, denn als solches bezeichnet es König Philipp von Valois in einem Patente von diesem Jahre und auf dieses Patent beriefen sich die Bürger von Lille, um dieses Fest beibehalten zu dürfen, als jener König die Turniere in Frankreich und in allen von ihm abhängigen Ländern, also auch in Flandern und Artois, unterdrückte. Seitdem gelangte dieses Turniersfest zu immer größerem Ansehen und was früher nur eine ritterliche Uebung für den Bürger gewesen war, ward nach und nach zu einer Haupt- und Staatsaction, an der nicht nur der Adel Frankreichs und der Niederlande theilnahm, sondern bei dem auch die Könige von Frankreich und die Herzoge von Burgund erschienen, um ihm höhern Glanz zu verleihen. Der Sieger im Turnier hieß Dornenkönig und genoß königlicher Ehren. Nach dem Reglemente, das Philipp von Burgund erließ, erhielt er, war er ein Bürger, den Rang und das Wappen eines Edelmanns, war er adelig, die Ritterwürde. Noch jetzt sollen manche Familien in Lille leben, die von ehemaligen Dornenkönigen abstammen.

—r.

(Venetianische Gerechtigkeitspflege.) Feodor Wehl beschäftigt sich in seinen „Allerweltsgeschichten“ viel mit Erinnerungen aus der Geschichte der Republik Venedig; er hat mehrere Stoffe zu seinen Erzählungen derselben entnommen und man kann nicht läugnen, daß ihnen ein eigenthümlicher Reiz beizubringen, der Reiz des Schauerlichen, Unheimlichen, Geheimnißvollen, der ja in der Gegenwart die Gemüther der Lesenden besonders anzuziehen scheint. Es scheint überhaupt, als hätte die alte Dogenrepublik, in welcher weniger der Herzog als das Gericht der Zehn zu befehlen hatten, nicht anders bestehen können. Sie mußte die Finsterniß des Grabes, die Schrecken des Todes um sich haben, wollte sie die Herrschaft erhalten, vor dem Lichte der Neuzeit erblich ihr Stern und sie sank unbetrachtet in das Nichts zurück, aus dem sie entstanden war. Selbst bis in die unverfänglichsten Prozeduren einer Staatsgewalt, wo es nur galt, Gerechtigkeit zu üben, ohne Ansehen der Person, erstreckte sich diese Sucht nach dem Absonderlichen, Unheimlichen. Der folgende Fall wird dies in genügender Weise verdeutlichen. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts kamen zwei vornehme Franzosen nach Venedig, um das Leben daselbst kennen zu lernen. Sie waren jung, reich, von hohem Adel und fanden daher in dem vergnügungsfüchtigen Venedig Anlaß genug, das Leben zu genießen. Eines Abends kehrten sie aus einer der Gesellschaften zurück, zu denen sie Zutritt hatten, als an der Rialtobrücke ein eigenthümliches Schauspiel ihre Blicke fesselte. Eine verhüllte weibliche Gestalt stand an dem Pfeiler der Brücke, vor sich einen Teller, erleuchtet von einer Lampe, und ein Bret, auf dem zu lesen war: „Gebet den Armen!“ Die Sache selbst war nicht besonders auffallend, denn dergleichen verschämte Arme, die

das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen, konnte man im Dunkel der Nacht viele an vielen Orten sehen. Aber diese Bettelei trug das Kleid der Nobilität, sie mußte also ihnen angehören; ihre Verhüllung konnte die Schönheit und Jugendlichkeit der Körperformen nicht verhüllen. Besonders fühlte sich der jüngere der beiden Franzosen tief von dem Anblick getroffen. Sein Freund, der Herzog von Croix, wollte der Bettlerin eine Gabe reichen und vorübergehen. Sein jüngerer Freund hat ihn aber, ihm das Geschäft zu überlassen und legte drei Goldstücke auf den Teller und suchte die Maske mit seinen Augen zu durchdringen. Der Blick, der ihn dabei von der Maske traf, entzündete urplötzlich eine heftige Leidenschaft in ihm. Er drang in seinen Freund, mit ihm in der Nähe zu verweilen, um der Bettlerin später zu folgen und ihre Wohnung zu erkunden. Der Herzog that es; aber als die Bettlerin endlich aufbrach, trat ein Mann zu ihr, der bis dahin sich im Dunkeln gehalten und geleitete sie. Daher konnten sie wohl die Gegend erforschen, wo die Bettlerin wohnte, das Haus selbst blieb ihnen aber bei der Dunkelheit der Nacht und der Entfernung, in der sie sich halten mußten, verborgen. Mit großem Aufwand von Zeit und Geld erfuhren sie endlich durch gedungene Spione, wer die Bettlerin war und daß sie für ihren Vetter, der sein und ihr Vermögen vergeudet, das öffentliche Mitleid in Anspruch nahm, aber lange Zeit wollte es nicht gelingen, die Schöne zu sehen und zu sprechen. Endlich gelang ihnen auch dieses, indem das Mädchen sich bewegen ließ, in eine Gondelfahrt mit dem jungen Franzosen zu willigen. Der Herzog begleitete dies Paar in einer andern Gondel, blieb aber in einer Entfernung zurück. Als beide Gondeln wieder ihrer Wohnung zusteuerten und der Herzog seinen Gefährten wieder in Empfang nehmen wollte, fand er ihn todt in seinem Blute liegend. Sein Schrei der Verzweiflung über den jähen Mord zog eine Menge Menschen herbei. Plötzlich fühlte er sich fortgerissen, eine Kappe über sein Gesicht geworfen, die Besinnung schwand ihm und als er erwachte, sah er sich in den Gefängnissen der Republik. Sein Schmerz, seine Wuth über dieses Vergehen waren grenzenlos. Erst nach vierzehn Tagen wurde er vor seine Richter geführt, die ihn hart tadelten, daß er sich habe eingehen lassen, die Ehre der Republik anzutasten, ihm einen Eid abzunehmen, über seine Gefangenschaft zu schweigen und ihn dann entlassen. Demungeachtet brachte er sofort seine Klage beim französischen Consul an, der ihm zwar versprach seine Sache zu führen, ihm aber auch den Rath gab, sich schnellig aus Venedig zu entfernen. Er that es, ward aber auf offenem Meere von einer Regierungsgondel angehalten, gezwungen sie betreten und hier zeigte man ihm, daß den Mörder seines Freundes der Arm des Gesetzes ereilt habe. „Lerne, Fremdling,“ sagte einer der Beamten, „daß die Republik Gerechtigkeit zu üben versteht und hüte Dich, sie zu verlästern.“

—r.

Allgemeine Mode-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Schlus.)

Leupold war in einen Zwiespalt gerathen, wie er ihn noch nie gefühlt hatte — sein Glaube an Aßberg fing an zu schwanken, die Macht der Wahrheit in Werners Benehmen verfehlte ihren Eindruck nicht auf ihn. Er sagte ihm zu und ging nur seine Mutter von dieser neuen Wendung zu benachrichtigen; bei der Mutter war nur Frau von Wittingen, in höchster Entrüstung über den Angriff, den Idas Verlobter auf so hinterlistige Weise erfahren hatte, sie drängte Leupold, nicht einen Moment zu versäumen, um Werners gerechte Forderung zu erfüllen und war überzeugt, daß er glänzend aus dieser schändlichen Verdächtigung hervorgehen und den Verleumder dafür strafen werde, wie es einem Manne von Ehre zustehe.

Schweigend gingen Beide darauf den ziemlich langen Weg, der zu Aßbergs Wohnung führte, neben einander. Aßberg hatte keine Ahnung, was ihm der nächste Moment bringen sollte, als er seine Thür, an welcher geklingelt wurde, mit eigener Hand öffnete. Vor ihm stand Werner — und er trat betroffen zu-

rück. Auch Leupold kam! Beide folgten ihm rasch in das Zimmer.

Er fühlte, daß er handeln müsse oder er war verloren. — „Herr Graf von Erff!“ rief er drohend.

„Ich habe Dir Todfeindschaft geschworen — ich komme, meinen Schwur zu brechen!“ erwiderte Werner. „Ich kann es; denn Du hast mich vernichten wollen und siehe, Du hast mich glücklich gemacht über Alles, was eines Menschen Herz fassen kann!“

„Was ich gethan, war meine Pflicht — wir haben nichts mehr gemein!“ entgegnete Aßberg mit Heftigkeit.

Da zog Werner aus seiner Brust eine goldene Kapsel hervor, öffnete sie stumm und nahm ein feines beschriebenes Blatt heraus. Er schlug es rasch auseinander und hielt es schweigend seinem Vetter hin. Dieser erblaßte und wollte sich unwillkürlich abwenden, aber er vermochte es nicht, seine Augen besteten sich unwillkürlich angezogen auf diese ihm nur zu wohl bekannten Schriftzüge — da winkte Werner gebieterisch auch Leupold hinzu, daß er lese.

„Ich gehe in den Tod, Werner — ich habe Dir die Treue gebrochen in meinem Herzen, Du hast mir verziehen, aber leben kann ich nicht, wo dies Herz in Verzweiflung dem Andern schlägt, der mich erwartet, um mit mir in den Tod zu gehen. Sei uns ein milder Richter, wie Gott uns sein möge!“ Und in zitternder Handschrift darunter der Name.

„Gilt dies Zeugniß, Herr von Aßberg?“ fragte jetzt Werner mit bebender Stimme.

Alfberg stand leichenbläß vor ihm — von diesem Zeugniß hatte er nichts geahnt, er war keines Wortes, keines Entschlusses fähig und was er stammelte, sich zu retten, bekundete seine Schuld nur um so mehr.

„Aber ich verzeihe Dir auch das!“ fuhr Werner fort. „Geh nun hin und bringe Dein Zeugniß wider mich an, wenn Du kannst.“ Damit nahm er Leopolds Hand und dieser folgte ihm ohne ein Wort, ohne einen Blick für den Zurückbleibenden. Draußen aber fiel er, aus allen Fugen seines bisherigen Wesens gelöst, dem Grafen um den Hals und bat ihn um Verzeihung.

„Sie haben nur Ihre Pflicht gethan,“ sagte Werner, noch immer tief bewegt. „Hier, nehmen Sie dies Pfand, das ich auf dem Herzen getragen bis jetzt, legen Sie es in Idas Hand, es mag ihr Vertrauen bestätigen. Er wandte sich ab und ging auf einem andern Wege von dannen. Leopold aber eilte selig, als habe ihn selbst das höchste Glück getroffen, zu den Seinen zurück; auch der Vater war jetzt zugegen, der spät wie immer erfahren hatte, was hier geschehen war.

„Leopold!“ rief Ida freudig, als sie den Ausdruck in seinem Gesichte erkannte — und da er, jetzt freilich nicht in gewohnter klarer Weise, aber deshalb ergreifender schilderte, wovon er Zeuge gewesen war, als er die Reliquie der Unglücklichen, welche das Opfer herzlosen Spieles geworden, in Idas Hand legte, da waren Alle mächtig ergriffen und Ida, wie glücklich sie war, weinte an der Brust ihrer Mutter und konnte sich lange nicht fassen.

„Ich muß jetzt gleich nach Hause!“ sagte endlich die Tante Wittingen, als einigermaßen wieder Ruhe eingetreten war. „Ich kann Bettchen nicht in dieser Angst und Sorge lassen. Sobald ich Werner gesprochen habe, reise ich ab — er wird ja doch bald kommen, denke ich — was dann noch dunkel ist, soll Alles aufgeklärt werden.“

„Aber Alfberg!“ rief der Kammerherr. „Was bleibt ihm nach diesem Skandale übrig —?“

Die Frauen erriethen ihn und Ida blickte besorgt auf, aber die Wittingen versetzte: „So wenig, wie er damals mit seinem Opfer in den Tod gegangen ist, wird er ihn jetzt suchen. Das Leben ist zu schön!“

Werner ließ nicht lange auf sich warten. Die ganze Familie war vereinigt und der Empfang, die ersten Worte gleich, welche dem Eintretenden entgegen tönten, gaben ihm die Gewißheit, daß auch der leiseste Schatten, welcher sein Glück noch hätte trüben können, verschwunden sei. Der Vater führte ihn selbst sein

Kind entgegen und es war als sollte die Verlobung zum zweiten Male gefeiert werden.

„Du hast mir vertraut!“ sagte Werner männlich und laut, daß es Alle hören konnten. „Ich werde Dir's ewig danken.“

Alle Gemüther waren zu tief bewegt, um jetzt sich vollkommen auszusprechen, aber die Gewißheit lebte in jeder Brust, daß hier ein festes Glück für das ganze Leben begründet sei.

Eine Heldin der Krim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

1.

Die Einkehr.

Das Schiff fliegt über das schwarze Meer,
Heiho!
Und kämpft mit dem feindlichen Wellenheer,
Heiho!
Die Wimpel flattern, hoch geht die Fluth,
Doch höher wogt in der Brust der Muth!
Die Windsbraut singt einen wilden Sang,
Uns Schiffern aber uns ist nicht bang.
Heiho, heiho, heiho!

Dieses Liedchen sang der Steuermann auf dem russischen Dampfer „Asow,“ während das mächtige Schiff auf seiner Fahrt von Odessa nach Trapezunt tapfer mit den Wellen des türkischen Pontus Euxinus kämpfte. Die kalte Abendluft entführte die wehmüthigen Klänge der weichen Volksmelodie, — weiße Nebel stiegen aus dem Wasser empor und hier und da segte ein scharfer Wind das Verdeck.

Die Passagiere zogen ihre Mäntel und Pelze dichter zusammen; allmählig stiegen sie in die Kajütte hinauf, um Thee und Grog zu trinken und bald waren sie alle verschwunden bis auf Einen.

Dieser maß trotz des gewaltigen Schwankens des Schiffes das Verdeck mit festen Schritten und sumimte dazu mit halber Stimme das Lied des Piloten.

Er trug eine pelzverbrämte dunkle Mütze, eine mit Zobel gefütterte Piletsche von schwarzem Sammet und Stiefeln von feinem Zuchtenleder mit faltigen Schäften. Die edlen Züge seines blassen Gesichts, dessen leiser Anflug von Verdrossenheit entweder auf

Blasirtheit oder auf eine schmerzliche Vergangenheit deutete, so wie die geschickten Bewegungen seiner feinen Gestalt hoben allen Zweifel über die Lebenskreise, denen er angehörte.

„Graf Wassili!“ rief eine angenehme Männerstimme aus dem untern Raume des Schiffes; „wo in aller Welt stecken Sie bei diesem Wetter?“

Der Passagier in der Zobelpiteische lehnte sich über das Quergitter und antwortete zerstreut:

„Ah — sind Sie es, liebster Doctor Iwan?“

„Wer anders? — Was sollte aus Ihnen werden, Sie Schwärmer, wenn ich nicht Sorge trüge für Ihr leibliches Wohl? — Kommen Sie herunter; ich habe Ihnen den besten Platz am Theetisch aufgehoben; — mein Versteck ist bei dem Winde besser als Ihr Verdeck.“

„Soll man schon wieder etwas genießen? Wir haben ja kaum aufgehört zu tafeln! — Sie lieben das Versteck, ich das Verdeck.“

„Man dankt Gott, in dieser sibirischen Kälte eine Tasse Thee und einen Schluck Cognac verabreicht zu erhalten.“

„Mich friert nicht.“

„Sie werden dort oben seefrant.“

„Und dort unten wird man theefrant.“

„Sie sind eigensinnig, lieber Graf.“

„Ganz und gar nicht. In der Cajütte erstickt man von Tabakqualm; hier oben ist doch wenigstens frische Luft.“

„Nun, dann bleiben Sie in Ihrer frischen Luft! Wohl bekomm' Ihnen das Gerichtchen vol au vent beim Duft der Windrose. Erfrieren Sie sich meinewegen die schöne Nase. Ich tauche unter.“

Der Graf nickte hinab, verließ das Gitter und setzte seine Promenade fort.

Es währte nicht lange, so knarrten die Stufen der schmalen Wendeltreppe, die aus der Cajütte auf das Verdeck führt und der junge Arzt erschien, in der rechten Hand vorsichtig eine Tasse dampfenden Thees tragend.

„Trinken Sie,“ sagte er freundlich zum Grafen; „da der Prophet nicht zum Berge kommt, so muß der Berg zum Propheten kommen.“

„Iwan,“ sagte Wassili lächelnd, „wahrhaftig — Sie beschämen mich. Geht das so fort und nöthigt meine Stimmung Sie, für mich stets mitzuforgen, dann werden Sie bald bereuen, mir vorgeschlagen zu haben, diese Reise mitzumachen.“

„Trinken Sie schnell, ehe der Thee kalt wird,

und machen Sie keine Umstände; diese sind auf Reisen nicht angebracht. Nehmen Sie sich den corpulenten Griechen an Bord zum Muster. Der ist ein geübter Reisender. Er schnappt bei Tische den Andern die besten Bissen fort, nimmt den weichsten Divan, der für drei Personen bestimmt ist, für sich allein in Beschlag, — ist für Sieben, trinkt für Acht...“

„Qualmt für Neun, schnarcht für Zehn,“ unterbrach Wassili.

„Imponirt Allen —.“

„Und verdrießt meinen Freund Iwan, der, wenn er Unbescheidenheit predigt, dem hölzernen Wegweiser gleicht, welcher den Weg zeigt, ohne ihn selbst zu gehen. Sie denken nie an sich, stets an die Andern; und das eben macht Sie mir werth.“

„Ich zittere, lieber Graf, die gute Meinung, welche Sie von mir hegen, bald in das Gegentheil umschlagen zu sehen. Was mir aber noch weit mehr Sorge macht, ist die Furcht, daß Sie mit der Reise, zu welcher ich Sie verleitet habe, zuletzt nicht recht zufrieden sein werden.“

„Wie oft soll ich meine Lungen anstrengen, um Ihnen diese Furcht zu benehmen? Armenien zu sehen war längst mein Wunsch; und daß sich dieser nun in Ihrer Gesellschaft erfüllt, preise ich als eine Gunst des Geschicks.“

„Wenn Ihr schneller Entschluß nur keine Ueber-eitung war!“

„Bedant! — Ich kenne meine Krankheit und verschrieb mir dagegen das richtige Mittel.“

„Ein bitteres Tränkchen. Sie, der Lion von Moskau, Petersburg und Paris...“

„Spötter!“

„Sie — auf einem einsamen Bergschloß in Armenien, — fern von der eleganten Gesellschaft — unter uncivilisirten Menschen...“

„Nennen Sie die Armenier nicht uncivilisirt. Urthümlich, primitiv, natürlich wollen Sie sagen. Und eben nach dem Natürlichen lechzt meine ganze Seele, lechzen alle Fibern meines Herzens. Wäre ich ein Jünger Buschfins und Vermontoffs, wenn ich mich nicht sehnte nach Einsamkeit und wilder Romantik?“

„Vergessen Sie nicht, daß Sie noch mehr ein Jünger der schönen Fürstin Pamela als der jener Dichter sind.“

„O, bitte,“ sprach Wassili halb traurig, halb unwillig: „reden wir nicht von ihr. In meinem Herzen ist alles todte Asche, die der Wind auseinander

wehte. — Ich bedarf neuer Menschen — neuer Eindrücke —.“

„Neuer Abenteuer, nicht wahr? Nun, ich hoffe, dem Grafen Wassili werden diese auch in Armenien nicht fehlen.“

„Nein, nein, ich bin der Abenteuer müde, seit Pamela mich verlassen hat.“

Dabei lehnte sich der Graf mit schwermüthiger Indolenz auf Zwans Schulter.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte Zwan mit einem äußerst verschmitzten Blicke auf seinen Freund, „ob der Fürst, unser Wirth in Armenien, schöne Töchter hat; ich wünschte er besäße deren ein, zwei, drei Dugend.“

„Ein höchst bescheidener Wunsch,“ warf Wassili lächelnd hin; „ich weite er tritt uns mit einer Schaar härbeißiger Söhne entgegen, alle in hohen zuckerhutförmigen Mützen von schwarzem Lammfell und langen schwarzseidenen Kasten.“

„Und langen weißen Schafsgesichtern!“

„Richtig — und von schönen Töchtern wird keine Rede sein. Aber die Schwester des Fürsten, — vielleicht ist sie jung und schön?“

„Eine arme Schwindsüchtige, zu deren Pflege er mich aus Moskau kommen läßt! Die arme Seele bedarf ärztlicher Behandlung und keines Romans. Wenn Sie es auch lieben, die blühenden Schönen liebestoch zu machen, so werden Sie doch eine Sterbende hoffentlich schonen.“

„Sie thun als wäre ich ein Ungeheuer und Niemand auf der Welt ist mehr gekränkt und betrogen worden als ich.“

Zwan lachte. Es entstand eine Pause, während deren die beiden jungen Männer auf dem Verdeck rüstig auf- und niedergingen und nur anhielten, wenn der Graf einen Schluck Thee aus der großen Tasse nehmen wollte, die Zwan auf die Bank gestellt hatte.

Der Steuermann sang:

„Einst schritt der Heiland über das Meer,
Heiho!

Und er besänftigt' das Wellenheer.
Heiho!

Wie der türkische Panther sich duckt und schmiegt,
Sobald er dem Bändiger zu Füßen liegt,
So still ward unter dem heiligen Fuß
Die empörte Fluth bei des Heilands Gruß.
Heiho, heiho, heiho!“

Als der an das Rad geflochtene Trion der Oberwelt sein Liedchen beendet hatte, sahen die beiden jun-

gen Männer in weiter Ferne einen blutrothen Punkt durch den Nebel brechen.

„Was ist dies?“ fragte Wassili den Steuermann.

„Der Leuchthurm von Trapezunt,“ lautete die Antwort.

Eine Stunde später befanden sich Wassili und Zwan im besten Zimmer des russischen Consulates der kleinasiatischen Handelsstadt, wohin ihnen der armenische Fürst Zimara seinen vertrauten Diener Aflan und Pferde entgegengeschickt hatte.

Am nächsten Morgen war es ziemlich kalt und einzelne Schneeflocken tanzten in der Luft; die beiden jungen Männer aber schlangen sich fröhlich auf die Pferde und traten guten Muthes die beschwerliche Reise an. Wassili gab seinem Rappen häufig die Sporen und sprengte dem Reisetroß voraus, wilde Tscherkessenlieder singend; Zwan indeß, der in seinem ganzen Wesen etwas Gelassenes hatte, blieb bei den Dienern zurück, blies aus einer türkischen Pfeife blaue Tabakswolken in die Luft und knüpfte ein Gespräch an mit dem härtigen Führer des Zuges, um sich ein wenig über die Verhältnisse des Fürsten und seiner Familie zu unterrichten. Aber so sehr geeignet Zwans entgegenkommendes Benehmen auch war den Leuten den Mund zu öffnen, so scheiterten doch seine Bemühungen an dem verschlossenen, fast mürrischen Diener, der nichts verrieth, als daß das Schloß des Fürsten Zimara eine schöne Lage habe und daß in der Nachbarschaft die Jagd ausgezeichnet sei; über seinen Herrn und dessen Familie schwieg er hartnäckig.

Wassili, den die Neugierde ebenfalls zu plagen anfing, war in ähnlichen Versuchen nicht glücklicher, anstatt jedoch die ganze Sache wie Zwan von der heitern Seite zu nehmen und sich in Geduld zu fassen, ward er ungeduldig und böse auf den mürrischen Aflan, und das Ende vom Liede war, daß eine Art von Spannung zwischen Beiden entstand.

So zogen sie durch die Bergthäler und über die Höhenrücken des alten Capadociens von einem Nachtlager ins andere; durch Aflans Umsicht fanden sie stets alles zu ihrem Empfange bereit und ein Reisetag glich dem andern, bis sie am Morgen des ersten Tages die armenische Stadt Martyropolis erreichten. Als sie die Mauern dieser Stadt hinter sich hatten, kamen sie an ein breites bewaldetes Thal, an dessen Ende sich die unbestimmten Umrisse eines weitläufigen Gebäudes zeigten.

„Des Fürsten Schloß,“ sagte Aplan stolz, indem er mit der Hand auf dasselbe deutete.

In demselben Augenblick trat die Sonne hinter den Wolken hervor und ihre Strahlen beleuchteten die Zinnen und stumpfen Thürme einer sandsteingrauen Burg, auf deren Hauptthurm eine bunte Fahne flatterte.

Iwan hielt sein Pferd an, ließ den Blick durch die malerische Gegend wandern und sprach dann zuversichtlich:

„Das Schloß heimelt mich an, — dort wird es uns gut ergehen.“

„Mir verursacht der Anblick dieser Burg mit den trotzigem Thürmen Herzklopfen,“ bemerkte Wassili, der vorausgeritten und so eben im Galopp zu seinen Begleitern zurückgekehrt war.

„Das macht Ihr schnelles Reiten.“

„Nein, nein, es ist kein gewöhnliches Herzklopfen. Wäre ich abergläubisch, so kehrte ich auf der Stelle nach Trapezunt zurück; doch Thorheit! — Vorwärts! Vorwärts!“

Er drückte seinem Kappen die Sporen in die Seiten, schwang die Reitgerte und sprengte mit Hallo- und Hussa-Rufe auf das Schloß des armenischen Fürsten zu.

„Hallo und Hussa!“ antwortete auf seinen Ruf eine Mädchenstimme hinter der dichten Föhrenwand, die den Weg auf seiner Rechten begrenzte.

Wassili parirte betroffen.

Ein silbernes Gelächter folgte dem neckenden Rufe, dann raschelte und kuisierte es dicht neben ihm und eine feuerfarbene, wallende Feder leuchtete zwischen den schwarzen Tannenzweigen hindurch.

War es ein Kobold, der in dem dichten Walde sein Wesen trieb? Aber noch ehe der Graf sich recht besinnen konnte, war es wieder todtensstill im Walde geworden, nur die wilde Taube girrte darin und in einiger Entfernung glaubte er eine Dogge zu erblicken, die in großen Sprüngen dem Schlosse zueilte.

Wenige Minuten später ritten die beiden Freunde gefolgt von ihrer Eskorte, durch das niedrige Thor in den Hof der „Schwarzen Burg.“

Reich gekleidete Diener halfen dem Grafen und Iwan vom Pferde.

Auf einem zur Seite gelegenen Perron erschien der Fürst Zimara, ein schöner stattlicher Mann von vierzig Jahren, in einfacher dunkler Kleidung, mit weiten herabhängenden Ärmeln. Der sanfte Ausdruck in seinem edlen Gesichte und der Adel seiner Bewegun-

gen erinnerten an die Könige und Fürsten des alten Testaments.

Iwan ging lebhaft auf ihn zu, der Fürst kam ihm einige Stufen entgegen; er küßte den Arzt auf beiden Schultern und ließ es geschehen, daß der junge Mann den Zipfel seines Ärmels an die Lippen führte.

„Willkommen!“ sprach der Fürst mit einem schwer-müthigen Lächeln. „Ist mir doch, als zögen mit Ihnen Trost und Hoffnung bei mir ein. Lassen Sie mich auch Ihren Bruder willkommen heißen. Ich freue mich, daß er Sie begleitet hat; da werden Sie die Einsamkeit dieses Aufenthaltes weniger empfinden.“

„Verzeihung, gnädigster Herr, mein Bruder ist durch einige schwere Patienten in Moskau verhindert worden von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Da Ihre Gastlichkeit aber so groß ist wie der Wunderbaum im Koran, unter dessen Zweigen Tausende Obdach finden, so habe ich geglaubt mir für einen Freund, den Grafen Wassili, eine kurze Hospitalität erbitten zu dürfen. Er beabsichtigt die Sprache des Landes zu studiren und zu diesem Zwecke — obwohl ein Weltkind — als Kostgänger in irgend ein Kloster der Umgegend zu treten.“

„Ähnlich dem großen englischen Dichter, der unser Kloster in Venedig besuchte,“ sprach der Fürst mit einem wohlwollenden Blicke auf Wassili, der inzwischen herangetreten war und sich tief verneigte. „Ich hoffe, der Graf versucht zunächst, wie weit er es in der Burg meiner Ahnen mit Hilfe meines Kaplans im Armenischen bringt, der Weg nach einem Kloster mag vom späteren Bedürfniß abhängen. Jetzt also ein Salve! jedem meiner wackern Gäste!“

Und damit sagte er die beiden jungen Männer mit bezaubernder Natürlichkeit bei den Händen und führte sie durch einen geheizten Corridor in ein hohes gewölbtes Zimmer des Erdgeschosses.

„Dieses Gemach ist für Sie bestimmt,“ sagte der Fürst zu Iwan, „das Nebenzimmer ist Ihr Schlafgemach und die angrenzenden Räume stehen dem Grafen zur Verfügung. Für die nächsten Monate sind Sie meine Gefangenen; ich wollte, ich dürfte sagen, für die nächsten Jahre! — Das Frühstück erwartet Sie. Machen Sie dazu nicht etwa Toilette, das ist hier in den Bergen Armeniens nicht üblich. Also auf baldiges Wiedersehen!“

Damit entfernte sich der Fürst.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Frau Ida Pfeiffer.) — Dem letzten Werke der berühmten Reisenden, Ida Pfeiffer, ist eine Beigabe vorgebracht, eine Biographie nach größtentheils eigenen Aufzeichnungen. Durch diese empfangen wir ein psychologisch interessantes Bild der eigenthümlichen Frau, die man sich wohl oft und sehr fälschlich als ein emancipirtes Mannweib gedacht hat; wir sehen wie bei ihr ursprüngliche Charakteranlage, sehr sonderbare, in Bizarrie ausartende Erziehung von väterlicher Seite und unglückliche, größtentheils durch Härte der Mutter herbeigeführte Schicksale und Herzensleiden sich vereinigen, um eine Lebensentwicklung in so eigenartiger und bewundernswerther Weise zu gestalten. Ida Pfeiffer hatte den Mann ihrer Liebe, den Lehrer ihrer Jugend nicht heirathen dürfen; ihre Mutter versagte die Einwilligung mit unerbittlicher Härte und ohne vernünftige Motive, selbst als gefährliche Krankheit sich zu den Seelenleiden der Tochter gesellte. Das arme Mädchen wies sechs Jahre lang jeden Heirathsantrag zurück. Die steten Mißbilligungen mit ihrer Mutter brachen endlich den zähen Willen, sie heirathete den Advokaten Pfeiffer aus Lemberg, einen Mann von bravem Charakter, den sie wenigstens achten konnte. Aber dieser Vorzug war sein Verderben; er hatte Willkürlichkeiten und Erpressungen hoher Beamten muthig aufgedeckt und durch diese oder deren Einfluß verlor er seine Advokatur, und alle späteren Unternehmungen schlugen durch die Thätigkeit seiner Feinde fehl. Seine Frau verlor ihr väterliches Vermögen gleichzeitig durch einen Bankerott. Nun begann die materielle Lebensnoth. „Gott allein weiß, was ich durch achtzehn Jahre meiner Ehe litt!“ schreibt Ida Pfeiffer. „Nicht durch rohe Behandlung von Seiten meines Mannes, sondern durch die drückendsten Lebensverhältnisse, durch Noth und Mangel! Ich stammte aus einem wohlhabenden Hause, war von frühester Jugend an Ordnung und Bequemlichkeit gewöhnt und nun wußte ich oft kaum, wo ich mein Haupt niederlegen, wo das Bißchen Geld hernehmen solle, um mir nur das höchst Nöthige zu verschaffen. Ich verrichtete alle Handarbeiten, ich fror, ich hungerte, ich arbeitete im Geheimen für Geld, ich ertheilte Unterricht im Zeichnen und Musik und doch trotz aller Anstrengungen gab es oft Tage, an welchen ich meinen armen Kindern kaum etwas mehr als trockenes Brot zum Mittagessen vorzusetzen hatte.

„Allerdings hätte ich bei meiner Mutter oder meinen Geschwistern Unterstützung suchen und finden können; allein dagegen empörte sich mein Stolz. Jahrelang kämpfte ich mit Noth und verheimlichte meine Lage; oft war ich der Verzweiflung so nahe, daß mich nur noch der Gedanke an meine Kinder aufrecht erhielt. Endlich brach das Uebermaß der Leiden meinen Sinn und ich nahm verschiedene Male die Hilfe meiner Brüder in Anspruch.“

Der Tod der Mutter verschaffte ihr endlich wieder ein kleines Vermögen, das sie zunächst zur Erziehung ihrer beiden Söhne verwendete. Erst durch die vollendete Erziehung und

gesicherte Stellung derselben tauchten in Ida Pfeiffer wieder die schon früher oft gehegten Reisegedanken mit aller Kraft auf. Aber die Ausführung des Planes, die Welt im größten Umfange des Wortes zu sehen, bot Schwierigkeiten genug. Sie konnte nur allein reisen, denn ihr Mann war den Reisestrapazen körperlich nicht gewachsen und Geld war sehr wenig vorhanden. „Doch war ich bald über diese wichtigen Punkte mit mir einig,“ heißt's in ihrem Tagebuche, — „was den ersten anbelangt, daß ich als Frau allein in die Welt hinaus wollte, so verließ ich mich auf meine Jahre (sie zählte damals schon 45), auf meinen Muth und auf die Selbstständigkeit, die ich in harter Schule des Lebens erlangt hatte, als ich nicht nur für mich und meine Kinder, sondern auch mitunter für meinen Mann sorgen mußte. In Betreff des Geldpunktes war ich zur größten Sparsamkeit entschlossen. Unbequemlichkeiten und Entbehrungen schreckten mich nicht. Ich hatte ja deren schon genug und zwar gezwungen ertragen; wie viel leichter mußten die freiwillig auferlegten, mit einem bestimmten Ziele vor Augen zu ertragen sein!“

Ida Pfeiffer bestritt die Kosten ihrer spätern Weltreisen von kleinen Ersparnissen, von dem Honorar für ihre Schriften und von dem Erlöse, den ihr der Verkauf ihrer Sammlungen abwarf. Die österreichische Regierung hat ihr einmal 1500 Gulden beigegeben; dies ist die einzige Unterstützung gewesen, welche sie je zu ihren Reisen von 38,000 deutschen Meilen zur See und 5000 zu Lande empfing.

(Das ministerielle Fischessen in London.) Wie bekannt vereinigen sich alljährlich kurz vor dem Schlusse der Parliamentssession die jeweiligen Cabinetsmitglieder Englands in Greenwich zu einem sogenannten Whitebait-dinner. Wie ein Londoner Correspondent sagt, ist dieser Gebrauch nicht eben sehr alt, er geht sogar nicht über unser Jahrhundert hinaus und verdankt seinen Ursprung auch keinem politischen Ereignisse, sondern rein privativen Zufällen. An den Ufern von Dagenham Lake in der Grafschaft Essex ist noch heute ein bescheidenes Landhaus zu sehen, das, zu der Zeit als Pitt Premierminister Englands war, dem reichen Kaufmann Preston gehörte. Dorthin pflegte dieser Herr, als er Unterhausmitglied für Dover war, sich mit seinem Freunde, dem Secretair des Schatzes unter Pitt, dem „Old George Rose“, auf ein Paar Tage zurückzuziehen, wenn es im Londoner Parlamente gar zu schwül wurde. Dort vergnügten sie sich mit Fischen und leerten manches Duzend Flaschen alten Portweins in stillem Behagen. Einmal bewogen sie den überangestregten Premier, mit dem sie befreundet waren, in ihrem Bunde der Dritte zu sein. Pitt kam man findet Näheres über diese seine Ausflüge in dem vom Grafen Stanhope kürzlich erschienenen „Life of William Pitt“ und so gut gefiel es ihm am stillen See, daß er mehrere Jahre gegen den Schluß der Session wieder dahin kam. Aber man weiß, daß Pitt sich wenig Ruhe gönnte. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, und der Ausflug, so angenehm er auch war, raubte ihm zu viel kostbare Zeit. So schlug denn Sir Robert Preston vor,

sie sollten ihre Schmausereien im benachbarten Greenwich halten. Das geschah. Sir Robert machte den Wirth und bezahlte die Zeche; aber Pitt brachte bald den einen, bald den andern seiner Collegen als Gast mit, so daß die Ministergesellschaft immer zahlreicher und die Zeche immer größer wurde. Schließlich beschloß man, daß das Essen gemeinschaftlich bezahlt werden und Sir Robert bloß einen Korb Champagner stellen sollte. Und dabei blieb es. Seitdem hat sich der Gebrauch des Fischessens in Greenwich erhalten und die Zeche wird aus der Staatskasse beglichen. Wenn die Tories im Amte sind, essen sie im Hotel „Zum Schiff“, die Whigs essen im Trafalgar Hotel, und in beiden ist sich's recht gut. — r.

(Eine dunkle Geschichte.) Am 25. November 1809 hielt des Nachmittags eine vierspännige Extrapost-Chaise vor dem Postgebäude in Perleberg, der alten Hauptstadt der Prignitz. Zwei Reisende und ein Bedienter stiegen aus dem Wagen und traten in das Posthaus, um einige Erfrischungen einzunehmen, bestellten aber sofort frische Pferde, um ihre Reise nach Hamburg fortzusetzen. Die Herrschaften kamen von Berlin und schienen in großer Aufregung; wenigstens flüsterten sie viel und anscheinend ängstlich miteinander in der Passagierstube, in welcher außer ihnen noch zwei Juden sich befanden, die ebenfalls mit Extrapost weiter wollten. Nachdem die beiden Herren eine Weile lebhaft sich unterhalten hatten, bestellte der Bediente die Pferde wieder ab, der ältere Herr aber ließ ein vollständiges Mittagbrot aus dem nächsten Gasthose holen, während der jüngere Herr seinen prachtvollen, mit violetter Sammet überzogenen Zobelpelz überwarf und zum Commandanten des Ortes geführt zu werden verlangte. Er wurde von dem Dienstmädchen des Wagenmeisters und Briefträgers Schmidt dahin geführt. Der damalige Commandant von Perleberg, Hauptmann Klitzing, lag, den Hals dick umwunden, in einem Lehnstuhle und war so heiser, daß er kaum laut genug sprechen konnte, um sich vernehmbar zu machen. Er staunte nicht wenig, einen fremden jungen Mann von stattlichem Aussehen bei sich eintreten zu sehen, der in einem Sprachengemisch von schlechtem Deutsch und noch schlechterem Französisch um seinen Beistand und Schutz bat, da er von der französischen Polizei verfolgt werde und sich selbst in dem Posthause der Stadt nicht sicher fühle, er habe Papiere von Wichtigkeit bei sich, die er in die Hände der französischen Polizei nicht fallen lassen dürfe. Der junge Mann erschien in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung, wurde vom Fieber oder Frost geschüttelt, weshalb der Commandant für ihn zunächst eine Tasse Thee bestellte und dann erst ihn um eine Aufklärung über die Art des Schutzes bat, den er ihm gewähren solle. Der Fremde eröffnete ihm darauf, daß er der Geschäftsträger am Wiener Hofe Lord Bathurst sei und unter dem Namen eines Kaufmanns Koch über Hamburg nach England zurückkehre. Die Papiere, die er Herrn von Klitzing vorlegte, bestätigten seine Aussage. Obwohl der Letztere nicht glauben konnte, daß dem Lord in Perleberg selbst Gefahr drohe, so gab er ihm doch zwei Dragoner mit als Schutzwehr und bat ihn, die Nacht

lieber in der Stadt zu bleiben, da es nicht wahrscheinlich sei, daß man am hellen Tage auf der belebten Berlin-Hamburger Straße ein Attentat gegen ihn unternehmen werde. Lord Bathurst oder Kaufmann Koch schien aber Eile zu haben und nicht geneigt, auf den Vorschlag einzugehen. Er machte überhaupt den Eindruck eines sehr aufgeregten und etwas überspannten Menschen auf Herrn von Klitzing. Der Lord begab sich mit seinen Dragonern nach der Post zurück, wo sein älterer Begleiter eben sein Mahl beendet hatte. Gleich nach seinem Eintritte ins Postgebäude bestellte er abermals die Pferde, die er aber nach einem kurzen Gespräch mit seinem Reisegefährten wieder abbestellen ließ. Dieses Bestellen und Abbestellen wiederholte sich nach kurzer Zeit zum dritten Male, bis endlich Abends 5 Uhr, als es schon sehr dunkel war, die Pferde nach dem Willen des ältern Herrn wieder verlangt wurden und der Lord eilig in den Wagen sprang. Eine Weile nachher wollte auch sein Begleiter den Wagen besteigen, bemerkte aber, scheinbar erstaunt, die Abwesenheit seines jüngern Gefährten und ließ nach ihm suchen. Als man ihn nirgends fand, ward dem Commandanten davon Anzeige gemacht, der trotz seines heftigen Unwohlseins sich sofort persönlich nach der Post begab, die Nachforschungen nach dem Verschwundenen leitete und endlich den ältern Reisegefährten des Lords, der sich als Kaufmann Fischer kundgab, und seinen Diener nach dem Wirthshause zur Krone brachte und dort bewachen ließ. Schon wollte er gegen diesen eine Untersuchung einleiten lassen, weil er sich erinnerte, daß der verschwundene Lord mit sichtbarem Mißtrauen von diesem Fischer gesprochen; eine Unterredung mit demselben änderte aber seine Ansicht. Er eilte nach Berlin, um sich dort Verhaltungsbefehle zu holen und als er am Montag Abend wiederkam, erhielt Kaufmann Fischer die Erlaubniß abzureisen. Von Lord Bathurst ward niemals etwas wieder gehört.

Wie er geendet und durch wen er sein Leben verloren, blieb ein Räthsel. In England erblickte man in ihm ein Opfer der französischen Polizei, der Moniteur aber brachte geraume Zeit später die Nachricht, Lord Bathurst sei wahnsinnig gewesen und habe sich in Perleberg selbst das Leben genommen — und doch ward sein Leichnam weder in noch um den Ort aufgefunden. Eine andere Erklärung dieses geheimnißvollen Gesandtenmordes giebt Georg Hefel in seinem historischen Romane „Graf d'Anathan d'Entragues“, der bereits eine dritte Auflage erlebt hat. Nach ihm war es allerdings die französische Polizei, welche den Lord auf seiner Reise von Wien nach England von ihren Spionen umgeben ließ, um sich mit List oder Gewalt seiner Papiere zu bemächtigen, aber Napoleon wollte sein Leben nicht gefährdet wissen, da sein gewaltsamer Tod ihm nur Verlegenheiten bereiten mußte. Der Plan der Ermordung des englischen Gesandten ging von Napoleons Polizeiminister Fouché aus, der seinen Herrn und Meister immer verhafter machen wollte. Um zu seinem Ziele zu gelangen, spielte er eine wahrhaft teuflische Intrigue gegen einen seiner Agenten, eben den Grafen d'Entragues. Die Gattin desselben, eine junge Frau

von wunderbarer Schönheit, war mit dem Lord Bathurst in Turin und Florenz, wohin sie ihren Gatten begleitet, zusammengetroffen und hatte dessen stark ausgeprägte Sinnlichkeit entzündet. Fouche wußte durch eine Pariser Lorette, die der Gräfin in der Gestalt wenigstens gleich, den Ruf der Gräfin zu compromittiren, und dem Grafen glauben zu machen, daß die Liaison schon in öffentlichen Blättern besprochen werde. Das entzündete das Rachegefühl des Grafen gegen seinen Nebenbuhler, obgleich er gegen seine Frau schon völlig gleichgiltig geworden war. Als ihm nun der Auftrag ward, sich der Papiere des Lords zu bemächtigen, vermochte er seine Mitspione, den Lehtern ihm ans Messer zu liefern. Durch Vermittelung jener Lorette, mit der er in ein intimeres Verhältniß getreten war, wurde Lord Bathurst aus dem Wagen und in ein Haus in Perleberg gelodt, das einer andern Creatur der französischen Polizei gehörte. So weit Georg Hejkel. Ob er nun eine Vermuthung bis dahin zur Wahrscheinlichkeit erhebt, ob er eine Dichtung vorträgt oder auf historischen Thatsachen sein Gemälde vervollständigt hat, lassen wir dahingestellt.

(Das Nürnberger Sängersfest.) Unter den mancherlei Festen, welche Turner-, Schützen- und Sängervereine in diesem Jahre gefeiert haben, scheint doch keins einen so wohlthuenden und für den Gemeinsum Deutschlands so erhebenden Eindruck hinterlassen zu haben bei allen Theilnehmern, als das am 21. Juli in Nürnberg abgehaltene Sängersfest. Aus allen Schilderungen, die wir in öffentlichen Blättern gelesen haben, welcher Parteirichtung sie auch angehören mögen, klingt dieser Eindruck wieder und erscheint so als das höchste Lob, das man einer derartigen Versammlung ertheilen kann. „Von allen Seiten strömten Sänger und Festgenossen nach dem ehrwürdigen Nürnberg, um spätestens am Sonnabend, 20. Juli, vor Sonnenuntergang dort einzutreffen. Auf bayerischem Boden waren zwar zwei und mehr Extrazüge täglich angeordnet; aber die Zahl der zur Verfügung gestellten Personenwagen mußte schon am Freitag verdoppelt werden, um alle Ankommenden zum Festorte zu befördern, was stundenlange Verzögerungen herbeiführte. Dies kam dem dortigen Festcomité eher zu Statten, als es ihm unangenehm war, weil seine ungeheure Arbeit, obgleich auf 150 Personen vertheilt, diese bis tief in die Nacht hinein in athemloser Arbeit erhielt. Aber die Organisation des Comité war vortreflich, denn es ist keine Klage über wesentliche Mängel laut geworden. Die sieben Ausschüsse des Comité, nämlich der Finanz-, Bau-, Decorations-, Einquartirungs-, Empfangs-, Wirtschafts- und Sängeraus-schuss, haben in jeder Hinsicht das Ubrige gethan, um das großartigste, bis jetzt dagewesene deutsche Volksfest zu schaffen und es zu einer der schönsten Lebenserinnerungen der Theilnehmer zu machen. Und sämtliche Bürger Nürnbergs sind ihnen dabei in einer Weise behülflich gewesen, von der sich Keiner einen Begriff machen kann, der es nicht mit Augen gesehen und miterlebt hat.“ So beginnt einer jener Berichte, von

denen wir oben gesprochen. Ueber die sinnige und schöne Ausschmückung des Bahnhofes und der Häuser Nürnbergs schweigen wir; nur so viel wollen wir erwähnen, daß sich auch die Kunst dabei betheiligte hatte, indem alle geschichtlichen Häuser der Stadt, eif an der Zahl, mit prachtvollen Gemälden und Bildhauerarbeiten ausgestattet waren, die sich auf wichtige Schicksale oder berühmte Bewohner derselben bezogen.

Bei der Ankunft der verschiedenen Sängervereine waren sie von den sich abblühenden Mitgliedern des betreffenden Ausschusses, unter Vortritt der Musik auf das Rathhaus geführt worden, wo man ihnen die Vereinsfahne abnahm und sie dafür mit Festschleifen und mit Billeten versah, auf welchen sie in den bezeichneten Bürgerhäusern eine nicht nur unentgeltliche, sondern höchst liebevolle Aufnahme fanden. Am Sonnabend Abend um 4 Uhr setzte sich dann der Fahnenzug sämtlicher Angekommenen vom Rathhause nach der Festhalle in Bewegung. Da jeder Landsmannschaft außer ihrem Banner eine weiße bekränzte, in den Landesfarben bebänderte und mit dem Namen ihres Heimathsortes beschriebene Tafel vorgetragen wurde, so wußte das zahlreich vertretene Publikum stets was für Landleute an ihm vorübergezogen und drückte ihnen sein Interesse in freudigem Zuruf aus. Wahrhaft rührend war es, wie dies gegen die Oesterreicher, Steiermärker und Tyroser geschah, die in großer Anzahl da waren und durch ihre schönen Gestalten und Anzüge schon Wohlgefallen erregen mußten, denen aber die Bevölkerung augenscheinlich strebte, ihre Liebe aufs Wärmste auszudrücken. Denn während allen andern Landsmannschaften nur dann und wann ein Hoch erklang, setzte es für sie fast nicht ab und Jung und Alt, Arm und Reich, Männer und Frauen reichten ihnen die Hände und drückten die ihrigen herzlich. Doch nicht Oesterreich allein war bei diesem Feste zahlreich vertreten und ward freudig begrüßt; noch während der feierlichen und warm empfundenen Begeisterungsrede, mit der Dr. Gerster an demselben Sonnabend in der Festhalle die Versammelten willkommen hieß, lief eine telegraphische Depesche aus Riga ein, worin 22 Gesangervereine aus Riga, Moskau, Petersburg, Dorpat, Reval, Mitau, Weissenstein u., die eben in der erstgenannten Stadt zu einem baltischen Sängersfest vereinigt waren, ihren stammverwandten deutschen Brüdern in Nürnberg die Hand boten. Sie wurde mit jauchzendem Jubel aufgenommen.

Von den musikalischen Vorträgen, unter denen Vincenz Lachners aus Mannheim Festmarsch den meisten Beifall gewonnen zu haben scheint, von den Gesangsvorträgen, wie von dem ganzen Detail der Festtage schweigen wir, da unsere Raumbeschränkung für eine eingehende Schilderung nicht ausreichen würde. Wir können nur sagen, daß sie trefflich ausgeführt wurden und die herzliche Einigkeit aller Anwesenden sich auch darin ausdrückte, daß trotz des reichlich vorhandenen guten Getränks keine irgend welche Störung des Festes eintrat.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 34. **1861.**

Preis für 104 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Platten mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 68 illum. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Heldin der Grim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortsetzung.)

Den beiden jungen Männern war das Frühstück ohne Toilette eben recht; der Mitt in der scharfen Bergluft hatte ihnen Hunger gemacht. Wassili bedurfte überdies der Toilette nicht, denn er besaß das Talent der Engländer, die weitesten Reisen zu überstehen, ohne sich auch nur die Bäffchen zu verbiegen; Iwan aber, obwohl jung und von einnehmender Gestalt, war als Arzt zu sehr von dem Ernste seiner gegenwärtigen Lage erfaßt, als daß er an den Ausputz seines äußern Menschen hätte denken können. Nur zum Scherz zog er einen kleinen Taschenkamm hervor, fuhr dem Grafen damit durch die kastanienbraunen Locken und rief lächelnd:

„So, nun können Sie sich vor den sechsunddreißig Prinzessinnen Töchtern des Fürsten sehen lassen!“

„Ich wäre mit einer einzigen zufrieden.“

„Damit wir das alte Liebchen von vorn beginnen könnten: Neue Liebe, neues Leben!“ scherzte Iwan, indem er sorglos die Thür öffnete und auf den Corridor hinaus trat.

Sogleich sprangen zahlreiche Diener von den eichenen Bänken empor, die an den Wänden zu beiden Seiten angebracht waren, und öffneten eine schwere Flügelthür, die in einen mit Marmorfliesen getäfelten Vorfaal führte. Hier empfing sie der Fürst und geleitete sie durch eine Reihe prachtvoller Gemächer nach dem Speisesaale.

Durch die großen Scheiben der Zimmer, welche die Männer durchschritten hatten, blickte der graue Herbstnebel und gab ihnen etwas Unheimliches; im Speisesaale jedoch war es anders. In dem großen Marmorkamin prasselte ein lustiges Feuer, an den Wänden und an der Tafel brannten viele Wachskerzen in silbernen Armleuchtern; die schweren seidnen Fenstervorhänge waren dicht zugezogen und die schönsten Treibhausblumen prangten in chinesischen Vasen auf den Marmor-Consolen.

Nicht mehr als vier Bedeckte standen auf dem Tische.

Der Fürst, ohne den vierten Gast abzuwarten, lud die jungen Männer ein, rechts und links von ihm Platz zu nehmen, und sechs Diener, angeführt von einem Haushofmeister, trugen die Speisen auf.

Vor dem Kamin hockte ein kleiner Kammermohr in einem malerischen Anzuge von rothem mit Gold gesticktem Sammet; er starrte abwechselnd in die Flammen und rührte in dem Räucherwerke, das neben ihm in einer metallenen Schale duftete.

Der Gang durch die Zimmer und alles was sie jetzt umgab, predigte den jungen Russen die Pracht-

Liebe des Fürsten, von Kunstliebe fand sich keine Spur. Goldbedruckte Ledertapeten, genuessischer Seidendamast und venetianische Spiegel bedeckten die Wände; Perlemutter-Schränke aus Brussa und chinesische Lack-Möbel unterbrachen die Reihen der Polsterstühle; Kronenleuchter aus Böhmen und Ampeln aus Paris hingen an den Decken, aber kein Gemälde, keine Statue veredelte die überfüllten Räume, Pagoden und allerlei kostbare Mißgestalten von Porzellan, wie die barocke Phantasie der Chinesen sie schafft und Vasen mit den schattenlosen Gestalten der Bewohner des Reiches der Mitte vertraten die Kunstwerke in der „schwarzen Burg.“

„Schade,“ dachte Wassili „der Fürst muß niemals in Italien gewesen sein; denn dort bildet sich der Geschmack, man mag wollen oder nicht und man verläßt das Land nicht anders als bepackt mit Kunstwerken. Diese Pracht hier ist barbarisch.“

Doch diese Betrachtung störte seinen Appetit keineswegs; er aß fürs erste ein Caviarbrötchen nach dem andern und schlürfte ein Spitzglas Chios nach dem andern. Was ihn intriguirte, war der vierte Platz, der leer und immer leer blieb.

Swan sprach einem Bayonner Schinken zu, während er die Fragen des Fürsten nach gemeinschaftlichen Moskauer Bekannten beantwortete; Zimara trank Mokka aus einer gläsernen türkischen Tasse.

Endlich als die jungen Männer ihren Appetit gestillt hatten, wendete sich der Fürst mit der Frage an den Haushofmeister:

„Zanko, war Kerima nicht auf ihrem Zimmer?“

Der Alte verneinte die Frage seines Gebieters, der ruhig fortfuhr Kaffee zu trinken.

Wassili aber warf bei dem Namen „Kerima“ seinem Freunde einen bedeutenden Blick zu, den dieser mit einem Lächeln beantwortete.

Von jetzt an hefteten sich die Augen des Grafen krampfhaft auf das vierte Couvert. Da erhob sich — so schien es ihm — der vergoldete Löffel aus der weißen Umhüllung der Serviette und machte der Gabel einen zierlichen Knix, diese sprang auf, umfaßte den Löffel mit ihren Zinken und beide tanzten um das Vermel-Sandfaß.

Wassili rieb sich die Augen, ihm war schwindlig. — Da flog die Thür auf, eine große Dogge sprang ins Zimmer und neben dem Frühstückstische stand ein junges Mädchen im Reittleide, ein graues Filzhütchen mit einer feuerfarbenen Feder auf den reichen Locken, die lange Schleppe über dem linken Arme,

so daß zwei um die feinen Knöchel schließende rothe Saffian-Stiefelchen Gelegenheit hatten, sich vortheilhaft zu zeigen.

Der Graf und Swan erhoben sich wie elektrisirt, um sich vor der Eingetretenen zu verneigen.“

„Meine Tochter,“ sagte der Fürst.

Klug, scheu und prüfend, wie das Reh aus dem Walde blickt, bevor es das Saatsfeld betritt, so blickte Kerima auf die beiden jungen Männer, welche der Fürst ihr beim Namen nannte, dann sprang sie ihrem Vater auf den Schoß, legte einen Arm um seinen Hals, küßte ihn, streichelte ihm das Gesicht und zupfte ihn neckend und lieblosend am Barte, indem sie ihn mehrmals „Padre! Padre!“ nannte.

Im Umsehen stand sie wieder vor ihrem Couvert und ließ sich auf einen Stuhl sinken, den ein flinker Diener herangeschoben hatte, wie der Blitz war das Hütchen vom Kopfe herunter und achlos über die Schulter nach hinten geworfen, wo der Mohr es geschickt auffing und achtsam einer großen Pagode auf den kahlen Kopf setzte, der den unerwarteten Schmuck behaglich wiegte.

Wassili bemerkte jetzt die Fülle kurzgeschnittener Locken und das jugendliche Gesicht, welches sie nach Knabenart umflatterten, aber bei der Schnelligkeit der Bewegungen der vornehmen Amazone war ihm entgangen, daß bei seinem Anblicke eine Purpurröthe ihre Wangen gefärbt hatte.

Swan betrachtete die Eingetretene mit ruhigem Wohlgefallen und seine Blicke schienen zu sagen:

„Wohlan, Freund Wassili, da hast Du eine jener Urbilder Vermontoffischer Poesie, zu Deinen armenischen Studien eine in Sammet und Saffian gebundene Sprachlehre, eine in üppiger Jugend blühende Tochter Armeniens.“

Als Arzt gestand er sich, eine so weiße und dabei so gesunde Haut niemals gesehen zu haben, als Philosoph wollte ihm bedünken, als habe er nie einen so großen Trost auf einem so kleinen Munde erblickt.

„Oft bin ich mit der grünen Kräutertrommel botanisirend durch Feld und Wald gezogen, gestand er sich, aber eine so frische leuchtende Blüthe ist mir nie vorgekommen. Und ihr —, „ihr Mädchen aus der Stadt,“ blickt mir einmal so beleidigend unbefangen wie diese hier! — Armer Wassili!“

Wassili aber hatte bereits zu viel mit Frauen verkehrt, um sich auf den ersten Blick von Kerima bezaubern zu lassen. Sie schien ihm zu jung; denn

obwohl sie neunzehn Sommer zählte und ihre Gestalt vollständig entwickelt war, hielt man sie doch höchstens für sechszehnjährig.

Wassili zählte dreißig Jahre, er befand sich also in dem Alter, in welchem es den Schönen nicht mehr gelingt, das geprüfte Herz mit Sturm einzunehmen. Die Zeiten leichtfertiger Liebeständeleien waren für ihn längst vorüber.

Kerima handhabte ihr Vermeil-Besteck mit einer Unbefangenheit als wären die beiden Gäste nicht in der Welt, und aß nach ihrem Frühritt durch die scharfe Luft ein Stück Lambraten nach dem andern.

Zwan, den der Verlauf der Alimention eines so kerngesunden Organismus interessirte, freute sich über den Appetit der jungen Dame.

Nach Wassilis Sinne war dies unermüdliche Essen nun eben nicht; er fand es doch ein wenig zu materiell; der Meinung Balsacs: „la gourmandise est une grace chez les femmes,“ vermochte er mit seinem etwas zur Schwärmererei geneigten Sinne nicht beizutreten. Auch mißfiel ihm der große Hund im Zimmer, denn er liebte Hunde nicht. Legte das Thier aber gar der Prinzessin die große Pfote auf den Schoß, um sie an seine Existenz zu erinnern und einen Bissen von ihr zu erbetteln, dann fing es an in ihm zu kochen.

Der Fürst schien die Anwesenheit des Thieres nicht ungeru zu sehen, wenigstens zog er die Hand nicht zurück, als Kubarick kam, sie schmeichelnd zu lecken.

Auch mit den beiden Fremden wollte Kubarick sich in ein gutes Einvernehmen setzen; er ging daher zu Zwan und legte die Schnauze auf die Serviette. Zwan traute ihm den Kopf und die Ohren und ließ sich von ihm die rechte und die linke Pfote geben.

Jetzt begab sich Kubarick zum Grafen, dieser aber war entschlossen keine Notiz von ihm zu nehmen, er blickte ruhig auf seinen Teller. Da schlug die Dogge an, sprang in die Höhe und fuhr dem Grafen mit der Zunge übers Gesicht.

„Kubarick, hier!“ rief Kerima in demselben Augenblicke. Der Hund folgte dem Rufe und auf ein Zeichen seiner Gebieterin lagerte er sich auf die am Boden liegende Schleppe ihres Reitkleides. Von hier aus sah Kubarick den Grafen mit großen treuen, fast melancholischen Augen an. Wassili bereute jetzt ihn nicht ebenfalls gestreichelt zu haben, um so mehr, da dies vielleicht Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit Kerima gegeben hätte, denn bis jetzt war kein Wort zwischen

ihnen gewechselt worden, wohingegen sich Zwan mit dem Fürsten eifrig unterhielt.

Endlich nachdem Kerima ein fünftes Stück Lambraten verzehrt hatte, legte sie Messer und Gabel bei Seite, schirmte die Augen mit der Hand, lehnte sich in ihrem Sessel behaglich zurück und blickte so unbefangen in des Grafen Gesicht, wie man etwa in eine schöne Gegend hineinzieht.

Was fand sie? — Zwei schöne melancholische Augen, die zu sprechen schienen „lasciate ogni speranza,“ — geistreiche besetzte Züge, hinter denen die Frauen den schwärmerischen Dichter, die Männer den muthigen Helden zu ahnen pflegten; einen romantischen Ausdruck, der gewöhnlich beide Geschlechter fesselte; endlich einen anmuthig geformten Mund, den ein besonderliches Lächeln umschwebte.

Uebrigens blieb dieser Mund stumm, denn er konnte sich nicht entschließen, eine banale Phrase an Kerima zu richten, zu der man bei einer ersten Begegnung gleichwohl stets seine Zuflucht nehmen muß.

Obwohl es den Anschein hatte, als betrachtete Kerima den fremden Gast mehr mit der Neugierde eines jungen Burschen als mit dem schüchternen Interesse einer jungen Dame, so benutzte sie doch einen Augenblick, während dessen Zwan mit Wassili einige Worte wechselte, an dem Fürsten leise die Frage zu richten:

„Padre, wie lange bleiben die Beiden?“

„Ich hoffe, recht lange,“ lautete die Antwort.

„Gut, — dann hab' ich künftig Gesellschaft beim Reiten,“ bemerkte Kerima, und lachte dabei so hell auf, daß die jungen Männer überrascht zu ihr hinüberblickten; hierauf griff sie mit beiden Händen in das volle Haar, zog sich die Locken über Stirn und Gesicht und lachte noch ausgelassener.

Dies that sie allemal, wenn sie sich über irgend etwas recht herzlich freute und es verfehlte niemals seine Wirkung auf die Anwesenden.

Der Fürst lachte, Wassili und Zwan mußten unwillkürlich lachen, der Haushofmeister sogar lachte und unter der Nase des Mohrengeichts zeigten sich zwei weiße Parallellinien.

„Die Herren werden sich ein wenig ausruhen wollen,“ sagte der Fürst mit einer leichten Verneigung gegen seine Gäste. Dabei erhob er sich und die Uebrigen folgten seinem Beispiele.

„O weh!“ klagte Kerima, als sie aufstand und biß sich auf die Lippe.

„Was ist Dir?“ fragte Zimara.

„Nichts, nichts,“ entgegnete sie. „Ich bin heute über sieben Gießbäche gesetzt; — Fatime sprang sechs Mal tadellos, das siebente Mal aber stolperte sie und sank in die Knie, da habe ich mir den linken Fuß ein wenig gestoßen. Aber Du weißt, Padre, ich komme immer mit einem blauen Flecke davon.“

„Das blaue Wunder wird so lange dauern, bis Du Dir einmal den Arm oder gar einmal den Hals brichst,“ bemerkte der Fürst.

„Larifari!“ sang Kerima ausgelassen. „Jetzt haben wir ja einen Arzt im Hause, — der leimt Alles wieder zusammen, — nicht wahr Swan Theodorowitsch?“

„Der Himmel behüte uns vor Brüchen und Springen,“ entgegnete Swan zweideutig, indem er sich verneigte.

Kerima lächelte, warf einen scheuen Blick auf Wassili und huschte zur Thür hinaus; Kubarick folgte seiner Herrin.

„Wann darf ich die Patientin sehen?“ fragte Swan den Fürsten.

„Je eher, je besser, — ich gehe, Ihren Besuch anzukündigen.“

Zimara entfernte sich, die beiden Freunde blieben allein.

„Nun?“ fragte Swan.

„Die Kleine ist allerliebste,“ versetzte Wassili. „Es ist kein gewöhnliches Mädchen.“

Swan fuhr mit beiden Händen in sein langes Haar und zog es sich über das Gesicht wie Kerima.

Beide schlugen ein helles Gelächter auf.

„Nun,“ bemerkte Wassili, „wer so mit seinem Haar umgeht, ist wenigstens nicht eitel.“

„Wer im staubigen Reitkleide zum Frühstück kommt und in Gegenwart von jungen Verehrern ein halbes Lamm verspeist, ebenfalls nicht. — Kommen Sie, lassen Sie uns die Sachen auspacken.“

2.

Die Toilette Kerimas.

Das ausgelassene Fürstentkind lief auf einer breiten Steintreppe hinauf, die in die zweite Etage des Schlosses führte. Vorauf sprang Kubarick einen langen Corridor entlang bis zu einer Thür, vor welcher ein Stück Teppich lag; auf diesem warf der Hund sich nieder, während Kerima über ihn hinweghüpfte und die Thür aufstieß, welche in ihr Ankleidezimmer führte.

Hier loberte ebenfalls, wie im Speisesaale, ein helles Feuer im Kamin.

Beim Eintreten Kerimas sprangen zwei junge Mädchen vom Sticrahmen auf und gingen ihr entgegen. Es waren Zwillingsschwwestern, Maschinka und Katinka, Gespielinnen, Gesellschafterinnen und Zosen der Prinzessin.

Wie aus einem Munde riefen die drei Mädchen durcheinander:

„Er ist sehr hübsch — sehr hübsch! — Wir haben sie ankommen sehen! — Und der mit den langen blonden Haaren und dem langen blonden Barte, — wie komisch! — Hahahaha über den Doctor!“

Vor lauter Gelächter konnten sie nicht weiter.

„Ja — und der Graf!“ rief Kerima und sprang wie ein junges Füllen im Zimmer umher. „Er trägt gebräuntes Haar und gebräunte Manschetten; reibt sich die feine Nase mit einem feinen Taschentuche und sieht nach der Uhr anstatt nach ... den Damen!“

Die Zwillingsschwwestern schlugen lachend die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ach wie lustig,“ riefen sie, „daß wir so wunderlichen Besuch im Hause haben! — Warum ist der Graf nur mitgekommen?“

„Das fragt ihn, — ich weiß es nicht,“ versetzte Kerima.

„Was hat er gesagt?“

„Keine Sylbe.“

„Was hat er gegessen?“

„Keinen Bissen.“

„Was hat er getrunken?“

„Keinen Tropfen. — Und angesehen hat er mich ebenfalls nicht.“

„Und der Doctor?“ fragten die jungen Mädchen, als sie wieder zu Athem gekommen und aufgestanden waren, „lebt der ebenfalls wie ein Goldfisch und sieht die Leute nicht an?“

„O, der hat Eier gegessen wie ein Iltis und mich angesehen als wäre ich die Kranke. Aber er war freundlich zu Kubarick und ich habe mir den Appetit nicht verderben lassen. Fünf Stücken Lammbraten habe ich verzehrt, — ich sage Euch, Kinder, fünf Stücken! — Rein um seine unnahliche Gnaden, den Herrn Grafen Mondschein, zu ärgern.“

„Aber, Prinzesschen,“ bemerkte Katinka, „Du willst ja schlank werden und issest so viel?“

„Ja freilich,“ seufzte Kerima, „aber soll ich deshalb vor Hunger sterben? — Ein wenig voller oder ein wenig schlanker — was thut es eigentlich?“

„Reizend bist Du bei Deiner Fülle ja doch,“ versicherte Katinka.

„Reizend hin, reizend her, was kümmert's mich, wenn ich nur gesund bin! — Alles Uebrige ist mir gleichgiltig.“

„Auch das, was der schöne Graf von Dir sagt?“

„Der ist stumm,“ entgegnete Kerima, während eine flammende Röthe ihr Gesicht färbte. „Hört, Kinder,“ fuhr sie dann hastig fort, „heute Abend möcht' ich einmal schön sein, um den stummen Grafen zu verblenden, — schön wie eine Königstochter Persiens. Kommt, schmückt mich! — Flechtet mir Perlen ins Haar, laßt meine schönsten Geschmeide Hals und Arme zieren, überfäet meine Kleider mit Diamanten. Sonst hab' ich mich aus langer Weile gepugt, heute geschieht es aus Lust und Absicht.“

Und hastig knöpfte sie ihr Reitkleid aus, während Katinka ihr die Saffianstiefelchen auszog und die Schwester Kästchen und Schubfächer öffnete.

Kerima warf einen Blick in den Spiegel und schmolte:

„In dem schwarzen staubigen Reitkleide und mit den zerzausten Locken kann man freilich unmöglich gefallen. — Es giebt nichts Unkleidameres als so einen langen, langweiligen dunklen Rock! — O wart', wart'! — Her mit duftigen Geweben, — schnell, schnell, breitet sie alle vor mir aus, ich will selbst wählen.“

Aber aus dem Wählen entstand ein Wählen in den kostbaren Kleidern aus Seide und Muslin, in den schimmernden Tüchern und golddurchwirkten Shawls, und zu keinem Anzuge konnte sich Kerima recht entschließen. Endlich sank sie rathlos auf die Polster eines Divans und sagte zu ihren Zosen:

„Ich überlasse Euch, mir das Kleidendste auszuwählen; — ich weiß nicht, wie mir der Kopf steht.“

Sie war in der That zu ungeduldig, um eitel zu sein.

„Und dabei schmerzt mein Fuß recht munter,“ klagte sie dazwischen, indem sie mit ihren nackten, blendend weißen Füßchen in einen weichen goldgestickten Pantoffel fuhr, während Katinka ihr ein weißes Peignoir umwarf und einen feinen Schildpattkamm in die dunklen Locken der jungen Armenierin senkte.

Kerima stand auf, setzte sich vor den Ankleidespiegel und schnitt ihrem Bilde in demselben ein komisches Gesichtchen.

„O weh!“ rief sie, „Du raufft mich, als wenn Du Flachs hecheltest!“

„Du hältst Dich nicht ruhig, Prinzesschen,“ lautete die Antwort.

„Geh nur, ich will mich allein frisiren.“ Dabei nahm sie ihrer Zose den Kamm aus der Hand und fuhr damit unbarmherzig in ihren Locken umher, sie mehr verwirrend als ordnend.

„Halt, halt!“ intervenirte Katinka, ihr den Kamm entwindend, „damit sind wir um nichts gebessert. Ich allein weiß mit diesem Strubelköpfschen umzugehen.“

„So mach' nur, wie Du willst! — Mir ist zu Muthe als hätte ich schon am frühen Morgen Champagner getrunken.“

Katinka lächelte verschmigt.

„Nun schnell, Mädchen, und frisire mich einmal so schön als Du es nur immer vermagst. Und Du, Maschinka, hast Du das orangefarbene Zäckchen gefunden?“

„Was Dir so gut steht?“ antwortete Maschinka, „ich wußte schon, daß Du es wählen würdest, hier ist es.“

„Orangegeßel, die Schminke der Brünetten bei Kerzenlicht!“ rief Kerima. „Das wird helfen!“

Und noch einmal entzog Kerima ihr Köpfschen den ordnenden Händen Katinkas, um sich die Locken über die Stirn ins Gesicht zu ziehen und hell anzulachen.

„Nun will ich aber auch wirklich still sitzen,“ versicherte sie dann und hielt Wort.

Katinka tauchte die Fingerspitzen in die duftende Saszmin-Essenz, welche ihre Schwester in eine Krystallschale gegossen hatte, fuhr damit durch die Locken der Prinzessin, kämmte und ringelte jede einzeln um ihre Finger und bannte ihre Fülle alsdann in ein Netz aus Goldschnur und Perlen.

Je weiter die Anordnung des Haares vorrückte, je mehr erheiterte sich Kerimas Stirn.

„Bist Du zufrieden?“ fragte Katinka endlich, einen Schritt zurücktretend und das Werk ihrer Hände musternd.

Die Prinzessin nickte ausdrucksvoll.

„Nur dies noch,“ sagte Katinka und befestigte die Endquasten des Haarnetzes so, daß sie an der linken Wange der Prinzessin herunterhingen und ihrem jungen Gesichte ein feddes Ansehen gaben.

„Die Ohrringe nicht zu vergessen!“ rief Kerima.

Maschinka überreichte der Prinzessin ein Etuis

worin zwei große Goldtopase in Diamanten gefaßt erglänzten.

Kerima schob die feinen Goldringe dieser Juwelen durch ihre kleinen Rosenblätter von Ohrkläppchen und die Toilette ihres Kopfes war vollendet.

Maschinka schmalzte mit der Zunge, als der Prinzessin Bild ihr aus dem Spiegel zumickte.

Jetzt nahm sie ihrer Herrin das Beignoir ab, während Katinka ihr ein weites orientalisches Gewand von einem weißen, duftigen Seidenstoffe überwarf und es über der Brust in dichte Falten legte.

„Kufuf!“ rief Maschinka und ließ einen Rock auf die Prinzessin niedersinken, dessen Gurt sie unter der Brust zusammenzog und sodann hinten zuknüpste. Der Rock bestand aus einem schweren weißseidenen Stoffe, durchwirkt mit bunten Blumen und Ranken; sein goldgestickter Saum reichte nicht bis an die Erde, sondern nur bis auf die feinen Knöchel, so daß die durchbrochenen Strümpfe und die mit Perlen gestickten Pantoffeln dem Blicke nicht entzogen wurden.

Jetzt folgte ein weißes Atlaswestchen, unter der Brust durch vier Diamantknöpfchen geschlossen, eng anliegend und dazu bestimmt, den Gurt des Rockes zu verbergen. Den Schluß bildete eine orangefarbene, mit Gold- und Silberpalmen gestickte Seidenjacke, deren offene, lang herunterhängende Ärmel die schönen Arme der Prinzessin bis über den Ellenbogen sehen ließen.

Mit befriedigter Miene schaute Kerima darein; sie war ihres Sieges gewiß, doch wurde sie nicht müde sich durch den Spiegel ihre Hoffnungen bestätigen und wieder bestätigen zu lassen.

„Wie eine Circassierin!“ jubelte Katinka.

„Wirklich? — Also wie eine Heidin? ...“ sagte Kerima. „Aber das ist nicht meine Absicht. Ich hätte beinahe vergessen, mich mit dem heiligen Zeichen unseres Glaubens zu schmücken.“

Dabei nahm sie ein zu den Ohrringen passendes Collier von Goldtopasen und Diamanten, an welchem ein Kreuz hing, aus dem Etuis und legte es um den Hals, während Katinka ihr um das Handgelenk des linken Armes einen einfachen Rosenkranz aus Bernsteinperlen wand, an welchem das Kreuz ebenfalls nicht fehlte.

„Jetzt erst bin ich fertig!“ rief sie und trat in die Mitte des Zimmers, so daß die Anmuth und Pracht ihrer sinnverwirrenden Erscheinung Raum gewann, sich von allen Seiten zu präsentiren.

Da klopfte es leise an die Thür.

„Wer kommt?“ fragte Kerima.

Die beiden Zwillingsschwwestern eilten an die Thür, um zu öffnen.

Eine ältliche Kammerfrau trat ein.

„Was willst Du, Daphne?“ fragte Kerima mit einem leisen Anfluge von Unwillen.

„Durchlaucht Irene lassen Prinzesschen bitten, doch nicht zu vergessen, sich vor Tische noch zu zeigen,“ lautete die Antwort.

„Was sieht Irene an mir?“ rief Kerima verstimmt. „Sie ist ja tausend Mal schöner als ich.“

Die Kammerfrau machte ein verlegenes Gesicht.

„Sage ihr das, Daphne,“ fuhr Kerima fort und ihren Unwillen überwindend, fügte sie hinzu, „und zu gleicher Zeit, daß ich kommen werde.“

Daphne entfernte sich, aber die Verstimmung der Prinzessin dauerte fort.

„Welch' eine ewige Last!“ seufzte sie, versank in eine Grübelelei und schüttelte schweigend und langsam den Kopf, wie Jemand, der über ein Geheimniß nachdenkt und es nicht zu enträthseln vermag.

Katinka und Maschinka standen schen zur Seite.

Doch es wahrte nicht lange, so bezwang sie die finstern Gedanken, erhob den Lockenkopf, warf ihren Gespielinnen Kußfinger zu und huschte zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Für junge Componisten.) In Berlin bei Zanke ist eine längst ersehnte Biographie des alten originellen Zelter — meist nach dessen eigenen Aufzeichnungen erschienen. Darin erzählt er auch, wie er seine erste Composition zu Kirnberger gebracht und was ihm dieser darüber gesagt. Viele unserer jungen Componisten könnten sich das gesagt sein lassen.

„Es giebt nichts Erbarmungsvolleres als einen gemeinen Künstler, deren so viele sind; dagegen ein gemeiner Handwerker immer eine würdige Person bleibt, sobald es ihm bei geringer Fähigkeit nur Ernst ist.“

„Was müßte ich denn aber thun,“ sagte ich, „da ich doch einmal den Trieb und die Lust habe, etwas Musikalisches zu leisten?“ „So sprechen Alle,“ antwortete er, „noch habe ich keinen gesehen, der nicht seine ersten Aufwallungen für Beruf, ja für Glück gehalten hätte. Es hat sich mit dem Genie! Genie ist etwas anderes als ihr jungen Herren glaubt. Da läuft eine Heerde von Genies herum, die das Brot nicht werth sind, was sie essen. Glauben Sie mir, junger Freund, die Natur ist nur auf die Natur angewiesen; was nicht zu ihr gehört, kann sie nicht ernähren; was ist denn also ein Musikus ohne Naturell? Ein Sänger ohne Stimme und davon ist die Welt voll. — Erst fangen sie an Liedchen, Sonatzen, Sinfonietzen, Cantatzen, Alles so niedlich, artig, anzufertigen

daß ihren Eltern oder ihren Mädchen das Wasser im Munde zusammenläuft und nun denken sie: sie hätten, und des Genies ist kein Ende, bis man zuletzt ein Mann, ein Vater und ein Stämper ist. Soll man nun einem Menschen rathen, ein Künstler zu werden? Die Musik ist die gefährlichste von allen Künsten für den Künstler; das Beste was er leisten kann, kommt so leicht und harmlos hervor, daß jeder es für sein Eigen hält und seinem dabei der himmlische Geist einfällt und die unsägliche Mühe, den Ton sicher zu finden, der in eines Menschen Herz dringt. Die Welt nimmt es hin, wie die Blätter und Früchte des Baumes, wie das Licht des Tages, weil sich das von selber versteht und wer wird seinem Gotte für solche gemeine Dinge danken? Da will man denn Außerordentliches leisten, es muß auffallend sein; da müssen denn die Trompeten herau und des Gepaukes ist kein Ende.“

(Eine geheimnißvolle Geschichte.) Vielleicht wissen unsere Leser, daß die Regierung des Königs Philipp V. von Spanien durch die kurze Regierungszeit seines Sohnes Ludwig unterbrochen wurde, indem Philipp von schwerem Trübsinne gepeinigt, die Krone seinem noch sehr jugendlichen Sohne am 16. Januar 1724 übergab. Ludwig war, wie aus den Memoiren seiner Zeit hervorgeht, schon als Knabe voll Stolz und Selbstgefühl und hielt streng auf Etikette. Als er nämlich einst zu dem König, seinem Vater, nach Segovia gefordert wurde, und man ihn fragte, ob er sich nicht freue, zu seinem Vater gehen zu dürfen, antwortete er kalt sinnig: „Nein, zu Madrid gebe ich die Parole, in Segovia aber der König.“ Wie streng er schon als Prinz auf die Beobachtung der Etikette hielt, beweist folgende Anekdote: Der französische Gesandte, Herzog von St. Aignan, spielte, den Hut auf dem Kopfe, in einem Garten in Gegenwart des Prinzen Ball. Als Ludwig solches sah, forderte er seinen Hut und auf die Frage, was er mit dem Hute wolle, gab er zur Antwort: „Sehen Sie denn nicht, daß dieser Mensch sich bedeckt hat?“ Aus diesen Erinnerungen seines Jugendlebens erklärt sich Manches, was wir erzählen werden. Der sechszehnjährige Ludwig vermählte sich am 18. August 1723 mit der vierzehnjährigen Prinzessin Louise Elise von Orleans, die bis dahin in der Stille eines Klosters aufgezogen worden war. So streng der jugendliche König, ihr Gemahl, auf die Etikette hielt, ebenso lebhaft und selbstwillig war seine junge Gemahlin. Sie haßte den Zwang der Etikette und fühlte sich selten geneigt, den Vorstellungen ihrer Cameraramajor nachzugeben. Zudem war sie noch ein halbes Kind und fand ein großes Vergnügen an Kinderspielzeugen, die sie sich häufig, umgeben von den Frauen ihres Hofes, selbst einkaufte. Widerspruch gegen ihre Einfälle ertrug sie nicht, selbst nicht von ihrer königlichen Schwiegermutter, der sie nicht selten auf ihre Vorstellungen erwiderte: sie könne thun, was sie wolle, denn sie wäre Königin, nicht jene. So liebte sie es namentlich in den heißen Sommertagen, in leichter Kleidung, begleitet von ihren Damen und mehreren Cavalieren, den Park zu durchstreifen, auch sich länger daselbst aufzuhalten als die Etikette es gestattete; ja sie soll es sogar zuweilen gewagt haben,

unter dem Schutze ihrer Damen sich in den kühlen Fluthen eines Bassins durch ein Bad zu erfrischen.

Unter den Hofcavalieren der Königin befand sich auch ein junger Mann aus den Niederlanden, der Marquis Descauz oder d'Ainseau, einer vornehmen flämischen Familie angehörig, Bruder des Grafen de Peer (oder Peyer), der auf seinen Reisen nach Spanien kam und, von Empfehlungsbriefen unterstützt, bei Hofe sehr wohl empfangen wurde. Von der Anmuth der Königin ergriffen, soll er, eitel und ehrgeizig wie er war, sich auf eine Weise ihr genähert haben, die dem König nicht gefiel. Plötzlich war er aus Madrid und dem königlichen Hoflager verschwunden und man hörte niemals wieder von ihm. Gleichzeitig zog sich aber auch die Königin die offene Ungnade ihres Gemahls zu. Am 3. Juli 1724 war nämlich die Königin wieder, wie gewöhnlich, gegen Abend mit einigen Hofcavalieren und ihren Damen in den Park gegangen, um sich mit heitern Spielen zu belustigen. Der König bemerkte das heitere Treiben aus den Fenstern seines Zimmers und fand es der Würde seiner Gemahlin nicht angemessen. Er schickte daher einen Cavalier an sie ab, mit der Bitte, sich aus dem Garten zurückzuziehen. Mag es nun sein, daß die Königin den in Bitte gekleideten Befehl nicht verstand oder nicht verstehen wollte, genug, sie beachtete sie nicht und setzte ihre Unterhaltung fort. Der König ließ ihr nun den bestimmten Befehl zugehen, sich aus dem Garten zu entfernen. Mit sichtlichen Zeichen des Aergers und der Ungebuld gehorchte sie jetzt; aber kaum hatte sie ihre Gemächer betreten, als ein Hauptmann der Garde ihr im Namen des Königs Arrest ankündigte und in ihrem Vorzimmer 12 Mann Wache aufstellte, die Jedermann den Zutritt verbot. Am folgenden Abend ward die Gefangene, ohne daß der König ihr eine Unterredung gönnte, im Geheimen nach Madrid gebracht und dort in ihre Zimmer eingeschlossen. Nur ihrer Oberhofmeisterin und ihrem Oberhofmeister war der Zutritt vergönnt und von ihren Kammerfrauen wurden nur diejenigen für den Dienst bei ihr auserlesen, denen sie am wenigsten geneigt war. Die Königin, über dieses Betragen empört, weigerte sich Speise und Trank zu nehmen und erhielt dann nach einigen Tagen die Erlaubniß, den am Palaste befindlichen Garten zu besuchen. Am 10. Juli aber berief sie der König wieder zu sich, fuhr ihr bis Puerto entgegen, ließ sich von ihr die Hand küssen, umarmte sie, hob sie selbst in seinen Wagen und führte sie nach Buenretiro zurück.

Eine Königin von Spanien in Arrest, war freilich ein Ereigniß, das nach allen Seiten hin gemeldet und überall eifrig besprochen wurde. Die Härte des Arrests steigerte die Begierde, den eigentlichen Grund davon zu errathen und das gleichzeitige plötzliche Verschwinden des Marquis d'Ainseau aus den Hofreisen bot eine Lösung des Räthsels dar, welche nur mit der schnell erfolgten völligen Begnadigung der schönen Gefangenen nicht in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. Ueber das räthselhafte Verschwinden des Marquis cursirten mancherlei Erzählungen: Einige meinten, er sei getödtet wor-

den, als er mit Hilfe einer Strickleiter die Fenster der Königin in der Nacht ihrer Verhaftung habe erklettert wollen; Andere wollten wissen, man habe ihn in einer an die Gemächer der Königin stoßenden Galerie erdolcht, noch Andere verlegten das blutige Ereigniß in das Zimmer der Königin selbst. Genauer hat sich nicht gefunden. Liegt hier wirklich ein ähnliches Ereigniß vor, wie das welches dem Grafen Königsmark in Hannover das Leben raubte, so hat man es in Spanien besser verstanden, den Schleier des Geheimnisses darum zu hüllen. Nur das scheint sich zu bestätigen, daß, wenn Eifersucht den König zu dem strengen Verfahren gegen seine Gemahlin bewog, diese Eifersucht unbegründet war. —r.

(Jung-Amerika.) Gerade jetzt, wo ganz Europa Zeuge des Bruderkampfes ist, welcher sich zwischen dem Süden und Norden der nordamerikanischen Freistaaten entzündet hat, wird eine genauere Kenntniß derselben doppelt wünschenswerth. Zu den besonders empfehlenswerthen Werken für diesen Zweck gehört unstreitig das Werk des Mr. Alex. May „Die westliche Welt“ (Leipzig, Kollmann), eingeführt in Deutschland durch die geschmackvolle Uebersetzung von Marie Heine und mit einer Einleitung versehen von dem bekannten Reisenden und genauen Kenner der nordamerikanischen Zustände, Wilhelm Heine. Wir erlauben uns hier eine drastische Schilderung dieser Einleitung zu entlehnen. Nachdem Heine den Charakter der Männer in kräftigen Zügen gezeichnet hat, durch welche die Union zu dem wurde, was sie noch vor Kurzem war, sagt er „Das waren die Elemente, aus denen sich Jung-Amerika entwickelte. Ich meine hiermit nicht jene Mißgeburt, die uns von Satyrkern unter diesem Titel vorgeführt worden ist. In unsern Tagen, wo beide Geschlechter ihre Stellungen zu wechseln scheinen, wenigstens so weit als es ihre Kleidung betrifft, wo Frauen öffentlich das thun, woran sie schon lange in ihrer Häuslichkeit gewöhnt waren: Hosen zu tragen (das Bloomercoûtüm), und das stärkere Geschlecht, um sich zu rächen, ihre Shawls gestohlen hat, kann man im Broadway oder der vorzüglichsten Promenade der größern amerikanischen Städte ein kleines dralles Dingelchen sehen, welches einige Züge beider Geschlechter zu besitzen scheint, dennoch aber weder den Stempel des Einen noch des Andern trägt. Seine Beine erinnern an Pfeifenstiele, seine Arme an Strohhalme. Es ängelt jede Frau, der es begegnet, an, starrt ihnen unverschämt ins Gesicht, bis sie aus Verschämtheit die Augen senken müssen, um diese Erscheinung: „halb Thier, halb Säugling,“ nicht mehr zu sehen. Er conversirt auf grandiose Weise von seiner Gesellschaft und ersten Familien, bis man sich einbildet, sein Stamm- baum müsse bis in Noahs Arche reichen; dennoch begann sein Vater, ein vorzüglicher würdiger Mann, sein Leben als Schneider, Schuhmacher, Maurer oder Tischler und errang sich durch Fleiß, Sparsamkeit und Unternehmungsgeist Ver- zügen und gesellschaftliche Stellung. Er war ein gewöhnlicher Mann, dennoch verstand er sich nicht darauf, Knaben zu

erziehen. Unser Dandy wurde in seiner Kindheit als Dummkopf aus der Schule entlassen, später von der Universität als Raufbold relegirt. Hieraus geht er nach Europa, seine Erziehung zu vollenden, schläft an allen Orten von pittoreskem, romantischem und historischem Interesse, nicht im Vatican ein, nennt die St. Peterskirche langweilig, weil sie so groß ist, verschleudert den größten Theil seiner Zeit und seines Geldes in Paris und rühmt sich seiner Abenteuer mit den „Nymphen des Ballets und der Oper,“ d. h. mit den Stubenmädchen seines Hôtel garni. Nach Hause zurückkehrend schlägt er die Arme mit trauriger Selbstgefälligkeit über die Brust zusammen und nennt Amerika ein hölzernes Land, nicht genug für einen Gentleman darin zu leben. Fortan bemüht er sich, ein Kenner von Pferdefleisch zu werden, ist ein Liebhaber von Cigarren, Brandy, Punsch und Gin und Wasser, während sein erhabener Ehrgeiz darin seine Befriedigung findet, eine wandelnde Annonce für seinen Schneider und seine Waschfrau zu sein. Nennt Ihr ein solches Ding Young-Amerika? Das ist ein übler Gebrauch dieses Wortes. Dieses Dingelchen war nie jung, seit es geboren wurde, und sagt Jemand, daß auch nur ein Funken amerikanischen Elementes in ihm sei, so weise ich diese Zumuthung mit Entrüstung zurück.

Das, wovon ich unter dieser Bezeichnung spreche, war ganz Muskel, Knochen und Entschlossenheit. Das Folgende wird dieses erläutern: Ein dreizehnjähriges Bürschchen an der Nordgrenze von Kentucky ward von seinem Vater in den Wald geschickt, um nach den Kälben zu sehen. Die Indianer waren in der letzten Zeit schwierig geworden; deshalb wandelte der Knabe mit Vorsicht dahin und hielt seine Büchse fertig. Ein wohlbekannter Späher, der eben von einem Streifzuge gegen die Indianer zurückkehrte und, um seinen Zweck besser zu erreichen, nach indianischer Weise gekleidet und bemalt war, so daß das geübteste Auge ihn kaum von einem Wilden zu unterscheiden vermochte, sah das Bürschchen und gedachte sich auf seine Kosten ein wenig lustig zu machen. Einen schrillen Kriegsschrei ausstoßend, sprang er hinter einen Baum, vermuthend, daß das kleine Männchen davon laufen würde; allein das echte „Young-Amerika“ läuft nicht vor der Gefahr davon. Das Bürschchen sprang auch hinter einen Baum und als der Späher hinter dem seinigen hervorlugte, um, wie er wähnte, den erschreckten Knaben Herzgeld geben zu sehen, empfing er eine Kugel durch seine Stirn und fiel — jedenfalls nicht als Opfer der Feigheit „Young-Amerikas.“ Knaben von dreizehn Jahren leisteten gute Dienste in der Sache ihres Vaterlandes, funfzehn- jährige Bursche traten als Soldaten in die Armee, Jünglinge von siebzehn Jahren galoppirten so friebfertig in Hymens Fesseln, als jetzt alle Junggesellen von vierzig thun.“ Das letztere Charakter- bild gehört einer noch nicht fernern Vergangenheit, aber doch der Vergangenheit; das erste Zerrbild eines Mannes der Gegenwart und wie tief es die Generation ergriffen, müssen eben die schwebenden Verhältnisse zeigen. —r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Heldin der Rim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortsetzung.)

3.

Prinzessin Irene.

Kubarick erwachte aus einem tiefen Traume, als seine junge Herrin über ihn hinweg sprang und sich dann nach ihm umwendete. Er stand auf, schüttelte sich von den Ohren bis zum Schwanz und sah die Prinzessin erwartungsvoll an.

„Du bleibst hier,“ sagte diese.

Kubarick senkte den Kopf, dann schwänzelte er, schlug an und machte Miene an seiner geschmückten Gebieterin lieblosend in die Höhe zu springen.

„Es geht nicht an, sag' ich Dir,“ fuhr sie fort, „sie erschrickt sich schon zu Tode, wenn Du von außen an der Thür krahest.“

Da Kubarick aber Miene machte, ihr dennoch zu folgen, trug sie Aplan auf, der so eben den Corridor passirte, den Hund zurückzuhalten und begab sich durch vielfache Gänge und Glasgalerien nach demjenigen Flügel des Schlosses, welchen die Prinzessin Irene bewohnte.

Hier herrschte eine Stille, die sogar auf das lecke

Naturell Kerimas ihre Wirkung nicht verfehlte. Leisen Schrittes näherte sie sich einer vergoldeten, bunt gemalten Thür, blieb vor derselben stehen, um ein wenig zu lauschen und klopfte dann vorsichtig an.

„Herein!“ antwortete die gedämpfte Stimme des Fürsten Zimara.

Kerima runzelte die Stirn und drückte die geballte Faust so heftig vor die Brust, daß ihr das Blut ins Gesicht schoß, sodann öffnete sie langsam die Thür und trat mit einem Seufzer in Irenens Schlafzimmer.

Außer dem Fürsten befand sich auch Iwan bei der Kranken; die Anwesenheit des jungen Arztes schien für Kerima eine Erleichterung. Sie athmete auf und ging ziemlich freundlich auf Irene zu, welche beide Arme nach ihr ausstreckte und mit schwacher Stimme ihre Freude über Kerimas Erscheinen ausdrückte.

Prinzessin Irene lag in einem weißseidenen Peignoir auf einem prächtigen Bette, dessen grüne Atlaskissen die zarte hinfällige Gestalt in halb aufgerichteter Stellung erhielten. Obgleich die dunkelgrünen Sammetvorhänge des Baldachins über dem Bette einen tiefen Schatten auf dasselbe warfen, so war doch die edle wunderbare Schönheit der Patientin nicht zu verkennen, und Kerimas Jugendglanz erschien daneben wie ausgelöscht. Irene lag da wie die Königin der Schönheit, — Kerima stand vor ihr wie ein geputztes Kind vom Lande.

Dem jungen beobachtenden Arzte entging der Unterschied zwischen Beiden keineswegs, um so weniger

als Irenens verklärte, madonnenhafte Schönheit bereits einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und den Vorsatz in ihm wach gerufen hatte, alles aufzubieten, um sie der Genesung und dem Lebensgenusse wieder zuzuführen. Ueberdies sagte ihm sein feines Verständniß, daß das Hinschmachten ihres schönen Körpers, welches man als Schwindsucht bezeichnete, mehr einen psychischen als einen physischen Grund habe; — kündigte sich doch in jedem ihrer feinen Züge ein beunruhigtes unbefriedigtes Herz an. Bei der Heilung seiner Kranken zählte er auf das Vertrauen des Fürsten, von dem er Aufschluß über ihren Seelenzustand erwartete und auf ihre Jugend, denn Irene zählte kaum vierundzwanzig Jahre. Nach seinen bisherigen Erfahrungen durfte er auch auf ein Entgegenkommen der Patientin hoffen, waren doch bisher seine Patientinnen auch stets seine Freundinnen geworden und sein Ruf als discreter Damenarzt hatte eben auch den Fürsten veranlaßt, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Gleich beim ersten Besuch Iwans fand Zimara seine guten Erwartungen bestätigt. Iwans Natur war mit derjenigen der Kranken offenbar sympathisch. Als er den jungen blonden Mann an das Lager Irenens führte und Irene aus den Fragen des Arztes entnahm, wie er ohne es geradezu auszusprechen, das Körperleiden nur obenhin berührte und mehr nach ihrer Seelenstimmung forschte, da bligte auch in ihrem Auge ein Strahl der Hoffnung auf. Sie richtete sich nach der Unterredung mit Iwan auf dessen Bitte ohne Hilfe empor; dann strich sie sich ihr volles blondes Haar mehr aus dem Gesicht und reichte den beiden Männern mit einem Ausdruck von Beruhigung und Dankbarkeit die Hände. Besonders zärtlich, süß und und berebt war der Blick, den sie dabei auf den Fürsten richtete.

Dieser Blick entging dem Arzte nicht; die Liebe der beiden Geschwister zu einander hatte etwas Leidenschaftliches. Es war ihm aufgefallen, wie ängstlich, wie todesbang Zimara jedem seiner Aussprüche lauschte und wie krampfhaft der Fürst seine Hand drückte, als Iwan Hoffnung gab. Hätte der Fürst ihn nicht ausdrücklich zur Heilung seiner Schwester nach Armenien berufen, so wäre Iwan versucht gewesen, das schöne, von allem Luxus der Welt umgebene junge Geschöpf für die Geliebte des bleichen Mannes zu halten, dessen Leben und Tod von dem Ausspruche des Arztes abzuhängen schien.

„Und nun,“ fragte sich Iwan, „wie steht sich

Kerima mit der Tante, die Wildheit mit dem hinsterbenden Leben? — Ruft Zimaras Zärtlichkeit für seine Schwester Sympathie oder Antipathie in dem Herzen seiner Tochter hervor? — Der kleine Panther scheint sich mehr zum Troste als zur Liebe zu neigen.“

Alle diese Fragen erhöhten noch das Interesse, welches Iwan für die drei Personen empfand, die er vor sich erblickte.

Irene hatte ihr leise widerstrebendes Geschwisterkind auf den Rand ihres Lagers gezogen und streichelte mit anmuthiger Zärtlichkeit die Wangen Kerimas, in deren Zügen sich ein Anflug von Neid malte. Sie blickte die Kranke mit einer Miene an, als wäre sie ihre Nebenbuhlerin und zwar eine, gegen deren Reize sich nicht aufkommen läßt.

Anfänglich nahm Kerima die Liebkosungen hin, ohne ein Wort darauf zu erwidern; dann brach sie in die Worte aus:

„Ach hätte ich doch ebenfalls so schöne Knüpf-tücher mit feinen Spitzen, dann gefiele ich vielleicht dem Papa, der noch keinen Blick auf meinen armen Fuß geworfen hat.“

Irene zog Kerima an ihre Brust, um ihr Geplauder zu ersticken; dabei warf sie einen bittenden Blick auf den Fürsten, um dessen Stirn sich eine finstere Wolke sammelte.

Der bittende Blick hatte die Folge, daß der Fürst sich mit der Hand über die Stirn fuhr und Kerima einlud sich zu erheben, damit er sie bewundere.

„Hier, im halbdunkeln Zimmer kannst Du ja doch nichts sehen,“ schmolte Kerima. „Aber nun kann es auch eben so gut unterbleiben; es hat Zeit bis zu Tische.“

Es ertönte eine Glocke.

„Da läutet es schon,“ fuhr Kerima fort. „Kommen Sie, Doctor, — führen Sie mich nach dem Speisesaale, oder lassen Sie sich vielmehr von mir führen, denn Sie werden den Weg noch nicht kennen.“

Bevor sie das Lager verließ, küßte sie Irenens Schulter, aber nur leicht hin und wie um eine Pflicht abzuthun; Iwan verneigte sich ehrerbietig vor der Kranken, — der Fürst küßte ihre beiden Hände.

„Auf Wiedersehen,“ hauchte Irene mit einem himmlischen Lächeln, wobei sie die eine Hand leicht über Zimaras gesenktes Haupt gleiten ließ.

Kerima drängte den jungen Arzt zur Thür hinaus. Zimara zog die Klingelschnur und erst nachdem Daphne durch eine Tapetenthür eingetreten war und am Fuß-

ende des Lagers ihrer Herrin Platz genommen hatte, verließ auch er das Zimmer.

Tief erschöpft sank Irene in ihre Kissen zurück. Sie schloß die Augen und die langen Wimpern hauchten einen bläulichen Schatten von ungemeiner Zartheit auf das bleiche Gesicht der Kranken, die in dem magischen Dämmerlicht einer Mater dolorosa von Guido Reni gleich.

Nach und nach gewannen die Züge der Leidenden einen Ausdruck freundiger Zuversicht, und ohne die Augen zu öffnen, rief sie ihre Dienerin dicht zu sich heran und sagte lächelnd:

„Daphne, ich fange an zu glauben, daß ich noch einmal gesund werde.“

„Gott geb' es!“ entgegnete die Kammerfrau, indem sie niederkniete und die Hände faltete; „denn der Herr Fürst würde Ihren Tod nicht überleben.“

Irene schlug die Augen auf. Nach einer Pause ergriff sie hastig die gefalteten Hände der getreuen Dienerin und blickte ihr forschend ins Gesicht.

„Sprich die Wahrheit, Daphne,“ sprach sie dann, während sie über und über erröthete, „es geschieht wohl nur aus Mitleid, wenn der Fürst versichert, ich sei durch die Krankheit nicht verändert und ich gefiele ihm nach wie vor? — Ach, Daphne, wie glücklich würde es mich machen, wenn mein Anblick ihn in der That nicht zurückstieße, — wenn ich ihm wirklich nicht zur Last fielen.“

„Prinzessin,“ betheuerte die Kammerfrau mit der Hand auf die Brust, „ich will nicht selig werden, wenn das was ich Ihnen gesagt habe, nicht die reine Wahrheit ist. Der Fürst wiederholt mir alle Tage: „Daphne, so lieblich wie sie mir jetzt auf ihrem Krankenlager erscheint, sah ich sie niemals. Andere Frauen altern unter ähnlichen Umständen, — sie scheint alle Tage jünger zu werden.“ Und wenn Sie schlafen, blickt er Sie mit einem Ausdruck voll Liebe und Zärtlichkeit an, der sich nicht beschreiben läßt!“

„Du schwärmst, Daphne,“ unterbrach sie Irene, „neben Kerimas Jugendglanz bin ich ein schwaches überstrahltes Licht, — ein blasser Mond gegen die heitere Sonne.“

„Vor welcher der Fürst die Augen zudrückt...“

„Weil er geblendet wird...“

„Weil er nicht angezogen wird,“ rief Daphne. „Er weiß die hohe Lilie von der kleinen Jasminblüthe zu unterscheiden.“

„Sie ist eine Rose, die er und Alle der Lilie vorziehen...“

„Mit nichten!“

„Sie ist von anziehender Jugendfrische.“

„Und von abstoßender Natürlichkeit.“

„Du bist eine Schmeichlerin.“

„Und Sie, Prinzessin, sprechen zu viel. Der junge Arzt hat Sie vor Aufregung gewarnt, Sie sollten ihm Folge leisten.“

„Dazu bin ich entschlossen, denn sein Wesen ist mir sympathisch,“ bemerkte Irene. „Gieb mir einmal zu trinken, Daphne, dann will ich versuchen ein wenig zu schlafen.“

4.

Das Portrait.

Im Gegensatz zu dem Krankenzimmer mit dem gedämpften Lichte strahlte der Speisesaal im hellsten Glanze der Kerzen.

„Ich mag nichts essen. — Haben Sie schon wieder Hunger?“ fragte Kerima den jungen Arzt scherzend, als sie mit ihm eingetreten war.

„Nein.“

„Kein Wunder... ein Dutzend Eier halten...“

„Und fünf Stück Lammbraten leisten Widerstand,“ versetzte Iwan auf die Neckerei eingehend. „Ich weiß nur gar nicht, wo die Zeit geblieben ist.“

„Darüber vermag ich keinen Aufschluß zu geben, denn ich theile erst seit fünf Minuten das Glück Ihrer heilbringenden Gesellschaft,“ bemerkte Kerima etwas trocken.

„Erst gab mir der Fürst eine Audienz, — dann machten wir der Prinzessin Irene einen langen Besuch...“

Kerimas Gesicht nahm einen ernstesten Ausdruck an.

„Hierauf abermals eine Besprechung mit dem Fürsten und endlich ein zweiter Besuch bei der Prinzessin, bei welcher mein medizinisches Herz die Freude hatte, die Berührung der Extreme, nämlich der sich erschließenden und der abfallenden Blüthe, zu erleben.“

Dabei verneigte sich der Doctor galant gegen Kerima, deren Gesicht sich wieder erheiterte.

„Und Ihr Freund?“ fragte sie lächelnd. „Graf Wassili...“

„Wer ist der junge Mann?“ scherzte Iwan.

„Total vergessen..., über alle..., ja das sag' ich nicht.“

„Wärmen Sie Ihr kaltes Herz am Kaminfeuer, Sie guter Arzt und schlechter Freund.“

Iwan nahm Platz. Kerima aber ergriff eine Laute, setzte sich ihm gegenüber, so daß sie dem Eingange den Rücken zuwendete, stimmte die Saiten und sang:

Die Welt ist licht, der Himmel blau,
Die Sonne lächelt auf die Au,
All überall die Blumen blüh'n,
Vom Süden her die Vögel zieh'n.
Ich denk' dabei allein an Dich —
O liebe mich, o liebe mich!

Mein Herz ist warm wie Sonnenschein,
So jung wie's Rosenknospenlein;
Es jauchzt, es schwillt beim Deingedenken
Und will sich einzig Dir nur schenken;
Es klopft für Niemand als für Dich —
O liebe mich, o liebe mich!

Beim Stimmen der Laute war Wassili auf der Schwelle erschienen und hatte Iwan ein Zeichen mit den Augen gegeben, keine Notiz von ihm zu nehmen. Der Prinzessin schien seine Annäherung jedoch nicht entgangen zu sein; dann mit dem letzten „o liebe mich“ schlug sie ein helles Gelächter auf, erhob sich und wandte sich dem Eingange zu, um den erstaunten Grafen eine komische Verbeugung zu machen.

Wassili stand wie geblendet, wie verückt. Freilich glich das schöne Fürstenkind in dem reichen Costüme, die mit Perlmutter ausgelegte Laute im Arme, jener Pari aus der armenischen Volksage, die den Lucifer durch ihre Reize besiegte und Wassili hätte ein Marmorherz haben müssen, um bei ihrer Erscheinung kalt zu bleiben.

„Das ist das schönste Volkslied meiner Heimath,“ rief Wassili, indem er lebhaft applaudirte, „und gesungen mit der schönsten Frauenstimme des Universums.“

„Dürfte ich, an welchen dieses Lied einzig und allein gerichtet war,“ sprach Iwan mit einem verschmitzten Blicke, „die Stimme meines Herzens ertönen lassen ...“

„Keine Herzensstimme, eine Männerstimme beantworte mein Nationalliedchen,“ unterbrach ihn Kerima und damit reichte sie dem Grafen anmuthig die Laute.

„Sie haben ein Frühlingslied gesungen,“ entgegnete er ohne Verlegenheit, indem er die Laute nahm, „bleiben wir beim Lenz.“

Und er sang:

Rein, keine Liebe, keine Thränen,
Nicht Rosen mit dem scharfen Dorn;
Noch laß uns auf den Wiesen suchen
Violetten nur und Rittersporn.

Weh uns! Die Sommergluthen werden
Von selber wenden unser Loos;
Die Leidenschaften sprüh'n und lodern,
Erschließt die Rose ihren Schoß.

O laß uns schwärmen wie die Vöglein,
Die froh und unbefangen sind!
Wer weiß wie wir uns einst begegnen,
Von Sonnenlicht und Liebe blind.

O wärten diese Tage ewig!
Noch stört uns kein Gewitterzorn,
Noch keine Liebe, keine Thräne,
Kein Rosenblut, kein böser Dorn.

Bei der ersten Zeile des letzten Verses heftete Wassili einen ausdrucksvollen Blick auf Kerima, vor welchem die Prinzessin die Augen niederschlug.

„Der gute Graf weiß sich verständlich zu machen,“ brummte Iwan.

„Ah, Musik!“ sprach der eintretende Fürst. „Sie haben einen angenehmen Vortrag, lieber Graf. Ich hoffe, Sie finden im Musikzimmer einige Musikalien, deren Benutzung dazu beitragen wird, Ihnen den Aufenthalt bei uns zu erleichtern.“

„Mein Fürst,“ versetzte Wassili, „auch ohne das Musikzimmer dürfte es Ihren Gästen an interessanter Unterhaltung nicht fehlen.“

„Loben Sie die schwarze Burg nicht zu früh“ entgegnete Zimara.

Und wiederum saßen die drei Männer mit dem jungen Mädchen zu Tische. Aber dem Mittagsmahle wurde nicht so wacker zugesprochen wie dem Frühstücke. Ein Jeder von ihnen schien zerstreut und mit seinen Gedanken beschäftigt; am zerstreuesten aber war offenbar Kerima, die es nicht bemerkte, wenn Aflan ihr die Speisen präsentirte und dadurch den verdrießlichen Diener noch mürrischer machte, als er gewöhnlich zu sein pflegte.

Ein Seitenblick Aflans auf die beiden Gäste bewies, daß er die Schuld der Zerstretheit seiner jungen Herrin auf jene schob.

Hatte er Unrecht?

Nach Tische spielte der Fürst mit Iwan eine Partie Schach; Wassili blieb daher auf Kerimas Gesellschaft angewiesen. Er hatte mit ihr an einem Tische Platz genommen, der mit vielen Prachtbüchern bedeckt war und stand im Begriffe, ein in Sammet gebundenes Album zu öffnen, als ein Diener Kaffee und der Kammermohr seine Seraglio-Cigarren präsentirten. Kerima nahm zwei Cigarren aus dem Kistchen und hielt sie dem Grafen hin.

„Ich rauche nicht,“ sagte dieser.

„Auch nicht, wenn ich Ihnen ein gutes Beispiel gebe?“ fragte Kerima.

„Ob das Beispiel ein gutes sein würde, darüber ließe sich streiten. Jedenfalls liebe ich die Sonne ohne Wolken.“

„Mache aber selber gern blauen Dunst,“ fuhr Kerima wohlgefällig lächelnd fort. „Du aber duftete im Berglilien,“ sagte sie dann, indem sie eine der Cigarren ins Kaminfeuer warf.

„Wenn alles den Feuertod sterben muß, was Ihnen nicht dienen will, dann bin ich außer Gefahr,“ bemerkte Wassili, indem er die Hand auf das Album legte, um es zu öffnen.

„Setzen wir Ihre Dienstwillingkeit auf die Probe,“ rief die Prinzessin. „Rühren Sie dieses Album nicht an!“

Dabei nahm sie ihm das Buch mit einer sonderbaren Hast fort und drückte es an sich, als wenn sie fürchtete, daß er es ihr mit Gewalt entreißen möchte.

„Darf ich das Album nicht sehen?“ sagte Wassili befremdet.

„Nein!“ entgegnete Kerima mit flammenden Augen.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl. Aber die Frage nach dem Grunde wird hoffentlich keine unbescheidene sein.“

Kerimas Augen baten um Mitleid.

„Es genügt, Prinzessin. Ueberdies sind ja auf alle Fälle die lebenden Bilder in diesem Salon viel interessanter als die todtten in diesem Album.“

„Wenn auch nicht in diesem Salon, so doch vielleicht in diesem Schlosse,“ entgegnete Kerima halb schelmisch, halb verzagt, indem sie den Tisch verließ, an den Kamin trat und ein Fichtenscheit in das Feuer warf.

Tausend Funken wirbelten knisternd in die Höhe.

„Wie es beim geringsten Einwurfe aufbraust, das kluge Feuer,“ sagte sie.

„Flammen schüren, ein Damengeschäft,“ bemerkte Wassili, der ihr gefolgt war.

„Aufbrausen, eine Männereigenschaft,“ entgegnete sie, immer neue Scheite in das Feuer werfend mit der Hast eines Menschen, der eine unnütze Arbeit verrichtet, um seine Aufregung zu verbergen.

Da stiebte ein Fünkchen auf den fliegenden Ärmel ihrer Jacke und das leichte seidene Futter desselben fing Feuer.

Aber kaum hatte sie einen Angstschrei ausgestoßen, als Wassili beide Arme um sie schlang, sie heftig

vom Kamin fortriß und den zündenden Funken erdrückte.

Von Furcht getrieben, hatte sie ihr Gesicht an seine Brust gedrückt und um nicht auszugleiten auf dem glatten Marmorboden die Hände auf seine Schultern gelegt; alles aber war aufeinander gefolgt mit der Schnelligkeit des Blitzes. Eben so schnell ließen sich Beide wieder los, als der augenblicklichen Betäubung die Besinnung folgte und beide maßen sich mit scheuen Blicken.

Kerima betrachtete den Brandfleck in dem seidnen Futter ihres Ärmels, ihre Gedanken aber waren mit einer Brandwunde ganz anderer Art beschäftigt. Wassili blickte ins Feuer ganz so wie man des Morgens beim Erwachen einem entschwebenden Traumbilde der Nacht sehnsüchtig nachschaut.

Beide wurden aus ihren Gedanken gerissen durch den Fürsten, der mit der Frage zu ihnen trat:

„Was ist geschehen? — Ist unser Schmetterling den Flammen zu nahe gekommen?“

Kerima legte, nur Wassili bemerkbar, ihren Finger auf den Mund. Der Graf nickte und antwortete:

„Ich selbst lief Gefahr, mir den Flügel zu verbrennen, doch Gefahr ist vorüber.“

Dem jungen Arzte, der während des Schachspiels mit dem Gesichte nach dem Kamin gesehen hatte, war nichts von Allem entgangen; er verstand auch die letzte Bemerkung seines Freundes, schenkte ihr jedoch keinen rechten Glauben.

Kerima setzte sich wie erschöpft auf einen niedrigen Divan und glich in der zurückgelehnten Stellung und der malerischen Tracht dem Byronschen Mädchen von Athen, wie der bekannte englische Kupferstich es uns zeigt.

Wassili war ihr unwillkürlich gefolgt.

Der Fürst hatte die Partie verloren und fühlte keine Lust weiter zu spielen.

„Da Sie den Wunsch geäußert haben,“ sagte er zu Iwan zurückgekehrt, „ein Portrait der Prinzessin Irene zu sehen, so will ich Ihnen das beste zeigen, was von ihr existirt. Es ist eine Aquarelle von einem Petersburger Maler. — Kerima!“ rief er dann.

Die Prinzessin antwortete nicht.

„Der Herr Fürst ruft Sie,“ flüsterte Wassili.

Bei seiner Stimme raffte sie sich auf, fuhr mit dem Fuße in den kleinen ihr entfallenen Cendrillon-Pantoffel, trat an den Büchertisch und fragte nach des Fürsten Begehre.

„Wo ist das blaue Album, Kerima?“

„Ich weiß es nicht, Padre,“ antwortete sie in der größten Verwirrung.

„Du hast ja die Hand darauf gelegt, — gib es her.“

Kerima nahm das prachtvoll gebundene Album und schleuderte es auf den Tisch, an welchem Zwan saß.

„Gernach, gemach, Kind,“ verwies der Fürst; „wenn nicht der Schale selber, so des Kernes wegen.“

Kerimas Augen funkelten und ihre Hände zitterten, als sie das Album losließen. Dem Grafen entging die Bewegung der jungen Armenierin nicht.

Zimara blätterte in dem Buche und reichte es dann geöffnet dem harrenden Zwan; dieser beugte sich über das Portrait und versank in ein Anschauen voller Entzücken.

„Ein himmlisch schönes Angesicht!“ schwärmte er. „Ja, das sind die reinen Züge der griechischen Antike; ich würde die Prinzessin niemals für eine Asiatin gehalten haben.“

„In Rußland hielt man sie ihrer zarten Farben wegen immer für eine Deutsche,“ bemerkte der Fürst.

„Im Ausdruck der Züge hat sie auch Ähnlichkeit mit Ev. Durchlaucht; — der Schnitt des Gesichtes ist freilich ...“

„Wir gleichen uns nicht,“ unterbrach ihn der Fürst.

„Nicht im Geringsten,“ sagte Kerima vor sich hin. Dann hob sie den Kopf stolz empor, ergriff ein anderes Buch und sagte mit kalter Miene zu Wassili:

„Wollen Sie nicht Ihrem Freunde ein wenig helfen im Bewundern?“

„Ja, lieber Graf,“ rief Zwan, „kommen Sie und bewundern Sie dies Urbild von dort oben.“

„Ich liebe es nicht,“ versetzte Wassili mit einem beredten Blicke auf Kerima, „Malereien bei Kerzenlicht zu betrachten; das leitet nur das Urtheil irre.“

Zwan senkte sein Gesicht tiefer auf das Portrait, um sein Lächeln zu verbergen; daß Wassili einer eifersüchtigen Grille Kerimas nachgab, war ihm klar genug.

In den Augen der Prinzessin aber loderte ein Freudenfeuerwerk empor. Mit elastischem unhörbarem Schritte hüpfte sie wie ein junges Reh hinüber zu dem Malachit-Tische, an welchem Wassili stand, ließ sich auf dem Rande desselben nieder wie ein bunter Schmet-

terling und blickte den Grafen mit herzugewinnender Freundlichkeit ins Gesicht.

„Werd' ich ins Feuer geworfen wie die Cigarre?“ fragte er leise.

„Nein.“

„Sie eigenmächtige kleine Tyrannin.“

„Das Feuer brennt noch,“ entgegnete Kerima schalkhaft. „Wird Ihnen die Entsagung schwer, so geben Sie doch hin. Daß Sie viel verlieren, steht fest.“

„Ich habe hier genug zu sehen.“

„Das Portrait würde Ihnen gefallen.“

„Die Blondinen sind nicht mein Geschmack.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Belagerung von Siegburg.) Im Sommer des Jahres 1822 wurden die Bewohner Bonn's eines Morgens sehr unansehnlich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Auf den Straßen erscholl der Ruf der Studenten „Bursche heraus!“ und dabei wirbelten die Trommeln der Garnison, um die Truppen zu versammeln. Auf die Fragen Neugieriger, was es gebe, hieß es: in Siegburg, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Bonn, seien zwei Studenten bei einem von ihnen verursachten Krawall getödtet worden und die ganze Studentenschaft ziehe, mit Schlägern bewaffnet, aus, diese ihr angethane Schmach zu rächen und habe geschworen keinen Stein in Siegburg auf dem andern zu lassen; die Truppen wollten aber dieser Selbsthilfe entgegentreten. Bei näherer Erkundigung bestätigte sich nun freilich die Ermordung der Studenten nicht, sie waren nur wegen großer Ungebährlichkeiten, die sie begangen, vom Bürgermeister in Siegburg gefänglich eingezogen worden; aber der Auszug von 600 Studenten, um ihren Cameraden zu Hilfe zu kommen, war eine Thatsache, auch daß eine Abtheilung Alanen consignirt war, um im Falle der Noth einzuschreiten zu können. Inzwischen waren die Studenten nach Siegburg ausgebrochen. Die Sonne brannte heiß und als sie an der Stadt angekommen waren, mochte Manchem das begonnene Unternehmen ziemlich zweifelhaft erscheinen. Das Gerücht von ihrem Anrücken war auch bereits in das Städtchen gedrungen, wahrscheinlich ins Ungeheuerliche vergrößert. Der Magistrat und die Bürgerschaft waren in großer Angst und hatten zwar sofort die Thore gesperrt, denn Siegburg besaß wie die meisten der rheinischen Städtchen hohe, ziemlich gut erhaltene Umfassungsmauern; zugleich hatte aber der Bürgermeister die beiden Verhafteten in Freiheit gesetzt, um dadurch wenigstens im Voraus schon seinen friedlichen und veröhnlichen Geist zu beurkunden. Das genügte jedoch den Stu-

benten nicht, sie wollten eine glänzende Genugthuung und es war nur die Frage, wie dieselbe zu erlangen sei. Mit Sturm die Stadt zu nehmen, ging nicht an, eine Belagerung war langweilig und bei dem heißen Tage ohne Trank und Speise ermattend. Da erbot sich einer der Studenten, ein geborener Siegburger, dem die Ehre seiner Commilitonen höher galt als die seiner Vaterstadt, einen Theil des Belagerungscorps an eine Stelle der Stadtmauer zu führen, wo man sie leicht übersteigen könne. Jubelnd ward der Vorschlag angenommen und während der Bürgermeister noch von einem vergitterten Fenster im Thore mit dem Hauptcorps der Studenten unterhandelte, erstiegen 200 andere Studenten die Mauern und zogen singend auf den Marktplatz. Bestürzt eilt der Bürgermeister mit den übrigen Magistratspersonen dahin und die Verhandlungen begannen von Neuem inmitten der die entblößten Schläger schwingenden Studenten. An Widerstand von Seiten der Stadt war nicht zu denken, da die Bürger sich in ihren Häusern verbarricadirt hatten. „Aber, meine Herren,“ ruft endlich der Bürgermeister, „was verlangen Sie denn? Es ist ja nichts geschehen!“ — „Schweigen Sie!“ donnerte ihm der Führer der Studenten entgegen. „Wir verlangen Satisfaction, glänzende Satisfaction, und Sie werden sie uns nicht verweigern, denn die Stadt ist in unserer Hand.“ — „Und worin soll die Satisfaction bestehen?“ fragt der Bürgermeister schlichtern. — Der junge Mann zögert einen Augenblick, denn er weiß selbst nicht gleich, was er fordern soll; endlich sagt er: „Zuerst leisten Sie uns öffentlich Abbitte für den Frevel, den Sie begangen haben.“ — „Auf offenem Markte?“ lautet die Gegenfrage. — „Auf offenem Markte. Dann öffnen Sie die Thore, was sich übrigens von selbst versteht, wenn wir es nicht selbst thun sollen. Zunächst verlangen wir eine gute Belöstigung, denn wir sind hungrig und durstig, natürlich gegen billige Bezahlung und endlich arrangiren Sie für heute Abend einen solennen Ball, wobei die feierliche Versöhnung beider Parteien zu Stande kommen soll; nur mögen Sie dafür sorgen, daß so viele schöne Mädchen dabei zugegen sind, als in Stadt und Umgegend aufgeboden werden können.“ Ein großer Stein fiel den Herren des Rathes vom Herzen, als sie die heitere Wendung wahrnahmen, die dem unangenehmen Vorfall gegeben wurde. Unter dem Vorantritt des Magistrats marschirte man zum Thore und vereinigte sich mit den draußen harrenden Commilitonen; dann beeiferten sich die Bürger für eine gute Verpflegung der Gäste zu sorgen und der improvisirte Ball am Abend krönte würdig den bewegten Tag. In so großer Zahl sich auch die jungen Damen dabei eingefunden hatten, sie blieben doch immer in der Minderheit gegenüber der großen Menge tanzlustiger Männer; aber man amüßte sich köstlich.

— r.

(Eine Wette.) Daß bei den Engländern das Wetten eine Lieblingsleidenschaft ist, ist bekannt; daß diese Leidenschaft von den Industrierrittern, deren es selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft giebt, häufig benutzt wird, um einen unerlaubten Gewinn zu machen, kann man sich denken. Zuweilen er-

eignet es sich aber doch, daß solche Künste sich gegen den berechnenden Künstler wenden. Hier ein Beispiel, das freilich wohl nicht der neuesten Zeit angehören mag. Wir fanden es in einem französischen Journale, dem wir es nachzählen. Die Scene ist Indien, der Ort Calcutta. Major Mac-Aulay gehörte zu jenen Männern, welche wegen ihrer gesellschaftlichen Talente überall gern gesehen werden, aber unter ihrer Liebenswürdigkeit einen speculativen Geist verbergen, der die Schwächen Anderer zu seinem eigenen Vortheil benützt. Man konnte sagen, er lebe nur von den Wetten, zu denen er Andere zu bewegen wußte, nachdem er sich selbst gegen jeden unvortheilhaften Wechsel sicher gestellt hatte. Einer seiner sogenannten Freunde, Hauptmann Gordon, gehörte zu seinen gewöhnlichen Opfern. Gordon war ein gutmüthiger Mann, der seine Nebenmenschen meist nach sich beurtheilte. Schon hatte er an Mac-Aulay bedeutende Summen auf die bezeichnete Art verloren und dadurch seine Vermögensumstände nicht wenig zerrüttet. Beide waren indeß auseinandergekommen. Gordon hatte eine sehr einträgliche Stellung in Calcutta erhalten und lebte dort in angenehmen Verhältnissen. Mac-Aulay war mit seinem Regimente längere Zeit im Norden Indiens beschäftigt. Endlich kam er wieder nach Calcutta zurück und nahm sich sofort vor, seinem alten Freunde Gordon wieder nahe zu treten. Er erfuhr, daß dieser ein neues Mahagoni-Meublement erhalten hatte und baute hierauf seinen Plan. Den Tag nach seiner Ankunft in der Hauptstadt begab er sich in die Wohnung seines Freundes, wo die Diener ihn baten, einen Augenblick zu warten, da ihr Herr eben mit dem Ankleiden beschäftigt sei. Mac-Aulay trat in den Salon, schickte den ihn begleitenden Diener fort, und begann sogleich, als er sich unbeobachtet glaubte, die Tische zu messen, indem er das Maß sorgfältig in sein Notizbuch eintrug; dann trat er an das Fenster und sah gleichgiltig auf die Straße hinab. So traf ihn Gordon, der ihm mit Herzlichkeit entgegeneilte, ihn mit Fragen über seine letzten Erlebnisse besüßte und endlich zu dem festlichen Mahle einlud, das er seinen Freunden denselben Abend geben wollte. Mac-Aulay nahm die Einladung dankbar an und entfernte sich bald, um seine Geschäfte zu besorgen. Sobald er aber gegangen, befahl Gordon seinem Diener jeden weiteren Besuch abzuweisen, da er mit Vorbereitungen zu seinem Feste ausreichend beschäftigt sei.

Der Abend kam und mit ihm und den eingeladenen Gästen auch Mac-Aulay. Das Diner fand unter allen Anwesenden den unverstelltesten Beifall und mit der heitersten Laune setzten sich die Herren zu dem Wein und ließen sich den feinsten Tabak, der ihnen dargereicht wurde, trefflich schmecken. Auf die ungezwungenste Weise brachte Mac-Aulay das Gespräch auf die neuen Möbeln, welche bereits die Aufmerksamkeit manches Gastes erregt hatten und der Wirth mußte wiederholt die Firma nennen, von der er sie bezogen, da man sich ähnliche bestellen wolle. „Auch mir,“ begann Mac-Aulay nach einer Weile, „gefällt die Arbeit außerordentlich, nur finde ich die

Fische etwas zu hoch.“ — „Das scheint mir nicht der Fall,“ erwiderte Gordon, „mir kommen sie etwas zu niedrig vor.“ — „Da bist Du im Irrthum, Freund,“ rief Mac-Aulay. „Ein Fisch sollte niemals höher als dreißig Zoll sein; aber diese sind, wenn mich mein Augenmaß nicht ganz täuscht, wenigstens um einen Zoll höher.“ — „Dein Augenmaß täuscht Dich,“ rief Gordon; „meine Fische haben nur eine Höhe von zwei und einem halben Fuß.“ — „Wettest Du?“ fragte Mac-Aulay; „doch nein, wette lieber nicht, ich bin meiner Sache zu gewiß.“ — „Warum sollte ich eine Wette nicht annehmen?“ rief Gordon. „Ich habe die Fische bestellt, ich habe ihr Maß bestimmt, ich spreche also mit vollkommener Gewißheit. Aber eben deshalb kann ich eine solche Wette nicht annehmen, sonst würde ich sofort ein Laf Kupien (10,000 Pfd. St.) daran setzen.“ — „Wenn es so ist, dann bin ich dabei!“ sagte Mac-Aulay. „Sie sind Zeugen, meine Herren! Ich behaupte, diese Fische sind 31 Zoll hoch.“ — „Ich nehme die Wette an,“ sagte Gordon. Das Register der Wetten ward gebracht, die Wette eingetragen und von den Betheiligten wie von den Zeugen unterzeichnet. „Nun, meine Herren,“ sagte Mac-Aulay, nachdem diese Formalität beendet war, „ich habe die Wette gewonnen.“ Er erzählte jetzt lachend, was er am Morgen gethan und zeigte sein Notizbuch vor. „Und dennoch hast Du sie verloren,“ erwiderte lächelnd Gordon. „Als Du diesen Morgen meinen Salon betraatest, stand ich eben in meinem Zimmer, um mich zu rasiren. Die Thür des Salons stand halb offen, so daß ich im Spiegel Dein Thun und Lassen genau beobachten konnte. Du warst zu eifrig bei der Arbeit, um mich zu bemerken. Kaum warst Du fort, so ließ ich sämtliche Fische um einen Zoll abkürzen. Ich wußte also, was ich sagte. Ueberzeuge Dich selbst, ob ich Recht habe, wenn Du mir nicht glauben willst, daß Du das geschorene Lamm bist, zu dem Du mich machen wolltest.“ Alle lachten und Mac-Aulay war um ein Laf Kupien leichter.

—r.

(Fernando Cortez, ein Mörder.) Der berühmte Eroberer, von Mexico, Ferdinand Cortez, hat während seines Lebens wohl manche grauenvolle und entsetzliche That begangen oder geschehen lassen, wie es nun in einem Kampfe wie er ihn führte, oft kaum vermieden werden kann, daß er aber von seinen Feinden des Mordes an seiner Gattin beschuldigt wurde und diese Anklage sogar zu einer förmlichen gerichtlichen Verhandlung führte, das konnte gewiß nur in einer Zeit und bei einem Volke wie das spanische geschehen, das immer geneigt war, seine großen Männer während ihres Lebens zu verdächtigen und zu verfolgen, weil man ihre Größe fürchtete. Die Vorgänge, welche der gedachten Anklage vorausgingen, sind ungefähr folgende. Fernando Cortez, von armen Eltern geboren, begab sich nach der neuentdeckten Insel Cuba, ward dort öffentlicher Notar und erhielt eine Parcellen Landes. In dieser Stellung verheirathete er sich um das Jahr 1512 mit

einem armen, aber sehr schönen Mädchen, die mit ihrem Bruder und noch drei Schwestern aus Spanien herübergekommen war, um ihr Glück zu finden. Ob sie es bei Fernando Cortez gefunden, ist zweifelhaft, denn er selbst war von jeher in Bezug auf Frauengunst sehr wankelmüthig gewesen und hatte ebenso viele Verbindungen schnell geschlossen wie wieder aufgelöst. Anfangs mag die Ehe glücklich gewesen sein; als aber Cortez den Eroberungszug gegen Mexico unternahm, lockerte sich, schon durch die Jahre lange Trennung, das Band der Neigung, das sie aneinander fesselte, und als er sie 1522 nach Mexico kommen ließ, um zuerst dem Befehle zu gehorchen, den er als Statthalter seinen Waffengenossen gegeben, sich binnen 15 Monaten zu verheirathen oder ihre Frauen aus Spanien herbeizurufen, hatte Donna Catalina wohl schon längst ihre Blüthenzeit hinter sich und Manches angenommen, was ihre Lieblichkeit nicht erhöhte. Sie war namentlich im höchsten Grade eifersüchtig, wozu ihr Gemahl wohl nur zu oft Anlaß gab und in Folge davon häufig von Krämpfen heimgesucht. Bei einem Banlett, das der Statthalter und Vicelkönig Cortez in Coyoaacan Ende Octobers 1522 gab und dem seine Gemahlin beiwohnte, gab eine anscheinend unbedeutende Kleinigkeit den Anlaß zu einer Scene zwischen den beiden Ehegatten, die den Tod der Donna Catalina herbeiführte. Anders wenigstens kann man die folgenden Ereignisse nicht deuten. In der Nacht rief nämlich die Glocke aus dem Schlafzimmer der Vicelkönigin ihre Kammerfrauen herbei. Sie fanden Cortez daselbst, der seine Gemahlin im Arme hielt, hierbei ihren Namen nannte und den eintretenden Frauen sagte, Donna Catalina müsse wohl gestorben sein. Sofort entstand das Gerücht, Cortez habe seine Gemahlin erbroffelt. Die Aufregung des Vicelkönigs war groß, denn man hörte, daß er sich selbst anklagte, Schuld an dem Tode seiner Gemahlin zu sein; noch größer war sie in der Stadt und die Priester beeiferten sich sie zu unterhalten, ja einer von ihnen drang in Cortez, den Sarg öffnen zu lassen, damit die Menge sich selbst überzeuge, daß das Gerücht unwahr sei. Der Vicelkönig verwarf den Antrag mit Entrüstung und selbst der Obergericht des Ortes gab dem Wüthe den Rath, die Narren reden zu lassen, dem General-Capitain könne kein Vernünftiger eine solche That zutrauen. Demungeachtet wurden die Zeugen vernommen und wenn auch ihre Aussagen die Anklage nicht unterstützen konnten, da die Annahme, der Tod der Donna Catalina sei nur eine Folge eines neuen Krampfanfalls gewesen, nur bekräftigt wurde, auch gar keine Gründe vorlagen, weshalb sich Cortez mit diesem Morde hätte beschmutzen sollen, so blieben doch die Acten als Zeugnisse einer Verdächtigung, die nur mit der Zeit ihre Schärfe verlor. Am seltsamsten aber ist es, daß diese Protokolle in der neuesten Zeit wieder veröffentlicht wurden, in der Absicht, den Charakter des großen Eroberers anzuschwärzen und von neuem zu verdächtigen.

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 36.

1861.



Preis für 194 hobe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 200 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Platten mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Zblr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Zblr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Heldin der Grim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortsetzung.)

„Bis zu dem Augenblicke,“ sagte Kerima, „wo sie es sein werden, wenn die Blondinen nicht für Sie bereits ein überwundener Standpunkt sind.“

„Keins von beiden; — überhaupt ...“

„Nun stehen Sie im Begriff, mir weis zu machen, überhaupt noch nicht geliebt zu haben?“

„Das würden Sie mir, einem Manne von dreißig Jahren, doch nicht glauben. In Bezug auf mich sind diese Erörterungen aber uninteressant. Ziehen wir Sie einmal in die Mitleidenschaft, wie mein medicinischer Freund sich ausdrücken würde. Hat Ihr junges Herz schon einmal geschlagen?“

Kerima lachte hell auf.

„Einmal?“ jubelte sie. „Ei — schon gar oft!“

„Gar oft? — Das interessirt mich! — D erzählen Sie davon!“

Kerima rückte dem Grafen vertraulich näher.

„Das erste Mal ... nein, nein, Sie lachen mich aus!“

„Ich bin so ernsthaft, wie es sich bei einer Leichenrede schickt,“ versicherte Wassili.

Kerima hatte die Hand auf die Stirn gelegt und that als wenn sie sich besänne.

„Bitte, bitte,“ sagte Wassili schmeichelnd.

„Also das erste Mal schlug mein Herz im Theater, als ich zu Casan in einem russischen Zauberspiel den schönsten der Geisterkönige aus einer Rosenlaube auf die Bühne schreiten sah. Bis über die Ohren verliebte ich mich in dies fabelhafte Wesen und blieb ihm getreu, bis ein Blick auf den Zettel mich heilte.“

„In welcher Weise?“ fragte Wassili.

„Auf dem Zettel stand: der Geisterkönig ... Fräulein Abelinde.“

„Ah!“ jubelte Wassili, „dieser Kater war eine Katze, dieser Hahn ein Hühnchen!“

„Zu meinem Schmerz, denn ein Lebensplan für mich und den Geisterkönig auf einer einsamen Insel im stillen Meer war bereits entworfen.“

„Dies war aber nur das Präsubium Ihres erweichenden Herzens,“ bemerkte Wassili, „gehen wir jetzt über zur Liebesymphonie selber.“

„Diese Symphonie war ein Charivari, — diese Tondichtung eine Katzenmusik. — Das zweite Mal war ich verlobt.“

Wassili fuhr verwundert in die Höhe.

„Die Sache scheint mir nicht angethan zu einem Charivari,“ bemerkte er dann.

„Ja — sie ging zurück,“ warf Kerima gleich-

giltig hin und schlug die Hacken ihrer Pantoffeln sorglos gegeneinander.

„Unglaublich!“

„Und dennoch wahr! — Vermögensrückfichten bestimmten meine verstorbene Mutter, uns, d. h. mich mit einem meiner Vettern zu verloben. Unsere Herzen wurden dabei nicht gefragt, — das werde sich schon finden, hatte meine Mutter gemeint. Nun — es fand sich auch. Er gestand mir seine Liebe ... zu einer Andern; — ich liebte ebenfalls, und zwar meine Freiheit. Da reichten wir uns in aller Freundschaft die Hände zur Trennung, schworen aber, um dem Willen meiner Mutter in etwas genug zu thun, uns gegenseitig dennoch zu besitzen, und zwar ... im Bilde. — Dort auf der Console unter dem Spiegel steht das seinige.“

„Ich mag es nicht sehen,“ rief Wassili.

„Er war sehr schön.“

„Ich leiste auf seine Schönheit wie auf die im Album Verzicht und will entweder keine oder beide sehen.“

Kerimas Blicke verdüsterten sich von neuem.

„So wissen Sie denn,“ sagte sie aufflammend, „wir Armenierinnen sind selbstüchtig, neidisch und eifersüchtig auf unsere Freundinnen, Schwestern, Mütter, Tanten und alles was einen Weiberrock trägt. Irene ist ein Seraph an Schönheit; wer sie gesehen hat, der ist für jede Andere blind.“ Dabei fächelte sie ihr glühendes Gesicht mit dem jasminduftenden Taschentuche.

„So wie von den Vögeln dem Adler vergönnt ist in die Sonne zu schauen, ohne zu erblinden,“ rief Wassili aufgeregt, „wird es auch wohl Männer geben, die neben der Prinzess Irene noch für Andere Augen behalten.“

In demselben Augenblicke trat Aplan hastig in das Zimmer, nahte sich dem Fürsten und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Kerima sprang von dem Malachit-Tisch, auf welchem sie ihr Taschentuch vergaß. Wassili ergriff das duftige Spitzengewebe, drückte es an die Lippen und barg es in seiner Brusttasche. Die Spannung, mit welcher Kerima auf den Fürsten blickte, mochte die Ursache sein, daß sie an das vergessene Tuch nicht weiter dachte.

Zimara fuhr in die Höhe, sobald er Aplans Meldung vernommen.

„Geschwind, Doctor,“ rief er Zwan zu, „ein Anfall, eine nervöse Krisis, wie sie in der letzten Zeit so

häufig gewesen. Kommen Sie, kommen Sie! — Verzeihen Sie, lieber Graf, — die arme Kranke bedarf unserer.“

„Ich bleibe hier, um Ihres Winkes gewärtig zu sein.“

„Nicht doch, — gehen Sie zur Ruhe, — und Kerima, Du ebenfalls.“

Kerima streckte die Hand nach ihrem Vater aus, um ihm eine gute Nacht zu wünschen; aber er sah und hörte nichts mehr und verließ mit Zwan eilig das Gemach.

Aplan nahm eine Girandole und trat vor die Prinzessin, um ihr voranzuleuchten; der Kammermohr setzte sich zu gleichem Dienste für Wassili in Bereitschaft.

Kerima stand verdüstert. Wassili sprach zu ihr von Zwans Geschicklichkeit, der es sicher gelingen werde, die Prinzessin zu retten; aber sie schien ihn nicht zu hören. Starr blickte sie ihn an und sagte endlich mit tonloser Stimme:

„Gute Nacht.“

„So verdüstert,“ entgegnete er auf Italienisch, da er wußte, daß die anwesenden Diener diese Sprache nicht verstanden.

„Felicissima notte!“ sagte Kerima mit einem unbeschreiblich einnehmenden Lächeln.

Dem Grafen trat sein ganzes Herz auf die Zunge, aber Aplan und der Mohr standen dicht vor ihnen und machten jeden Erguß unmöglich.

„Felicissima notte!“ gab er nur mit weicher Stimme zurück und wollte dem Kammermohr folgen.

„Wir gehen bis zur Treppe zusammen,“ warf sie hin und gab den Dienern ein Zeichen.

Diese schritten feierlich voran.

Am Fuße der Treppe verabschiedeten sich Beide durch eine ceremonielle Verbeugung.

Kerima flog die Stufen hinauf wie Wirbelwind, Wassili blickte ihr nach. Ein heller Schrei der jungen Armenierin, ein Freudengebell Kubarids schlug an sein Ohr, — dann sang Kerimas Stimme:

D währten diese Tage ewig!
Noch hört uns kein Gewitterzorn,
Noch keine Liebe, keine Thräne,
Kein Rosenblut, kein böser Dorn.

Das war der erste Tag in der schwarzen Burg.

5.

Balkon-Szene im Schnee.

„Nein, noch stört uns nichts,“ sagte Graf Wassili, sobald er im einsamen Zimmer die Ereignisse des Tages in Erwägung gezogen hatte; „aber so bleibt es nicht. Einsamkeit und stündliches Zusammensein — da verliebte man sich wohl in eine weniger Schöne. Und nun gar ein so reizendes Fürstenkind! — Aber so reizend sie sein mag, ich will von der Liebe nichts mehr wissen. — Was kann mich retten aus so holder Noth, so lieber Bedrängniß, so erwünschten Fesseln? — Flucht, — nichts als diese. Wohl an, so fliehe ich.“

Und Wassili begann seine Sachen, die er am Vormittage aus dem Felleisen genommen hatte, wieder einzupacken.

Bei diesem Geschäft fand ihn sein Freund, der gegen Mitternacht von dem Bette der Prinzessin Irene zurückkehrte.

„Noch nicht zur Ruhe, Sie Weiberfeind?“ rief Iwan. „Alle Wetter — und von Röcken ganz umgeben, selber wie im Rocke d'rin? — Das deutet auf mörderische Toiletten-Projecte für morgen.“

„Auf Projecte deutet es allerdings,“ versetzte Wassili, „und zwar auf selbstmörderische. — Ich reise ab.“

Ein helles Gelächter war Iwans Antwort.

„Können Sie mir sagen wohin, lieber Contino, so begleite ich Sie, und zwar auf der Stelle.“ Dabei stimmte er die Melodie der Arie an: Will mein Herr Graf ein Tänzchen wagen.

„Ja, wohin, — das ist der einzige Punkt, über den ich noch nicht recht im Klaren bin, — alles Andere steht unwiderruflich fest. Aber auch das wird sich finden; — in's nächste Kloster — nach Persien, Hindostan, gleichviel, ich bleibe nicht.“

„Legen Sie sich zu Bette, lieber Graf; Sie haben ein heftiges Kanonenfieber; Sie phantasiren. Ist dies Fieber überstanden, werden Sie um so freudiger kämpfen und die kleine armenische Bergfeste, gegen welche Sie heute bereits mit der flüchtigen Sappe vorangegangen sind, endlich nach allen Regeln der Kunst einnehmen.“

„Die Besatzung der kleinen armenischen Bergfeste hat bereits einen Ausfall gemacht und den Belagerer besiegt,“ versetzte Wassili. „Doch genug der verblühten Redensarten! — Rundheraus gesagt, so wie die Sachen jetzt stehen, kommt es zwischen der Prinzessin und mir bei der nächsten Gelegenheit zu einer Erklä-

rung; — einer solchen will und muß ich aus dem Wege gehen.“

Iwan warf einen verwunderten Blick auf den Grafen.

„Also,“ rief er dann,

Die uns das Leben gaben, russische Gefühle,
Erstarben im armenischen Gewühle.

Wer hätte das gedacht!“

„Wenn Sie mit den „russischen Gefühlen“ diejenigen meinen, die ich für die treulose Pamela in Moskau empfand, so kann ich Ihnen sagen, daß diese in dem Augenblicke gestorben sind, da ich ihre Vermählung mit dem alten Fürsten Woronzow erfuhr. Es lebt in mir nichts mehr als der Durst nach Rache.“

„Und um diesen Durst zu stillen, nehmen Sie Amor zu Ihrem Ganymed. Bravo! — Nun, mein lieber Graf,“ fuhr Iwan nach einer Pause fort, „zu einer Erklärung, der Sie aus dem Wege gehen wollen, gehören Zwei. Ich glaube, Sie betrachten unser Fürstenkind zu sehr mit den Augen eines Fat.“

Wassili machte eine unwillige Bewegung, hörte aber auf, seine Sachen in das Felleisen zu packen.

„Eines Fat, sagte ich und füge hinzu, daß Sie vielleicht nichts riskiren, wenn Sie ihren Aufenthalt in der schwarzen Burg um einige Tage verlängern. Was Sie aber gegen Kerimas Reize schützt, ist Ihre Liebe zu Pamela.“

„Sie scherzen!“

„Die Wunde ist noch nicht geheilt, welche die verführerische Gräfin Ihnen schlug.“

„Seit ich die frische, gesunde Luft athme, die Kerima haucht, — seit ich ihr in die hellen Augen gesehen, weiß ich nichts mehr von der überfeinen, überbildeten, verwittweten Salon-Gräfin.“

„Dann können Sie erst recht hier bleiben, es zur Erklärung kommen lassen und Kerima heirathen.“

„Doctorchen, jetzt fangen Sie an zu phantasiren. Kerima ist die Tochter eines reichen Fürsten und ich bin seit der Confiscation der Güter meines Vaters ein Mann ohne Vermögen.“

„Ei was Vermögen! — Der Fürst hat es nicht gern, daß man dessen gedente; denn wenn dies geschieht, wird in der Regel auch die Geschichte von dem Ursprunge seines kolossalen Vermögens aufgewärmt.“

„Und was ist das für eine Geschichte?“ fragte Wassili.

„Eine Liebesgeschichte. — Der Vater des Fürsten soll sich nämlich während eines Aufenthaltes zu Allahabad in die schönen Augen eines indischen Götzenbildes verliebt haben. Diese Augen waren zwei faustgroße Diamanten. Was man liebt, will man auch besitzen. Der Liebende wußte sich in einer Nacht ein Rendez-vous ohne Zeugen mit dem Götzenbilde zu verschaffen, stach ihm die Augen aus, schlugte sich die Waden auf und barg die Diamanten in den Schnittwunden ...“

„Dummheit!“ unterbrach der Graf ungläubig.

„Klugheit,“ fuhr Zwan ungerührt fort; „entkam aus Indien, verkaufte die Diamanten dem Kaiser von China und baute sich die schwarze Burg.“

„Nichts als Märchen! — Wie dem auch sei, ich falle um vor Müdigkeit; und ehe ich einen bestimmten Entschluß in der Sache fasse, muß ich mindestens zwölf Stunden schlafen.“

„Das thun Sie,“ entgegnete Zwan voller Befriedigung, „und es sei Ihnen erlaubt, von lauter Diamanten-Augen zu träumen.“

Am nächsten Vormittage saßen Zimara, Kerima und Zwan allein am Frühstückstisch. — Wassili schlief noch. Der Fürst befahl den Dienern, dem Grafen ein Frühstück vor seinem Bette zu serviren.

„Oho!“ rief Kerima, „wer wird die Leute so verwöhnen! — Dann kommt der Schlummergraf am Ende auch nicht zu Mittag herunter. Lieber Doctor, wie befindet sich meine Frau Tante?“

Auf einem silbernen Teller lagen zierliche Bündel von rosa Radieschen mit hellgrünen Laubtollchen. Ohne auf die Antwort Zwans zu achten, ergriff Kerima drei von diesen Bündchen, steckte hinter jedes ihrer zierlichen Ohren eins davon und nahm das dritte in den Mund; dann machte sie mit beiden Händen die Bewegungen einer Katze, welche sich mit den Vorderpfoten das Schnänzchen putzt, nickte den beiden Herren zu und entfernte sich.

„Glückliche Jugend,“ warf der Fürst lächelnd hin; die Theilnahme, welche Kerima für Zrenen an den Tag gelegt, hatte ihm wohl gethan.

Zwan traf seinen Freund erst um die Mitte des Tages in dem Parke der schwarzen Burg, über welchen eine dünne Decke frisch gefallenem Schnees ausgebreitet lag. Wassili stand vor dem Bassin einer Fontaine und blickte lächelnd auf den beschneiten Erdboden.

Als Zwan zu ihm trat, rief er ihm entgegen:

„Vorsichtig — vorsichtig! — Zertreten Sie meinen Namenszug nicht; ich finde ihn hier zum dritten Male in den Schnee geschrieben.“

„Ein kleine Zärtlichkeit von meiner Seite,“ neckte Zwan. „Ich suchte sie vergebens per boschi, per valli und sticte ihren Namen in des Winters Morgenkleid. Nichts als ein Werk meiner schwachen Hände ...“

„Und diese zierlichen Fußtapsen sind natürlich das Werk Ihrer schwachen Füße,“ rief Wassili. „An einem Baume fand ich meinen Namenszug ebenfalls, o ich Glücklicher!“

Dabei drückte er seine Hand an die Lippen und legte sie dann auf die zierlichen Spuren im Schnee.

„Aßlan, den ich von ihren Reiseplänen in Kenntniß gesetzt habe, wünscht zu wissen, um welche Zeit sie abzureisen gedenken.“

„Hol ihn und alle Reisepläne der Teufel,“ versetzte Wassili. „Sie guter Freund und schlechter Deutscher, haben hier sicher vergessen, Goethes Gedichte einzustecken.“

„Und sicher fehlt heute Vermontoff in Ihren Taschen, Sie ganz Verliebter und halb Gestörter.“

„Hier sitzt er!“ rief Wassili, indem er an seine Tasche schlug, worin ein Buch steckte.

„Hier sind sie!“ fiel Zwan ein, und schwenkte eine Duodez-Ausgabe seines Lieblingsdichters in der Luft.

„Schnell her damit; eine Stelle aus dem westöstlichen Divan schwebte mir gleich beim ersten Anblicke dieser Namenszüge vor und ich vermag mich nicht auf ihren Wortlaut zu besinnen.“

„Hier ist sie schon: Verschiedene Empfindung an einem Ort. — Der redliche Diener bringt Hasen und Hühner.“

Zwan nahm ihm das Buch lachend aus der Hand, blätterte darin und las:

„An des lust'gen Brunnens Rand,
Der in Wasserfäden spielt,
Wußt' ich nicht was fest mich hielt;
Doch da war von Deiner Hand
Meine Chiffer leis' gezogen, —
Nieder blickt' ich, Dir gewogen.“

Hier am Ende des Kanals
Der gereihten Hauptallee
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da sah ich abermals
Meine Lettern fein gezogen.
Bleibe, bleibe mir gewogen!“

Wassili ließ das Buch sinken und warf dem Schlosse Kuffinger zu.

„Ach, Iwan,“ rief er dann, „Sie werden mich auslachen, — ich bin ein Narr.“

„Wenn Sie abreisen.“

„O ich bleibe, ich bleibe! — Ach dürst' ich sagen auf immer!“

Wassili, der das Feuer in seinem Herzen, welches die befriedigte Eitelkeit mit Stroh nährte, für Liebe hielt, begann nun Kerimas Reize in exaltirter Weise zu schildern. Iwan nahm Schnee von der Erde auf, drückte ihn zu einem Ball zusammen und überreichte ihn seinem Freunde.

„Dieser Schneeball wird endlich zu Wasser,“ sagte er, „also ist es mit unserer Liebe.“

„Nicht mit der meinigen,“ betheuerte Wassili, „nicht mit der zu Kerima!“

Ihr Rückweg nach dem Schlosse führte sie an einem Gartenhause vorüber, dessen Thür offen stand. Sie warfen einen Blick hinein, und was sahen sie? — Das schönste Genrebild von der Welt.

Kerima in einem rothen Sammetpelze hockte auf der Erde, umgeben von vielen weißen Kaninchen, die sie mit Radieschen fütterte.

Die Herren grüßten die Prinzessin, Kerima aber blickte nicht auf, sondern nahm eins der Thierchen auf den Schoß und streichelte es.

„Wo kommen Sie her?“ fragte sie endlich.

„Aus dem Parke.“

„Bei der Kälte!“ warf sie hin, immer das Kaninchen streichelnd. „Zu solchen Promenaden muß man ein Kusse sein. Ich wagte mich noch mit keinem Schritt in den Schnee.“

Iwan gab seinem Freunde einen sanften Stoß.

„Sehen Sie doch mein Seidenhäschen,“ fuhr sie fort, „das ist mein Liebling, rosa Ohren, rosa Augen, rosa Schnäuzchen.“

„Ich machte mir Vorwürfe,“ bemerkte Iwan, „Ihnen vorher zu den Radieschen, die ich zum eignen Gebrauch bestimmt glaubte, kein Salz angeboten zu haben; — nun bin ich beruhigt.“

„Ich aber bin beunruhigt,“ rief Kerima, indem sie schnell aufstand und in die Thür trat, „da kommt Kubarick angesprungen, der die Kaninchen zum Auffressen liebt.“

Der Hund wurde abgewehrt, das Gartenhaus geschlossen, der Rückweg fortgesetzt.

„Wollen wir vor Tische einen Ritt nach dem berühmten Basaltkegel der Umgegend machen?“ fragte Kerima mit einem gespannten Blicke auf Iwan.

„Mich binden die Pflichten des Arztes an die Burg,“ lautete seine Antwort.

„Und Sie, Graf Wassili, — geben Sie mir ebenfalls einen Korb?“

„Ich folge Ihnen bis ans Ende der Welt,“ versetzte er.

„Also auf Wiedersehen!“ rief sie und huschte mit Kubarick in die Burg hinein.

„Sein Sie nicht zu zerstreut in der ersten Sprachstunde,“ scherzte Iwan, „sondern suchen Sie möglichst davon zu profitiren, denn sie wird Ihnen ziemlich theuer zu stehen kommen.“

„Wir wollen sehen,“ entgegnete Wassili.

Erst in der Abenddämmerung kehrte die schöne Amazone in Begleitung ihres Ritters, des kleinen Mohren und Kubaricks in die Burg zurück.

Wassili äußerte sich mit keiner Sylbe über den Ritt, obgleich Iwan, um eine Aeußerung herbeizuführen, mehrmals den Refrain des russischen Volksliedes sumnte: „O liebe mich, o liebe mich.“

Eben so wenig machte Kerima den Zwillingsschwestern Katinka und Maschinka die geringste Mittheilung, obwohl sie es sonst an dergleichen nicht fehlen ließ.

Iwan stattete der Prinzessin Irene kurz vor Tische noch einen Besuch ab. Sein Weg von ihren Gemächern zu seinem Zimmer führte ihn über einen kleinen, zu einem Gärtchen eingerichteten Hof, nach welchem Kerimas Fenster hinausgingen. Diese reichten bis auf die Erde und man trat aus ihnen auf eine Gallerie, von welcher man durch mehrere Terrassen bis hinab in den Hof gelangte.

Iwan stand eben im Begriff, die in den Hof führende Thür zu öffnen, als er Wassilis Stimme vernahm. Er konnte sich denken, mit wem er sprach; die Discretion verbot ihm daher sich zu zeigen. Sein Gespräch mit Kerima zu belauschen war nicht seine Absicht, aber da er oben auf dem Gange Stimmen vernahm, so konnte er weder rückwärts noch vorwärts und mußte daher dicht hinter der Thür stehen bleiben.

„Freilich bin ich Euch am Tage Eurer Ankunft entgegenritten,“ tönte es von Kerimas Lippen. „Ich hatte eine dunkle Ahnung von dem Glücke, das mir bevorstand und konnte die Zeit nicht erwarten. Wassili! Wassili! — welch ein süßer Name.“

„Und nicht mi n d e r süß tönt Kerima!“ schwärmte Wassili.

„Die Liebenden der Freundschafts-Inseln im stillen Meere tauschen ihre Namen,“ fuhr die Prinzessin fort.

„So heiß ich fortan Kerimo!“

„Und ich Wassila!“ Dabei lachte sie in ihrer gewöhnlichen Weise hell auf.

„Fortschritte — bemerkbar,“ brummte Swau in den Bart.

„Nach diesen glücklichen Inseln im Süden laß uns ziehen!“ rief Kerima. „Hier im Norden ist es rauh und kalt. Sieh nur, kalte Schneeflocken fallen auf den Frühling unserer Liebe.“

„Es sind weiße Lilienblätter,“ bemerkte Wassila, „welche die Engel im Himmel auf uns herabstreuen; denn wenn sich auf Erden zwei Herzen finden, so feiern sie dort oben ein Fest.“

„Aber wenn sich zwei Herzen trennen?“

„Mein Freund soll Dir ein deutsches Lied vorsingen, das anfängt:

Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.

O Kerima, hinfort steht mein Leben in Deiner Hand. Du weißt, daß die Regierung die unermesslichen Besitzungen meines Vaters seiner politischen Vergehen halber confiscirt hat, so daß mir nichts geblieben ist, als das Gut meiner seligen Mutter in der Krim. Ich bin ein armer Mann. Sage dies Deinem Vater. Ach wäre ich doch ein reicher armenischer Fürst, dann brauchten wir nicht erst lange zu sondiren.“

„Was sprichst Du nur viel von arm und reich? Sind wir nicht beide ein Herz und eine Seele? Was Einer von uns besitzt gehört uns Beiden. Ich habe so viel Diamanten, Juwelen und Perlen, daß sie, zu Gelde gemacht, für uns ausreichen und würden wir so alt wie die Patriarchen der Bibel. Hindern diese Lappalien Dich, sprich ein Wort, so werf' ich sie ins Wasser und ziehe mit Dir durch die weite, weite Welt.“

„Engel Du!“ rief Wassila begeistert. „Ich führe Dich, meine armenische Wunderblume, im Triumph nach Moskau, in den Kreml, — nach Petersburg in den Winterpalast! — Gewinne Du nur Deinen Vater.“

„Es giebt eine sichere Führerin zu seinem Herzen; — nur Eine kennt den Weg, — sie heißt Irene.“

„O, daß ich zu ihr dürfte, — mit Dir!“

„Noch kann sie Dich nicht empfangen, — sie ist zu leidend. Gedulde Dich einige Tage. Ich will erst

allein mit ihr reden. Wir müssen äußerst behutsam zu Werke gehen.“

„Ich vertraue Deiner Liebe und Klugheit!“

„Das muß belohnt werden,“ rief Kerima, indem sie einen Blick nach hinten in ihre Zimmer warf. „Die Mädchen haben alles lampenhell und warm gemacht, — das Räucherwerk duftet, — komm herauf und sieh Dir mein Nestchen an.“

Wassila sprang die Terrasse hinan, beide huschten durch die Glasthür, über welche sich von innen ein dichter rother Vorhang senkte und Swau war befreit.

Er trat in den Hof; kopschüttelnd blickte er zu Kerimas Fenstern empor.

(Fortsetzung folgt.)

F u i l l e t o n .

(Ein armer Student.) Unter den österreichischen Schriftstellern nimmt Franz Isidor Preschko keine unbedeutende Stellung ein. Sehr belesen in den historischen Documenten und Chroniken seines Vaterlandes, weiß er seinen historischen Romanen und Erzählungen einen Reiz zu geben, der eben in den historischen Erinnerungen liegt. Die Darstellung ist häufig aphoristisch, doch wird dieser Mangel durch eben jene Beigaben ausgeglichen. Seine neueste historische Arbeit „Ein böhmischer Student“ (Prag, Kober und Merggraf) enthält die seltsamen Lebensschicksale eines jungen Mannes, der in der Geschichte Prags einen ehrenvollen Platz einnimmt. Schon seine früheste Kindheit zeichnete sich durch Abenteuerlichkeiten aller Arten aus. Im Jahre 1619 wurde die Mühle des Stifts Hohenfurt von einer Zigeunerbande bei nächtlicher Weile überfallen, ausgeraubt und in Brand gesteckt, nachdem die Räuber alle Bewohner ermordet hatten. Die bewaffnete Macht rüstete sich diesen Frevel zu strafen, man fand die Wegelagerer in einer unzugänglichen Höhle und da sich kein anderes Mittel fand, der Bande habhaft zu werden, warf man brennendes Reisholz in den Schlund der Höhle hinab und ersickte Männer, Weiber und Kinder durch Rauch. Als das entsetzliche Werk vollendet war, stiegen die Soldaten hinab und fanden neben anderer Beute in einer entfernten Nebenhöhle ein noch lebendes Kind, das man eben zerhauen wollte, um die Erde von dem letzten Keime der Zigeuner zu befreien, als ein alter Förster das Kind den Händen des Soldaten entriß und für dasselbe sorgen zu wollen erklärte. Er und seine Frau hatten sich längst schon ein Kind gewünscht und bei der alsbald vorgenommenen Taufe gab er in Folge dessen dem Knaben den Namen Christoph Wunsch.

Der Knabe wuchs im frischen grünen Walde kräftig heran;

doch bald nahm sein Schicksal eine andere Wendung. Sein Netter und Adoptivvater starb und Christoph Wunsch ward einem Schneider in die Lehre gegeben. Sein Lehrherr fand kein großes Gefallen an dem „Zigeunerbuben,“ obgleich Christoph durch nichts in seinem Aeußern an Zigeunerblut erinnerte und jagte ihn um eines geringen Verfehls willen aus dem Hause. Die Meisterin, mitleidiger als ihr Eheherr, gab ihm das wenige Geld, das sie besaß, als Zehrpennig mit und schickte ihn nach Trautenau zu einer Base, die dort lebte und die für ihn sorgen werde. Christoph wanderte fort, als er in der Nähe von Pilsen einen Hilferuf hörte und schnellig herzu-eilte, um zu helfen so viel in seiner schwachen Kraft lag. Er fand einen alten Mann im Kampfe mit einem marobirenden Soldaten. Obgleich er nur mit einem Stocke bewaffnet war, schlug er kräftig auf den Angreifer los und gab dadurch dem angegriffenen Wanderer Gelegenheit, aus einer verzweifelten Lage sich wieder emporzuraffen. Vielleicht würde aber auch Christoph das Opfer seiner Menschenfreundlichkeit geworden sein, wenn nicht der Zufall den Herzog von Friedland des Weges daher geführt hätte, der sofort dem ungleichen Kampfe ein Ende machte und den Marobeur am nächsten Baume aufhängen ließ. Der Herzog fand Gefallen an dem entschiedenen Charakter des Knaben, ließ seine Wunden verbinden und bestellte ihn nach Eger, wo er für den Geheilten weiter sorgen wollte; doch ehe Christoph vom Krankenbette wieder erstand, hatte den Friedländer sein Geschick ereilt und ein weiterer günstiger Zufall ließ den Knaben dem Manne wieder begegnen, für dessen Rettung aus Mörderhand er so mannhast eingetreten war. Es war der Rabbi Bezabel Löw aus Prag, der daselbst bei den vornehmsten Christen wie bei seinen eigenen Glaubensbrüdern in hohem Ansehen stand. Er sorgte väterlich für den Knaben und ließ ihn, da er eminente Fähigkeiten zeigte, die Prager Universität besuchen. Christoph rechtfertigte das Wohlwollen seines Pflegevaters durch großen Fleiß und ein musterhaftes Betragen und erwarb sich auch bei seinen Commilitonen eine hohe Achtung durch seine außerordentliche Körperkraft, von der er bei mehreren Gelegenheiten staunenswerthe Proben ablegte. Er hatte einst mit mehreren befreundeten Studenten die St. Iwans-Grotte bei Beraun besucht und während ein Theil derselben mit andern Bewohnern Berauns das Innere der Höhle durchforschte, erscholl plötzlich der Ruf, ein Felsblock habe sich oberhalb der Höhle abgelöst und werde gleich niederstürzen. Alle flohen dem Ausgange der Höhle zu, doch hatte der Schrecken mehrere Frauen so verwirrt, daß sie denselben nicht sofort finden konnten, da hatte es Christoph Wunsch gewagt, den Stein im Fallen anzuhalten, indem er sich ihm mit beiden Händen entgegenstemmte, bis die Höhle verlassen war. Ein anderes Mal war das kleine Töchterchen des Primetars in den Mühlgraben gestürzt. Christoph war in der Nähe, sprang sofort auf das Wehr, hielt mit seiner mächtigen Hand das Mühlrad auf und ergriff mit der andern Hand das herantreibende Kind. Seit der ersten Heldenthat hatten ihm die Studenten den Ehrennamen der Iwanit beigelegt.

Inzwischen war das Jahr 1648 herangekommen. Die Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster, welche den dreißigjährigen Krieg beendigen sollten, neigten sich dem Abschluß entgegen. Da unternahm, wie man weiß, die Schweden unter General Königsmark einen Zug gegen Prag, um im Besitze dieser Stadt noch günstigere Bedingungen zu erzwingen. Sie besaßen Freunde in der Stadt, die den Handstreich zu begünstigen versprachen und mit deren Hilfe gelang es ihnen auch, sich in der Nacht vom 26. Juli der Kleinsten Prags zu bemächtigen und leicht würden sie auch über die Moldaubrücke in die Altstadt eingebrungen sein, wenn nicht der Jesuitenpater Georg Plechy aus seiner nahen Wohnung das Getümmel der Heransürmenden gesehen hätte. Er eilte sogleich in den Brückenthurm, ließ die Fallgatter herab und wehrte mit vier andern Getreuen, unter denen sich auch Christoph Wunsch befand, den ersten Anprall ab. Von der heldenmüthigen Vertheidigung der Alt- und Neustadt Prags, an welcher die Studenten einen hervorragenden Antheil nahmen, sagen wir nichts; nur eine That unsers Helden dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Bei einem Sturme der Schweden auf die Moldaubrücke war er es, welcher den drohenden Andrang der Feinde an den Brückenthurm vereitelte, indem er allein gegen achtzehn Normänner den Zugang vertheidigte und sämtliche Feinde, ein anderer Horatius Cocles, niederwarf oder in die Moldau stürzte. An allen weiteren Kämpfen nahm er einen hervorragenden Antheil und als der westphälische Friede dem erbitterten Streite ein Ende machte, konnte man wohl Christoph Wunsch als einen der Helden Prags nennen, der viel zur Erhaltung der Stadt beigetragen hatte. Der Kaiser belohnte ihn, indem er ihm den Adelsrang verlieh und ihn zum Majestätsrath bei der Statthalterei in Linz ernannte. Wie das Alles sich entwickelte, mögen unsere Leser in dem oben erwähnten Buche nachlesen.

—r.

(Zwei Ohrfeigen, der Weg zum Glück.) Der Begriff dessen, was die Menschen „Glück“ nennen, ist sehr verschiedenartig, je nach der Individualität des Einzelnen. Oft ist es nur die jähe Befriedigung einer Leidenschaft, die uns alles Andere vergessen macht, wo denn auch nicht selten das erstrebte „Glück“ eben so schnell zerrinnt als die Leidenschaft ermattet und einer nüchternen Auffassung der Dinge Raum giebt. Glücklich sind dann diejenigen zu preisen, die durch Zufall oder die unberechenbare Gewalt der Umstände verhindert werden, denjenigen Pfad zu verfolgen, der sie zu ihrem Glücke führen sollte. So geschah es auch mit einem jungen Juristen, der als unbeförderter Assessor in der Residenz fungirte. Er sah all sein Lebensglück in der Vereinigung mit einem Mädchen, das sein Herz gewonnen hatte und da er wohl wußte, daß ihr Vater, der ebenso vermögenslos wie er selbst war, seine Einwilligung zu dieser Verbindung nie geben werde, wenn er nicht ein Mann von Amt und Brot sei, hatte er einen Better von sich gewonnen, ihm die eben erledigte Stelle eines Syndicus in einer kleinen Stadt zu verschaffen, wozu dieser Better, ein vielbeschäftigter Justizrath, wohl befähigt war. In

der Hoffnung, daß dem Assessor diese Stelle sicher sei, hatte denn auch der Vater seiner Verlobten seine Genehmigung erteilt. Glühend vom Entzücken, daß ihm nun nichts mehr entgegenstehe, sein Lebensglück zu gründen, war der Assessor zu seinem Vetter geeilt und hatte ihn gebeten, nichts zu verabsäumen was ihm zu der genannten Stelle verhelfen könne. „Ach, Freund,“ hatte der Justizrath gesagt, „was das betrifft, so kannst Du ganz ruhig sein. Die Stelle ist Dein, wenn Du willst, denn die Herren können mir nichts abschlagen, aber ob Du in dem Neße Dein Glück wirklich findest, ist eine andere Frage. Du bist lebendig todt, wenn Du die Stelle nimmst, und ich fürchte Du hältst es nicht vier Wochen dort aus.“ Der leidenschaftliche junge Mann wollte das natürlich nicht zugeben und so wurde denn die Reise in das kleine Städtchen unternommen, das sie am Abend erreichten und wo sie in dem einzigen, also besten Gasthose abstiegen. Das Gastzimmer war leer, in das sie gewiesen wurden und da der Justizrath noch einige Geschäfte abmachen wollte, sah sich der Assessor bald auf seine eigene Gesellschaft beschränkt, denn der Wirth wurde durch häusliche Geschäfte abgehalten. Der junge Mann trat ans Fenster und schaute in die menschenleere Straße hinaus. Ein leises Grauen überfiel ihn und um es los zu werden, beschloß er ein Paar Gänge durch die Straßen zu machen, um den Ort seines künftigen Aufenthalts wenigstens äußerlich kennen zu lernen. Er durchwanderte die nächsten Straßen und traf überall dieselbe Bede, er schaute durch die Parterrefenster einzelner Wohnungen und er glaubte Haushaltungen zu sehen, die sich ebenso langweilten wie er. Eine eigenthümliche Bestimmung überkam ihn, als er plötzlich an der Thür eines Hauses ein Schild erblickte, das eine Wein- und Kaffeestube verkündigte. Erfreut blieb er stehen. Wenn sich hier Weinstuben befinden, dachte er, so kann es nicht langweilig sein, und er schritt in das Haus und in das Gastzimmer, wo er sich an einem Tischchen niederließ. Bei der herrschenden Dämmerung hatte er es übersehen, daß schon einige Personen in der Stube anwesend waren, hatte sie also weder gegrüßt, noch seinen Hut abgenommen. Die Gedanken, die ihn lebhaft beschäftigten, ließen es ihm auch nicht bemerken, daß sein Betragen das Mißfallen der andern Gäste erregt hatte. Es waren drei Männer, von denen der eine von bedeutendem Körperumfang war und das große Wort zu führen schien. Erst als das Gespräch lauter wurde und jeder Rede des Dicken ein wüthendes Gelächter der übrigen Personen folgte, schaute der Assessor auf und mußte denn auch bald bemerken, daß er der Gegenstand des Gesprächs war, ja daß man sich über ihn lustig machte; denn der dicke Herr hatte sein weinrothes Gesicht ihm zugewandt und begleitete jeden seiner Späße mit einem sehr bezeichnenden Kopfnicken. „Wissen Sie, meine Herren,“ rief er eben mit einer Stentorstimme, „weshalb die jungen Herren in der Residenz den Hut auf dem Kopfe behalten? Das ist sehr einfach. Sie haben allerlei Raupen im Kopfe und wollen

sie warm halten, damit sie nicht unzeitig austriechen. Aber wenn mir einmal ein solcher Mensch entgegenläuft, so denke ich ihm eine solche Lection zu geben, daß er sie nicht sobald vergessen soll.“ Und dabei machte er eine Bewegung mit der Hand, als wollte er den Assessor den Hut vom Kopfe schlagen. Andere noch gröbere Anzüglichkeiten folgten diesem Ausfalle, so daß sich der junge Mann endlich erhob, dem dicken Herrn hart gegenübertrat und nebst einer derben Abfertigung ihm zwei lautschallende Ohrfeigen verabreichte. Der Wirth der Weinstube hatte in der Ferne dem Handel zugesehen und konnte über den Ausgang kaum seine innere Befriedigung verbergen. Während der Geschlagene wie gelähmt in seinem Stuhle lehnte und auch die Uebrigen wie verduzt da saßen, schritt aber der Wirth auf den Assessor zu und flüsterte: „Es freut mich sehr, daß das Großmaul seinen Mann endlich gefunden hat, aber Ihres Bleibens kann hier nicht länger sein. Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst giebt's einen Heidenstand.“ Dabei öffnete er die Thür, schrie wie besessen über Hausfriedensbruch und der Assessor trat auf die Straße. Die beklemmende Empfindung, die ihn vorher fast erdrückte, war von ihm gewichen und heiterer als er gekommen, kehrte er in den Gasthof zurück. Demungeachtet vermied er es, seinem Reisegefährten den Vorfall zu erzählen. Am andern Morgen forderte ihn der Justizrath auf, ihn zu dem einflußreichsten Manne des Städtchens zu begleiten, von dem die Vergebung des Syndicats hauptsächlich abhängen würde, versicherte ihm aber nochmals, eine abschlägliche Antwort würden sie nicht erhalten. Nach einer Weile traten sie in ein großes schönes Haus und wurden von einem Dienstmädchen in ein nicht übel eingerichtetes Zimmer geführt. Hier erhob sich vom Sopha ein großer starker Mann und begrüßte den Justizrath mit freundlicher Herzlichkeit. „Hier bringe ich den neuen Syndicus!“ rief der Letztere. Aber kaum hatte der Mann einen Blick auf den Assessor geworfen, als sein Gesicht sich dunkelroth färbte, seine Augen fast aus den Höhlen treten wollten und er die Worte ausstieß: „Der Herr? Der wird meines Willens nie einen festen Fuß in unserm Städtchen fassen. Hinaus mit ihm, hinaus!“ Der Assessor hatte das Ende dieser Beschwörung nicht abgewartet, denn er hatte in seinem angeblichen Protector den dicken Herrn aus der Weinstube erkannt und war in der Thür umgekehrt. Man kann sich das Erstaunen des Justizraths bei diesem Vorgange denken, aber auch sein Gelächter als er vom Assessor erfuhr, was geschehen. Sie fuhrn unverrichteter Sache nach der Residenz zurück und der Assessor gab wenigstens seinen Anspruch auf die Hand des geliebten Mädchens auf. Er ließ sich in eine entfernte Stadt versetzen, um unangenehmen Gerüchten und Reden auszuweichen. Aber schon nach drei Jahren kehrte er als Regierungsrath zurück und fand seine Geliebte seiner jarrrend. Die Ohrfeigen hatten wider seinen Willen ihm den rechten Weg zu seinem Glücke gebahnt.

— r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Heldin der Grim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortsetzung.)

„In Rußland fährt man schnell,“ sagte er dann, „in Armenien noch schneller. — Das geht ja so leicht, wie Kubarick über die Hecke springt. — Wenn sich nur hinter der Hecke kein Graben findet.“

Er ging auf sein Zimmer.

Unterdeß hatte Kerima ihren beiden Josen den Grafen als ihren Verlobten vorgestellt. Die Zwillingsschwestern mußten sich damit begnügen, dem schönen Gast ihre Freude darüber durch Zeichen zu verstehen zu geben, denn nur die Herrschaft in der schwarzen Burg sprach russisch. Dies gab neuen Stoff zu erhöhter Fröhlichkeit.

Kerima hatte ihn auf einen Divan niedergedrückt, sie selbst aber war viel zu aufgereggt, um an seiner Seite zu verharren. In jedem Augenblicke sprang sie auf, holte irgend eine Leckerei und steckte sie ihm in den Mund oder eine von den kostbaren Nippfachen, die auf den Möbeln und Consolen umherstanden, und schob sie ihm in die Taschen. Alles, Alles sollte er haben und behalten, sie selber nicht ausgeschlossen.

Dann hockte sie sich vor ihm nieder und sagte ihm armenische Liebesworte vor, an deren ungeschicktem Nachsprechen die ausgelassenen Mädchen sich höchlichst ergötzen. In ihre lauten Aeußerungen mischte sich das durchdringende Geschrei der Perrüsch, die ihren rothen Schnabel wegte und mit den Flügeln schlug. Und das Alles fand Wassili „delicieux“, wie Rousseau die störenden Neckereien der Frau von Warrens.

Glücklich blickte der Graf auf Kerima, der die Perrüsch, ungeduldig über die Vernachlässigung, auf die Schultern geslogen war, um ihr den Schnabel in den Mund zu stecken. Sie erschien ihm in ihrem Peignoir von weißem Cashemir mit rothen Vorten wie die Fee des alten Zauberschlosses und er selbst hätte in diesem Augenblicke nicht mit dem Schah von Persien getauscht.

Etwas Traulicheres wie Kerimas Boudoir hatte er in seinem Leben nicht gesehen. Die Wände waren mit weißem Muslin in reichen Falten bekleidet, die oben und unten ein breiter Saum aus rother Seide begrenzte. Die Decke glich einem orientalischen künstlichen Gitterwerk aus Tafeln und Stäben in Roth, Gold und Weiß. Von ihr herab hingen an vergoldeten Ketten bunte Ampeln, in denen ein mattes Licht schimmerte. In den Ecken standen Blumen-Étagères voller Camelien, hinter denen sich Nesebastöcke verbargen, welche das Gemach mit ihrem Duft erfüllten. Die Schränke und Tische hatten Metall-Säume und Boule-Verzierungen; die Polster waren mit weißem Atlas überzogen und mit schweren goldenen Quasten

verzert. Die Kamin-Einfassung aus weißem Marmor, ein reiches Gewinde von Blumen und Früchten, konnte für ein Meisterstück der Skulptur gelten. Sie trug eine vergoldete Pariser Spieluhr, welche Wassili zu Ehren alle ihre Stückchen aussagen mußte. Der venetianische Spiegel über dem Kamin mit breiter Facette und einem Rahmen von Goldbronze und Perlmutter fehlte natürlich nicht.

Was aber fehlte — waren Bücher, Bilder, weibliche Handarbeiten, Schreibmaterialien und alles woraus man auf das intellectuelle Leben und die Beschäftigung der schönen Bewohnerin hätte schließen können. Aber Kerima, das freie frohe üppige Fürstentkind, las, schrieb und arbeitete nicht. Ihr Leben war nicht nach innen, sondern nur nach außen gewendet; sie tummelte sich auch bei dem härtesten Wetter im Freien umher und suchte nur ihr Zimmer, um sich auszuruhen und neue Kräfte zu neuen Ritten zu sammeln.

In seinem Glücke vermiste Wassili aber nichts von den tausend kleinen Gegenständen, die das Gemach einer gebildeten jungen Dame sonst so anziehend machen.

„Ich athme eine Lust,“ sagte Wassili zu Iwan, „gesponnen aus Gold- und Krystallsäden, einen wahren Lebensäther; — Kerima verbreitet die Frische eines Gebirgsbaches, der sich in die Ebene stürzt und mit seinem Schaum Blumen und Kräuter nährt.“

„Der Wanderer aber,“ fiel Iwan ein, „an welchem der Bach vorüber rauscht, steht wie begossen.“

„Iwan, ich begreife Sie nicht.“

„So will ich das Gebirgsland der poetischen Bilder verlassen und mich in das Flachland der nüchternen Prosa begeben. Nach kurzer Ueberlegung ist mir Eins klar geworden: es ist nicht möglich, nach Pamela — Kerima zu lieben.“

„Im Gegentheil, es ist unmöglich nach Pamela eine Andere zu lieben als Kerima. Die feinen Kofetterien einer Salon-Königin, weit davon entfernt das Herz zu nähren, erfüllen es mit einer Leere, aus welcher die Sehnsucht nach gesunder, natürlicher Speise erwächst; — diese hat mein Herz hier gefunden.“

„Weder Ihnen noch mir hat die Gräfin Pamela jemals den Eindruck einer leeren Kofette gemacht.“

„Was wollen Sie — eine Frau, eine Wittwe von vierunddreißig Jahren!“

„Dürfte jedenfalls anregender sein als eine ge-

wisse kleine Prinzessin, die heute beim Frühstück sagte: „Ich kümmere mich nicht um Bücher, es müßten denn Bilderbücher sein.“

„Das eben entzückt mich an Kerima! Das viele Lesen ist mir an Frauen geradezu verhaßt. — Wozu führt das?“

„Ich sehe, Ihr Fall ist hoffnungslos; Sie sind bis über die Ohren verliebt.“

„Brauchen Sie für eine ernste Leidenschaft nicht eine so frivole Bezeichnung!“ brauste Wassili auf. „Ich liebe! — Und ist es auch nicht meine erste, so ist es doch bestimmt meine letzte Liebe.“

„Nun — das gebe der Himmel!“ sagte Iwan.

Tage und Wochen gingen ins Land, glückliche Stunden für die beiden Liebenden, denn Wassili besuchte seine angebetete Prinzessin so fleißig wie Iwan die interessante Kranke. Kerima, mit der Schlaueit eines Naturkinds ausgerüstet, hatte nicht verabsäumt, sich Irene mehr und mehr zu nähern und endlich einen günstigen Moment benutzt, ihr alles zu entdecken und sie um ihre Vermittelung beim Fürsten zu bitten. Irene, die lange vergebens danach getrachtet hatte, Kerimas Liebe zu gewinnen, war hoch erfreut über das Vertrauen, welches sie ihr schenkte; sie versprach, Alles beim Fürsten in der besten Weise zu befürworten und machte ihr Hoffnung auf einen günstigen Erfolg. So schein und zurückhaltend Kerima bisher gegen Irene gewesen war, so aufmerksam und hingebend bewies sie sich von jetzt an. Mit Wohlgefallen sah es der Fürst; und als er eines Tages seine Freude über Kerimas verändertes Wesen gegen Irene ausdrückte, nahm diese Gelegenheit, ihm Kerimas Wünsche vorzutragen.

Dem Fürsten kam die Sache äußerst unerwartet; er hatte eine andere Partie für seine Tochter in Aussicht; indeß sagte er zunächst doch wenigstens nicht Nein und das war für die schöne Fürsprecherin schon etwas. Sie wußte sehr wohl, daß der Fürst die Entfernung der erwachsenen Tochter aus dem Hause wünsche. Kerima hatte ihr entschieden erklärt: „ich heirathe den Grafen oder bleibe ledig,“ und Irene hatte dies dem Fürsten mitgetheilt. Dieser kannte den Eigensinn seines verzogenen Kindes. Da blieb ihm denn nichts weiter übrig, als ... jeden Widerstand aufzugeben.

Kerima, hiervon durch Irene in Kenntniß gesetzt, nahm ihren Grafen bei der Hand und trat mit den Worten vor den Fürsten:

„Padre — wir sind ein glücklich Paar! — Du mußt uns segnen.“

Melancholisch lächelnd schloß der Fürst Beide in seine Arme und machte ihnen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn.

„Ich knüpfe an meine Einwilligung nur eine Bedingung,“ sagte er dann. „Ihr habt Euch schnell zu einander gefunden, — laßt ein Jahr vergehen bis zu Eurer Vermählung.“

Wassili wagte keinen Widerspruch; — anders war es mit Kerima.

„Heißah jubel!“ jubelte sie über des Vaters Einwilligung. „Aber,“ fuhr sie fort, „Padre, — ein Jahr ist lang, hat zwölf Monate oder 365 Tage! — Was soll ich in der Zeit mit Wassili hier anfangen, wenn er nicht mein Mann ist?“

„Mein Spruch steht fest,“ antwortete der Fürst.

„Und ich muß überdies nach Rußland zurück,“ fiel Wassili ein, „um auf dem einzigen Gute, das mir geblieben ist, die Bauten anzuordnen, welche unerläßlich sind, wenn wir es beziehen wollen.“

„Dann will ich lieber gar nicht heirathen!“ rief Kerima ungeduldig, im Begriff das Zimmer zu verlassen.

Ruhig entfernte sich der Fürst, es dem Grafen anheimstellend, das verzogene Kind zu beschwichtigen. Dieser bediente sich dazu der zärtlichsten Worte und der süßesten Liebkosungen.

„Siehst Du, Kerimate,“ sagte er, „zunächst bleibe ich noch bei Dir, — wir reiten bei Tage und plaudern des Abends miteinander. Bin ich dann von Dir, so schreibe ich Dir lange, lange Briefe auf Papier ohne Ende und lasse Dir Alles was ich Dir beschreibe auch zugleich photographiren, damit es ganz so sei als hättest Du es mit erlebt. Und da ich nun auf jedem Bildchen selbst mit abconterfeit bin, so ist es völlig so, als wäre ich gar nicht von Dir fortgegangen.“

Kerima lächelte.

„Und nun, mein Kerimamachen,“ fuhr Wassili fort, indem er ihr die Wangen streichelte, „bist Du getröstet.“

„Nein!“ rief sie, „böser Mann, Du bist getröstet.“

„So sind wir es Beide und müssen es sein,“ schloß Wassili.

Es wurde nun verabredet, daß der Graf noch vier Wochen bei Kerima in der schwarzen Burg bleiben sollte; dann wollte er auf sein in der Krim gelegenes Gut gehen, um es auf alle Fälle zu ihrem

künftigen Wohnorte einrichten zu lassen und endlich sich nach Petersburg begeben, um zu versuchen eine höhere Stelle in der Verwaltung zu erlangen, die man ihm früher in Folge der Verwendung einflußreicher Verwandten vergebens angeboten hatte. Zur nunmehrigen Erlangung einer solchen wollte er sich der mächtigen Fürsprache des Fürsten bedienen.

Den Verlobten vergingen die vier Wochen um so schneller, als Irene in der Genesung weit vorgeschritten war, daß sie das glückliche Paar bei sich empfangen konnte. Seit Kerima sich in Wassilis Herzen unumschränkt regieren sah, empfand sie keine Eifersucht mehr auf Irene; diese aber, auf eine Stubenexistenz angewiesen, war unerschöpflich im Erfinden anmuthiger Unterhaltung für Kerima und Wassili. In den Stunden der Promenaden zu Pferde lieferten die Gegenstände der Natur fortwährend ausreichenden Stoff der Unterhaltung; die kurzen Augenblicke des Alleinseins wurden unwillkürlich mit Liebkosungen ausgefüllt; über den Rest der Zeit im Schlosse half Irene geschickt hinweg, da war von Längen, die zum Nachdenken führen können, nicht die Rede.

Die Abschiedsstunde schlug endlich; Wassili küßte seiner Braut die Thränen von den Wangen und wiederholte ihr die Eidschwüre ewiger Liebe und Treue.

Iwan stand dabei. „Jupiter lacht der Schwüre der Liebenden,“ dachte er.

Für Wassili war es ein tröstlicher Gedanke, einen Freund in der Nähe seiner Braut zu wissen.

Als halber Barbar sagte er zu Iwan beim Abschied:

„Kerima giebt mir aus der Waffensammlung ihres Vaters ein Paar kostbare Pistolen mit auf den Weg; — ich lasse Ihnen die meinigen unter der Bedingung zurück, daß Sie jeden Nebenbuhler, der sich während meiner Abwesenheit der schwarzen Burg naht, damit todt schießen.“

Zehn Mal ließen die Liebenden sich los, zehn Mal schlossen sie sich wieder in die Arme, — endlich aber mußte doch geschieden sein.

Geschah es doch von beiden Seiten mit der festen Hoffnung auf eine glückliche Zukunft! —

„Er liebt sie,“ sagte Iwan und ging in sein verwaistes Zimmer.

6.

Ein Salon in Moskau.

Seit Wassilis Abschied von Kerima sind acht Monate vergangen.

Viele Briefe sind zwischen Beiden hin- und hergeflogen.

Kerimas Herz schlägt noch so treu und warm wie in der Scheidestunde; daß Wassilis Briefe seltener und seltener werden, beunruhigt sie nicht. „Was soll er noch viel schreiben,“ denkt sie, „da er ja bald selbst kommt.“

Wie steht es mit dem Grafen?

Er befindet sich zu Moskau in dem eleganten Zimmer des ersten Hôtels. Er steht im schwarzen Gesellschaftsanzuge vor dem großen Spiegel, bläst in einen weißen Glacehandschuh und streift ihn sorgfältig über die vier Finger seiner linken Hand. In diesem wichtigen Geschäfte stört ihn sein Diener, indem er ihm einen Brief hinhält.

„Aus Armenien,“ sagt Wassili ziemlich gelassen. „Seit vier Wochen komme ich nicht dazu, meinen Brief an Kerima zu beenden und auf die Post zu geben. — Alex, laß mich morgen nicht so lange schlafen und erinnere mich daran, daß ich nach Armenien zu schreiben habe.“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

„Aber vergiß es nicht, hörst Du? — Ich habe den Kopf so voll ... die verwünschten Geschäfte und die ewigen Gesellschaften ... man kommt zu nichts in dieser Hege.“

„Herr Graf, der Wirth des Hôtels hat anfragen lassen, ob er vom nächsten Monate an über Ihre Zimmer anderweit verfügen dürfe.“

„Auf keinen Fall!“ rief Wassili hastig. „Ich komme so schnell nicht fort. Nimm das Quartier noch auf einen weitem Monat.“

Der Graf stand im Begriff das Siegel des Briefes zu erbrechen; da in demselben Augenblicke indeß gemeldet wurde, der Wagen sei vorgefahren, so steckte er den Brief mit den Worten in die Brusttasche: „Ich muß fort.“

Sein Diener gab ihm den Pelz um, reichte ihm den Hut und öffnete die Thür; der Graf eilte die Treppe hinunter, stieg in den Wagen und fuhr zu seiner Tante, der Fürstin Trubekoi, die einen Ball gab.

Alex suchte den Wirth auf, um ihm die aberma-

lige Verlängerung des Aufenthaltes seines Herrn mitzutheilen.

„Nun, mir kann es recht sein!“ rief der Wirth lachend. „Aber das muß ich sagen, ein Mann, der so wenig weiß was er will, wie der Herr Graf, ist mir noch nicht vorgekommen. Immer auf dem Sprunge und dann wird nichts aus der Abreise.“

„Ja, ja,“ antwortete Alex, „mein Herr ist wirklich wie umgewandelt. In der Krim, auf dem Gute seiner seligen Mutter, sprach er den ganzen Tag von nichts als von seiner schönen Braut in Armenien und schrieb den ganzen Tag Briefe an sie. Hier in Moskau ist er einsylbig, rennt den Beamten das Haus ein, bespricht sich den Tag über mit zehn Rechtsgelehrten und nennt mich einen Schafkopf über den andern. Aber ich bin nicht so dumm wie ich aussehe, und habe sämtliche Fächer seines Schreibtisches durchsucht nach der Ursache dieser Veränderung ... ohne sie zu entdecken.“

„Bravo, Alex! — Dann wäre es ein Kunststück sie zu errathen. Aber nimm Dich nur in Acht, daß der Graf Deine Wählereien nicht entdeckt, sonst könnte es ihm einfallen Dich recht arg zudecken.“

„D dazu fehlt es ihm an Zeit; — ich sage Ihnen, der steckt bis über die Ohren in Geschäften.“

Alex hatte Recht.

Wassili war mit einem Herzen voller Liebe für Kerima auf seinem Gute in der Krim angelangt und hatte angefangen Handwerker heranzuziehen, die das bescheidene, am Meere gelegene Schloß wohnlich machen sollten. Es ging nicht alles so schnell von staten, wie er es sich geträumt hatte; was ihn in seiner Einsamkeit tröstete, waren Kerimas Briefe. Sobald er jedoch anfang, diese mehr mit dem kalten Verstande als mit dem warmen Herzen zu lesen, erzeugten sie in ihm ein leises Gefühl von Unbefriedigung; denn Briefe schreiben war nicht Kerimas Sache. So reizend sie plauderte, so gezwungen schrieb sie, und sie wußte in jedem folgenden Briefe nur das zu wiederholen, was sie in dem ersten bereits vollständig ausgedrückt hatte.

Wassili stand eben im Begriff nach Petersburg abzugehen, als er ein huldvolles Schreiben vom Kaiser erhielt, dem gemäß ihm die Güter seines Vaters zurückgegeben wurden, da — wie es in dem Schreiben hieß — eine Revision der Acten die völlige Unschuld seines Vaters herausgestellt habe. „Die betreffenden Behörden in Moskau sind angewiesen,“ lautete

der Schluß des kaiserlichen Handschreibens, „das Nähere wegen der Uebergabe mit Ihnen persönlich zu verabreden.“

Graf Wassili stand wie vom Donner gerührt bei dieser Nachricht. Er las und las und wollte seinen eigenen Augen nicht trauen. Jahre lang hatten seine Verwandten, die einflussreichsten Männer im Staate, sich bemüht, die Herausgabe der Erloffenen Güter bei der Regierung zu erwirken, aber stets vergebens. Zuletzt waren alle Bemühungen als fruchtlos eingestellt worden und nun plötzlich geschah das Unerwartete.

Wassili selbst wagte anfänglich kaum, an sein Glück zu glauben, und darum schrieb er die Sache vorläufig nicht einmal nach Armenien.

Schleunig machte er sich indeß auf den Weg nach Moskau. Mit Beklemmung betrat er diese Stadt, in welcher eine Frau lebte, deren Bild durch das frische armenische Naturkind in den Hintergrund seines Herzens gedrängt worden war. Die Wunde, welche Pamela ihm geschlagen hatte, blutete immer noch, — die Reise nach Armenien war nicht im Stande gewesen, sie gänzlich zu heilen.

In Moskau fand er den Inhalt des kaiserlichen Handschreibens vollkommen bestätigt, die Behörden waren angewiesen, sich mit ihm ins Einvernehmen zu setzen. Er eilte daher zunächst nach Petersburg, um sich bei dem Kaiser persönlich zu bedanken, dann aber kehrte er nach Moskau zurück und begann die Abwicklung des schwierigen Geschäfts, das sich durch tausend Einzelheiten aus einem Monat in den andern schlich.

Kerima aber von diesen Dingen zu unterhalten, welche sie nicht verstand, konnte ihm nicht einfallen; ihn selbst aber nahmen sie gänzlich ein; und so gerieth denn der Briefwechsel, nachdem er ihr geschrieben hatte, er komme nun bald persönlich nach Armenien, von seiner Seite allmählig ins Stocken.

Um diese Zeit, etwa sechs Monate nach Wassilis Abreise von der schwarzen Burg, kehrte Iwan nach Moskau zurück, denn es war ihm gelungen, seine schöne Patientin vollständig wieder herzustellen. Seine Gespräche zauberten den vielfach in Anspruch genommenen Grafen Kerimas Bild wieder in allem Glanze vor die Seele. Er sehnte sich nach ihrer Gegenwart, obwohl sie es nicht verstand, den Abwesenden zu fesseln.

Iwan schilderte dem Grafen Kerimas Schmerz

über die Seltenheit und das Ausbleiben seiner Briefe; Wassili begann von Neuem zu schreiben, — immer aber wurde er unterbrochen, und die Briefe blieben unvollendet in seiner Mappe.

Da kam Iwan auf den Ausweg, des Grafen Anfängen selbst den Schluß hinzuzufügen und die Briefe alsdann abgeben zu lassen.

Zuletzt übertrug Wassili seinem Freunde die ganze Correspondenz.

„Schreibe ihr,“ sagte er zu Iwan, „daß ich vor Sehnsucht vergehe, aber zum Schreiben käme ich nicht mehr. — In kurzer Zeit bin ich bei ihr!“ tröstete er sich dann selbst.

Endlich nahm er sich nicht einmal mehr Zeit, Kerimas Briefe zu erblicken; Iwan mußte sie lesen und dem Grafen, während er sich rasirte oder ankleidete, ihren Inhalt summarisch mittheilen.

Dabei kaufte er alle erdenklichen Kostbarkeiten und ließ sie durch Iwan an Kerima senden.

„Wassili,“ schrieb Kerima, „Deine Geschenke sind kostbar, aber weit kostbarer sind Deine Briefe und diese entziehst Du mir. — Komm bald zu mir, — ach, was thut das Herz mir weh!“

Iwan las diese Zeilen mit Thränen in den Augen; Wassili würdigte sie kaum eines Blickes.

„Verläßt er sie, dann verlasse ich ihn,“ gelobte er sich.

Noch hatte Wassili die Gräfin Pamela nicht wiedergesehen. Während seines Aufenthalts in Armenien war sie in Petersburg geblieben, hatte sich dort mit dem Fürsten Woronzow vermählt und war mit ihm nach Paris gegangen. Von hier seit einigen Tagen nach Moskau zurückgekehrt, sprach Niemand von etwas Anderem als von ihr.

Wassili vermied sie.

„Die Treulose!“ schmähte er. „Sie trennt sich von mir unter Wiederholung des Schwures ewiger Treue und kaum ist sie in Petersburg angelangt, so verkünden alle Zeitungen ihre zweite Vermählung mit dem alten Woronzow, diesem trocknen Rechenexempel von einem Finanz-Minister! — Aber was hält mich eigentlich davon zurück, ihr unter die Augen zu treten? Sie hält mich vielleicht für unglücklich. — Oho, — ich will sie nicht länger vermeiden! — Bin ich nicht glücklich durch eine neue Liebe? — Sie soll dies Glück auf meiner platten Stirn, in meinen heitern Mienen lesen und sie soll erfahren wie leicht man sie vergißt. — Was haben wir heute? Freitag. Es ist der Ge-

fellschaftstag meiner Tante. — Dort werd' ich sie treffen.“

Gegen Swan äußerte er nichts von seinem Vorhaben; dieser besuchte keine Abendgesellschaften, Wasfili war daher sicher, daß sein Freund keine Kunde von der Begegnung erhalten werde.

Mit einer sonderbaren Befangenheit betrat Wasfili das Palais seiner Tante, in welchem er einst so glückliche Stunden an Pamelas Seite verlebt hatte. Als er die mit Blumen besetzte und mit weichen Teppichen belegte Treppe hinaufstieg und das Gefummel der Unterhaltung der zahlreichen Gesellschaft, der Glanz der Kerzen und die rauschende Musik ihm entgegen drangen, mußte er anhalten, denn ihm stockte der Athem.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Felix Mendelssohns Briefe.) Bei Herrn Mendelssohn in Leipzig ist so eben ein Band „Reisebriefe“ aus den Jahren 1830—1832 von F. Mendelssohn-Bartholdy erschienen, welche die Zahl derer, die den so früh gestorbenen Meister verehren und lieben, bedeutend vermehren werden. Sie gehören unbedingt zu dem Schönsten und Liebenswertigsten in der ansehnlichen deutschen Briefliteratur und zeigen nicht nur, wie fein der damals noch sehr jugendliche Mendelssohn fühlte, wie reich er an trefflichen Gedanken, wie groß der Schatz seines Wissens war, sondern auch wie gewandt und treffend er seine Empfindungen und Gedanken auszusprechen verstand. Wir werden Manches daraus unsern Lesern mittheilen; heute legen wir ihnen vor, wie er seinen Eintritt in Italien beschreibt: ... „Als wir in Rescitta einfuhren, sagte der Conducteur des Silwagens, jenseit der Brücke verstehe kein Mensch mehr Deutsch. Und über die Brücke gings. Gleich drüben veränderten sich die Häuser: die plattern Dächer mit den rundlich gebogenen Ziegeln, die tiefen Fenster, die langen weißen Wände, die hohen viereckigen Thürme zeigten auf ein anderes Land und die blaßbraunen Gesichter der Menschen, unzählige Bettler, die den Wagen belagerten, viele kleine Kapellen, die bunter und sorgfamer von allen Seiten mit Blumen, Nonnen, Mönchen u. s. w. bemalt sind, deuten wohl auf Italien, aber die einförmige Gegend des Weges, der sich zwischen kahlen weißen Felsen hinzieht, an einem Strome, der im Sommer als kleiner Bach zwischen Geröll sich verliert, die traurige Monotonie der Landschaft, wollen nicht zu Italien passen. „Ich habe diese Stelle etwas dünn gehalten, damit das Thema hernach recht vortritt,“ sagt der Abt Bogler und ich glaube, der liebe Herrgott hat ihm das abgelernt und es hier eben so gemacht, denn hinter Despedaletto tritt wirklich das Thema hervor. Ich hatte

mir den ersten Eindruck von Italien, wie einen Knalleffect, schlagend, hinreißend gedacht; so ist es mir bisher nicht erschienen, aber von einer Wärme, Milde und Heiterkeit, von einem über alles sich ausbreitenden Behagen und Frohsinn, daß es unbeschreiblich ist. Hinter Despedaletto geht es in die Ebene; die blauen Berge bleiben im Rücken; die Sonne scheint warm und klar durch das Weinlaub; die Straße führt zwischen Fruchtgärten fort; ein Baum ist an den andern durch Ranken gekettet; es ist als ob man zu Hause wäre, alles schon lange kannte und nun wieder einmal Besitz davon nähme, dazu fliegt der Wagen über die glatte Straße und als es Abend wurde, kamen wir nach Udine, wo wir die Nacht blieben und ich zum ersten Male Abendbrot italienisch forderte und wie auf Glatteis mit der Zunge bald ausglitt, bald stolperte. Am andern Morgen wurde ich geweckt, aber ich machte mir nichts daraus. Es war gerade Sonntag und von allen Seiten kamen die Leute in ihren bunten süßlichen Trachten mit Blumen, die Frauen Rosen im Haar, leichte Einspänner rollten vorüber, die Männer ritten auf Eseln zur Kirche, an den Posthäusern überall Haufen von Müßiggängern in den schönsten faulsten Gruppen, unter andern saß einmal Einer seine Frau, die neben ihm stand, so ganz ruhig in den Arm und drehte sich mit ihr um und sie gingen weiter; das hieß so gar nichts und war so hübsch! Nun zeigten sich hin und wieder venetianische Landhäuser an der Straße und sie wurden nach und nach dichter und dichter; man fährt endlich zwischen Häusern und Gärten und Bäumen, wie in einem Parke; das Land sieht so feierlich aus als sei man ein Fürst und halte seinen Einzug, denn die Weinreben zwischen den Bäumen sind mit ihren dunkeln Trauben die schönsten Festkränze; alle Menschen haben sich gepuht und geschmückt. In Treviso war gar eine Erleuchtung; papierne Laternen hingen über den ganzen Platz und in der Mitte gab es einen großen bunten Transparent. Prächtig schöne Mädchen gehen da daher in ihren langen weißen Schleiern, mit den rothen Kleidern. So gelangten wir in finsterner Nacht nach Mestre, stiegen in eine Barke und fuhren bei stillem Wetter nach Venedig hinüber. Da ist unterwegs, wo man nur Wasser und weit vor sich Lichter sieht, mitten im Meere ein kleiner Fels; darauf brannte eine Lampe, die Schiffer nahmen alle den Hut ab und einer sagte, dies sei die Madonna für den großen Sturm, der hier bisweilen sehr gefährlich und böß sei. Nun ging es ohne Posthorn und Wagengerassel oder Thorhschreiber in die große Stadt unter unzähligen Brücken durch; die Stege wurden belebter, viel Schiffe liegen umher, am Theater vorbei, wo Gondeln, wie bei uns die Wagen, in langen Reihen auf ihre Herrschaften warten, in den großen Canal bei dem Marcusthurm, dem Löwen, dem Dogenpalast, der Seufzerbrücke vorbei und die Unbedeutlichkeit der Nacht erhöhte nur meine Freude als ich die wohlbekannten Namen hörte und die dunkeln Umrisse sah und da bin ich in Venedig zc.“

(Das landschaftliche Auge.) Unter diesem Titel giebt Niehl in seinen trefflichen „Culturstudien“ interessante Bemerk-

lungen über die Auffassung der Natur in den verschiedenen Jahrhunderten. „In topographischen Büchern aus der Popszeit“, sagt er, „kann man lesen, daß Städte wie eben Berlin, Leipzig, Augsburg, Darmstadt, Mannheim in einer gar feinen und lustigen Gegend liegen, wo hingegen die malerisch reichsten Partien des Schwarzwaldes, des Harzes, des thüringer Waldes als „gar betrübte,“ öde und einförmige oder mindestens „nicht sonderlich angenehme“ Landschaften geschildert sind. Das ist keineswegs bloß die Privatmeinung der einzelnen Topographen, sondern die Ansicht des Zeitalters, denn jedes Jahrhundert hat nicht nur seine eigene Weltanschauung, sondern auch seine eigene Landschaftsanschauung. — Zahllose Lustschlösser baute man vor hundert Jahren in kahle langweilige Ebenen und glaubte ihnen die möglichst schönste Lage gegeben zu haben, während die alten Herrensitze in den reizendsten Gebirgsgegenden als zu wenig „plätschlich“ gelegen verwitterten und zerfielen. Nicht nur prachtvolle Sommerresidenzen und Prunkgärten legten damals die bayerischen Kurfürsten in die öden Wald- und Moorflächen von Nymphenburg und Schleißheim; Max Emanuel ließ sogar mitten in einem dieser Gärten, der die natürliche Wüste schon ringsum seine Mauern hat, noch einmal eigens eine künstliche Wüste herstellen. Karl Theodor von der Pfalz baute zwei Stunden seitwärts von den herrlichen Heidelberger Grün den seinen Schwefelgärtchen mitten in das einförmigste Flachland hinein. Wenn nur eine Gegend recht eben und baumlos war, dann getraute man sich schon die ergößlichste Landschaft aus ihr hervorzuzaubern. Noch vor fünfzig Jahren hielt man den keineswegs reizlosen, doch in seiner Fläche immerhin eintönigen obern Rheingau für den wahren Paradiesgarten landschaftlicher Schönheit, baute darin Villas an Villas, die jetzt ziemlich verlassen stehen, und schätzte die weitere Strecke des Rheinlaufes von Rüdesheim bis Coblenz mit ihrer reichen Pracht an Felsen, Schlössern, Burgen und Wäldern mehr nur um des Gegenspiels willen.

Die mittelalterlichen Maler glaubten ihren Gesichtsfällen und Brustbildern keine schönern Hintergründe geben zu können, als indem sie möglichst abenteuerliche, zackige Berge und Felsformen einschoben, obgleich sich das neben einem milden, still verklärten Menschenantlitz oder auch bei dem Conterfei irgend eines prosaisch ehrwürdigen reichstädtischen Spießbürgers oft seltsam genug ausnimmt. Selbst alle niederländischen Historienmaler, wie Hemling, Van Eyck etc., die vielleicht nie in ihrem Leben dergleichen zerklüftete Felsblöcke gesehen, nahmen sie gern in ihre Hintergründe auf. Auf einem niederdeutschen Bilde, welches die Legende von den 11,000 Jungfrauen darstellt, ist die Stadt Köln als mit zackigen Felsgruppen umgeben im Hintergrunde zu sehen. Man hielt also damals die wild zerrissene, kahle Gebirgsnatur für ein Urbild landschaftlicher Schönheit, während man einige Jahrhunderte später solche Formen viel zu ungehobelt und regellos fand, um sie überhaupt nur schön finden zu können.

In der ganzen großen Epoche der Landschaftsmalerei von

Ruysdael bis gegen die neuere Zeit wurde das Hochgebirge nur selten zu bedeutamen landschaftlichen Compositionen ausgebeutet. Selbst wo ein Eberdingen die Felschluchten und Wasserfälle Norwegens uns vorführt, mähtigt er die abenteuerlichen Formen und sucht die nordische Alpenwelt dem deutschen Mittelgebirgscharakter möglichst zu nähern. Das landschaftliche Auge hatte sich also damals von den Anschauungen des Mittelalters abgewandt und sättigte sich in den mildereren Formen des Mittelgebirgs und des Flachlands.

Die schöne Natur, dieses subjectivste aller Kunstwerke, welches anstatt auf Holz oder Leinwand auf die Netzhaut des Auges gemalt ist, wird jedes Mal ein anderes mit dem geistigen Standpunkte des Sehenden. Und wie bei Einzelnen, so also auch bei ganzen Generationen. Die Erfassung des Kunstschönen ist nicht halb so abhängig von den großen culturgeschichtlichen Voraussetzungen, wie die des Naturschönen. Mit jedem großen Umschwung der Gesittung erzeugt sich auch ein neuer „Blick“ für eine andere Art landschaftlicher Schönheit.

—r.

(Die Freier der Königin Elisabeth von England.) Wie wir in Webers schätzbarem Werke „Aus vier Jahrhunderten“ lesen, befand sich unter den Fürsten, welche sich um die Hand der Königin von England bewarben, auch ein Herzog von Sachsen und zwar entstand diese Werbung durch Veranlassung von England aus. Bekanntlich war dem König Heinrich VIII. 1547 sein minderjähriger Sohn Eduard VI. gefolgt, damals neun Jahr alt. Für den Fall seines kinderlosen Ablebens mußte seine Krone an seine Halbschwester Marie fallen. Dies wollte aber die evangelische Partei in England vermeiden, da Marie der katholischen Kirche angehörte, und suchte statt ihrer der Prinzessin Elisabeth einen Gemahl, der der lutherischen Kirche angehörig sei und versiel zunächst auf einen Prinzen aus dem sächsischen Kurhause. Das Schicksal des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, seine Kämpfe gegen den Kaiser, seine Gefangenschaft nach der Schlacht bei Mühlberg hatten ihm in England lebhaftere Sympathie erworben; man betrachtete ihn als den Vorkämpfer der evangelischen Kirche. Auf seinen Sohn fiel daher die Wahl der protestantischen Barone Englands. Während der Gefangenschaft des Kurfürsten war es nicht thunlich, Verhandlungen zu diesem Zwecke einzuleiten. Als er aber seine Freiheit wieder erhalten, begannen sie im Jahre 1552 und zwar durch Vermittelung des Hospredigers zu Weimar, Joannes Aurifaber (Goldschmidt), der in einem Briefe an den Kurfürsten unter dem Siegel des Geheimnisses diesem mittheilte, daß der englische Gesandte Richardus Marysinus ihm aufgetragen habe, den Kurfürsten von den Intentionen des englischen Hofes in Kenntniß zu setzen und ihn aufzufordern, seinen Sohn nach England zu senden. Zugleich wurde hinzugefügt, England werde gern bereit sein, den Kurfürsten Johann Friedrich gegen seinen Vetter Moritz zu unterstützen, um wieder zu seinen Rechten zu gelangen. Ehe vielleicht noch Johann Friedrich in dieser Angelegenheit einen Beschluß fassen konnte, starb der junge König Eduard und

seine Halbschwester Marie bestieg den Thron Englands. Damit hörte aber auch der Zweck der Verhandlung von selbst auf. Erst als Marie 1558 gestorben und Prinzessin Elisabeth Königin geworden war, nahm der Herzog Johann Friedrich der Mittlere für seinen Bruder, den Herzog Johann Wilhelm den Gedanken an eine Verbindung mit England wieder auf. Er schickte 1559 den Grafen von Mansfeld und den Kanzler Dr. Burchardt als Gesandte nach England, mit dem Auftrage wegen der ferneren Aussicht auf die frühern Pläne vorsichtig zu sondiren. Die Herren kehrten aber noch in demselben Jahre unverrichteter Sache und mit einem höflichen Ablehnungsschreiben der Königin zurück. Inzwischen hatte sich auch Herzog Johann Wilhelm von Paris aus selbst incognito nach England begeben, hielt sich aber nur einige Tage in London auf, weil er wahrscheinlich erfuhr, daß Elisabeth seinen Wünschen abgeneigt sei. Zugleich theilt der Verfasser obigen Werks einen lateinisch geschriebenen Brief des Königs von Schweden Erichs XIV. an die Königin Elisabeth mit, dessen Origin al sich seltsamer Weise im l. sächs. Staatsarchiv vorfindet, woraus erhellt, daß Erich gleichfalls unter den Bewerbern um die Hand der Königin sich befand, aber ebenfalls eine ablehnende Antwort erhalten hatte. Er hält diese Antwort für ein Zeugniß der Eifersucht Elisabeths, hervorgegangen aus den falschen Berichten über seine gleichzeitigen angeblichen Verhungen um die Hand der Marie Stuart von Schottland und der Tochter des Landgrafen von Hessen. Er verteidigt sich damit, daß er um Marie Stuart für seinen Bruder geworden habe, während die von ihm der Prinzessin von Hessen dargebrachten Huldigungen nur in Folge seiner Eifersucht auf den Grafen Leicester entstanden seien, den Elisabeth mehr als ihn zu begünstigen geschienen hätte. Er glaube aber an Elisabeths Beständigkeit und Wohlwollen gegen ihn und versichert zugleich in selbstgefälliger Bescheidenheit, er habe nicht geglaubt, daß es eine Jungfrau auf der Welt gebe, die seinetwegen so lange im Cölibat leben wolle.

— r.

(Geschmacksrichtungen in alter Zeit.) Es ist gewiß auffallend, wenn man in Chroniken alter Zeit Genüsse rühmen hört, welche in späteren Jahrhunderten geradezu verachtet wurden. So lesen wir in alten Urkunden, daß der sächsische Landwein, auf den Meißner oder Lösniger und Loschwiger Bergen erbaut, als fürstliches Geschenk selbst an Höfen hoch in Ehren gehalten wurde. Auch die Geistlichkeit, die doch von jeher einen guten Geschmack bewährt hat, fand Behagen an diesem Weine und bemühte sich die Weincultur zu verbreiten, wie aus einer Urkunde des Bischofs Witiche von Meissen vom 30. December 1284 hervorgeht. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts nahm der Handel mit Wein aus dem Elbthale bei Dresden in das Ausland einen bedeutenden Aufschwung. Namentlich beschäftigte sich ein Bürger von Dresden, Kohl, viel mit diesem Handel, den er vorzugsweise nach den Niederlanden trieb, wo man nicht glauben wollte, daß er aus Sach-

sen stamme, sondern ihn für französischen hielt und deshalb im Jahre 1669 eine Sendung Kohls von 700 Ohmen mit Beschlag belegt wurde. Der Kurfürst, an den sich Kohl wandte, mußte in einer besondern Urkunde an den Rath von Amsterdam die Echtheit des Weins bestätigen und versichern, daß der Weinwachs in hiesigen Landen durch der Einwohner fleißige Erbauung und Güte des Landes, auch Gottes darzu verliehenen Segen bisher dermaßen zugenommen, daß die Weine ohne dergleichen Abführung der Orten nicht verthan noch consumirt werden könnten.

Auch in andern Ländern finden wir dieselbe Wandelung des Geschmacks. So erzählt uns Springer in seinem „Paris im 13. Jahrhundert,“ daß zu jener Zeit in der Umgebung von Paris viel Wein gebaut wurde; ebenso wurde der in der Landschaft Brie erzeugte Wein in der Chronik von S. Maglaine sehr gerühmt. Heutzutage würden bei Paris erzeugte Weine schwerlich munden und von dem Weine in der Brie behauptete schon Boileau seine Blutsverwandtschaft mit Eißig. Es hat überhaupt seit jener Zeit ein großer Wechsel in den Sigen der Weincultur stattgefunden; einzelne Landschaften haben ihre Bedeutung in dieser Hinsicht verloren, andere sie erst seitdem errungen, nur wenige, wie Burgund, dessen Weine schon im 13. Jahrhundert ausgeführt wurden, den alten Ruhm unverehrt erhalten. Im Keller des Grafen Robert von Artois lagerten Weine von La Rochette, S. Pourçain (Aubergne), Beaune, St. Jean d'Auxerre und Artois. Gegenwärtig würden die Etiketten in einem fürstlichen Keller wohl anders lauten und auch die Auswahl hinsichtlich der fremden Weine anders als im 13. Jahrhunderte getroffen werden, welches außer den Moselweinen, namentlich die südlichen feurigen Weine, wie die spanischen, jene von Cypren, griechische und italienische Sorten liebte und durch Zuthat von Honig und Gewürze die Kraft und den Geist des Getränks zu erhöhen suchte.

Andererseits kann man nicht läugnen, daß schon damals der Geschmack der Pariser in Bezug auf die Speisen fast ebenso verfeinert war, wie gegenwärtig. Rücksichtlich der Würze der Speisen waren sie freilich sehr anspruchslos, sie begnügten sich mit Safran, den sie auch als Parfüm benutzten, mit Pfeffer, Anis, Zimmet, Kümmel und Süßholz. Aber bezüglich der Bezugsquellen der einzelnen Nahrungsmittel herrschte keineswegs Gleichgiltigkeit. Man wußte gar wohl, welche Landschaft das eine oder das andere Product am besten erzeuge und woher der Feinschmecker seine Speisekammer versorgen müsse. So hielt man die Erbsen von Berrandois über alle andern, holte die Kresse aus dem Orleanais, die Nüben aus der Aubergne, die Zwiebeln aus Corbeilles, Schallotten aus Estampes und schätzte den Käse aus der Champagne und der Brie besonders hoch, so wie Fische aus den Teichen von Bendi, Burgunder Birnen und Äpfel aus der Aubergne. Die besten Kastanien wurden aus der Lombardei, Feigen aus Malta und Rosinen aus der Levante bezogen.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Preis für 104 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Kupfern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Kupferblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Porratto interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Abbild. von neuen Baumarten u. Monumenten etc. enthaltend: 6 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Heldin der Grim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortsetzung.)

Endlich faßte Wassili sich und betrat den Saal. Da aber, wo sonst Pamelas freundliche Blicke ihn empfangen hatten, schien jetzt Niemand ihn zu kennen. Er suchte seine Tante, doch sie hatte die Karte an einem Whisttische für eine Freundin übernommen und war nicht aufzufinden; lauter fremde Gesichter wogten gleichgiltig an ihm vorüber.

Er bereute in diese Gesellschaft gegangen zu sein und war im Begriff, sie unmutig wieder zu verlassen, als sein Blick auf eine hohe elegante Frauengestalt fiel, die, von zahlreichen Herren umringt, neben einem Bosket von rothblühenden Pelargonien stand. Er wurde todtensbläß, er wollte die Augen von ihr wenden, aber er vermochte es nicht, denn sie war es, Pamela, unverändert in Haltung und Miene, sie — die er so leidenschaftlich geliebt hatte.

Pamela gehörte zu jenen frappanten Erscheinungen, die obwohl ohne jegliche Frische und trotz ihrer vierunddreißig Jahre bei Kerzenschein dennoch über alle jugendlichen und aufkeimenden Schönheiten den

Sieg davon tragen. Das Tageslicht war ihrem dunklen asiatischen Teint nicht günstig, das wußte sie, und darum ließ sie sich bei Tage so wenig wie möglich sehen; aber des Abends im hellerleuchteten Salon gab es nichts Blendenderes, nichts Verführerischeres als die Gräfin. „Une belle de nuit,“ hatte der französische Gesandte sie genannt, als der Kaiser ihn gefragt, wie sie ihm gefalle und dieser Name war ihr seitdem in der Gesellschaft geblieben. Mit den schönsten Zähnen, dem reichsten Haar, den glänzendsten Augen, verband sie die einnehmendsten Mienen, und der Anmuth ihrer Unterhaltung vermochte Niemand zu widerstehen.

Nachdem Wassili sie einmal erblickt hatte, war er nicht mehr im Stande, seine Augen wieder von ihr abzulenken; er stand wie versteinert.

Zwei junge Damen gingen an ihm vorüber, — sie sahen ihn verwundert an, lächelten und flüsterten dann mit einander.

Wassili wendete ihnen unwillig den Rücken und starrte in den schwarzen Raum einer Boliere, ohne zu bemerken, daß sie keine Bewohner enthielt.

„Sieh nur, Warnika,“ sagte die Eine der beiden Damen, „welchen Platz unsere belle de nuit sich wieder ausgesucht hat. Wie unbefangen sie thut bei so viel Absicht.“

„Ich verdanke ihr es nicht, daß sie eben dort stehen bleibt,“ lautete die Antwort; „für das Kleid von weißem Moiré ist die dichte Wand von rothen Blüten der beste Hintergrund. — Imposant wie eine

Kaiserin — coiffée en cheveux, nur einen goldenen Dolch im Haarnoten — das muß ich ihr nachahmen, ich habe eine ganz ähnliche Dolchnadel.“

„Und mir muß die Putzmacherin die Eberschen verschaffen, mit denen das Kleid an der Seite aufgenommen ist. Die Fürstin soll nicht immer allein etwas Apartes haben.“

„Geh nur hin zur Putzmacherin und bestelle Dir etwas, dann wirst Du die Antwort bekommen: „Bedauere sehr, — bin auf die nächsten vier Wochen für die Fürstin Woronzow beschäftigt.“

„Das weiß der Himmel, — ein Feder ist mit ihr beschäftigt! Sieh nur, wie geschickt sie die Perlen um den Hals geschlungen hat; — er ist im Grunde nur mager, aber sie versteht es, sich zu drehen.“

„Und immer ohne ihren Gatten in Gesellschaft, das ist bequem für die Verehrer.“

„Da der Baron Kareff, ihr glühender Anbeter, unwohl ist, so glaubte ich, sie würde heute in Ermangelung ihres Cicisbeo nicht erscheinen, — aber sieh doch das Eulengeschlecht, welches zur Sonne sich drängt.“

Die beiden Damen entfernten sich, — auch Pamela ging weiter, wie ein Komet quer durch die Menge der Sterne am Gesellschaftshimmel, einen glänzenden Schweif von Herren nach sich ziehend.

Wassili wendete sich um; — sie schritt dicht an ihm vorüber, aber ihr Blick fiel nicht auf ihn. War dies Zufall oder Absicht, das vermochte er nicht zu bestimmen, sie blickte heiter in die Gesellschaft hinein und ließ den Herren an ihrer Seite ein halbes Gehör.

„Ich will doch sehen,“ sagte Wassili für sich, „wie weit sie's in der Kunst des Uebersehens gebracht hat.“

Und er folgte dem Strome, um sich ihr abermals in den Weg zu stellen.

Da wurde er von seiner Tante angehalten.

„Ich habe nothwendig mit Dir zu sprechen,“ sagte sie nach der flüchtigen Begrüßung; „laß uns hier in mein Boudoir treten, da sind wir ungestört.“

Doch noch ehe sie Platz genommen hatten, rief ein Diener die Fürstin wieder zu ihrer hohen Whistpartie ab, und Wassili sah sich allein.

Auf dem Arbeitstische seiner Tante stand sonst, wie er sich erinnerte, ein Aquarell-Bild Pamelas. Er warf einen Blick auf den Tisch und siehe, das Bild stand noch auf seinem alten Plage.

Tief beugte er sich nieder, um es zu betrachten.

Es blickte ihn so bekannt, so gelassen, so treu in die Augen. Mit durstigen Blicken sog er die feinen geistreichen Züge in sein verschmachtetetes Herz, aus dem nach und nach aller Groll verschwand.

„Guten Abend, Graf Wassili,“ flüsterte plötzlich eine melodische Frauenstimme dicht hinter ihm.

Wie elektrisirt wendete er sich um; — vor ihm stand Pamela und hielt ihm mit einem sonderbaren, halb gezwungenen, halb melancholischen Lächeln die schöne Hand entgegen.

Wassili, entweder geblendet von dem Glanze ihrer Erscheinung oder empört über ihre scheinbare Fassung, trat einen Schritt zurück, ohne die dargebotene Rechte anzunehmen.

Langsam ließ Pamela ihre Hand sinken, — langsam schüttelte sie den Kopf; eine tiefe Schwermuth überflog ihr Gesicht und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand sie belausche, sagte sie mit bewegter Stimme:

„Wassili, — Sie haben mir nicht Wort gehalten.“

„Bei Gott, das geht zu weit!“ rief der Graf außer sich. „Unser Verhältniß bedarf keiner Erörterung. Steht nicht die glückliche Gattin des Fürsten Woronzow vor mir?“

„So gewiß, wie der glückliche Besitzer des Vermögens seines Vaters vor mir steht,“ versetzte Pamela mit einem verklärten Gesichte.

„Was hat mein Vermögen mit Ihrer Vermählung zu schaffen?“

„Wassili!“ rief Pamela im Begriff einem Gefühle nachzugeben, das sie zu überwältigen drohte. Aber nach einem Blicke auf den kalten Ausdruck in des Grafen Zügen, sagte sie mit Fassung „Nichts,“ und wendete ihm den Rücken, um ihn zu verlassen.“

„Nein, Frau Fürstin!“ rief jetzt Wassili, „Sie müssen bleiben! — Sie sind mir eine Erklärung schuldig; — ich verlange eine solche von Ihnen.“

„Ich muß? — Sie verlangen?“ fragte Pamela, nur den Kopf nach ihm umwendend. „Sonst erriethen Sie meine Gedanken, jetzt lösen Sie nicht einmal das Räthsel meiner Handlungen. — Und ich, — habe ich etwa keine Erklärung zu verlangen? Wohin wendeten Sie sich, als Sie Moskau verließen?“

Wassili legte die Hand an die Stirn — seine Gedanken verwirrten sich.

„Frau Fürstin — Pamela — mein Gott, was ist hier noch zu errathen?“ sagte er in höchster Auf-

regung. Ist Ihre Vermählung etwa eine Scheinheirath?"

„Nein, und abermals nein!“ entgegnete Pamela heftig. „Und eben weil sie das, Gott sei Dank, nicht ist, so ... doch still; — was red' ich lange zu einem Manne, der keinen Glauben hat an die tausendfach besiegelte Treue eines Frauenherzens, — der einer Frau zutraut, sie könne sich die edelsten Gefühle abschütteln wie Staub, — der, glaubte er sich wirklich verrathen, so bald Ersatz gefunden!“

Und abermals machte sie Miene sich zu entfernen.

„Halt, Fürstin!“ rief Wassili. „Sie machen mich wahnsinnig. Nur Eins sagen Sie mir: Warum mußte ich Ihre Wiedervermählung durch die Zeitungen erfahren? — Warum nicht von Ihnen selber? — Sie wußten, weshalb Sie nach Petersburg gingen, — warum theilten Sie mir bei unserer Trennung Ihre Heiraths-Pläne nicht mit?“

„Ich that es nicht, weil ... ich meine Gründe hatte. — Wat ich Sie nicht, — besinnen Sie sich, — mir Ihre Zukunft zu überlassen. — Mit Ihnen zu leben, sagte ich, gehe nicht an, aber für Sie zu leben sei mein Beruf.“

„Weiter, weiter,“ flehte Wassili.

„Wäre ich nicht die Fürstin Woronzow,“ sprach Pamela mit Nachdruck und Würde, „so wärst Du noch der arme Graf Wassili Erloff.“

Der Graf sank vor ihr nieder und schlug beide Hände vor das Gesicht.

„Der Minister Fürst Woronzow hatte Dein Geschick in Händen,“ fuhr Pamela fort. „Seit dem ersten Tage der Begegnung mit Dir trat ich mit ihm in Schriftwechsel, um durch seinen Einfluß das zu erreichen, was wir jetzt erzielt haben. Jahre lang habe ich mit ihm correspondirt, aber er wollte sich nicht entschließen, beim Kaiser für Dich zu wirken. Endlich erklärte er sich bereit dazu, aber nur um den Preis meiner Hand. — Das Uebrige weißt Du.“

Wassili lag wie zerschmettert zu ihren Füßen und schluchzte. Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie an die Lippen; diese waren eiskalt.

Pamela beugte sich zu ihm nieder.

„Armer Wassili,“ hauchte sie, indem sie seine Locken mit dem Munde berührte.

Stimmen wurden laut.

„Man kommt, Wassili!“ rief Pamela. „Führen Sie mich an den Wagen, — ich kann nicht mehr.“

Im Nu stand Wassili auf beiden Füßen, er

reichte ihr den Arm, ganz wie in früheren Tagen übergab sie ihm ihren Fächer und ihr Bouquet, schürzte mit der freien Rechten ihr weites Kleid und ließ sich von ihm den nächsten Weg zur Treppe und diese hinab zum Wagen geleiten. Bevor sie diesen erreicht hatten, durchzuckte es Wassili als würde er von einem elektrischen Schläge getroffen, so daß er das Bouquet zur Erde fallen ließ. Ein Diener der Fürstin hob es schnell auf, aber die Pflanze des Straußes, eine rothe Camellie, war abgebrochen und blieb liegen. Auf diese stürzte sich ein aus der Menge der Diener hervortretender, dem Grafen wohlbekannter Mann in dunkler armenischer Tracht, raffte sie auf und verschwand mit einem drohenden Blicke auf Wassili.

„Was sagen Sie zu dem Enthusiasten?“ fragte Pamela lächelnd. „Er thut, als wäre eine Blume aus meinem Bouquet ein Schatz.“

„Ich habe nichts bemerkt,“ lautete Wassilis Antwort, während er die Gräfin in den Wagen hob.

„Auf morgen!“ flüsterte sie, ehe sie das Fenster in die Höhe zog; dann rollte sie, ihm noch zunicke von bannen.

Als Wassili, vor seinem Hotel angelangt, aus dem Wagen stieg, erblickte er den finstern Mann, der die Camellie aufgerafft hatte, dicht neben der Hausthür.

Der Graf fuhr ein zweites Mal zusammen.

Es war Aflan, den Kerima nach Moskau an ihren Verlobten gesendet hatte, mit dem Auftrage, ihn wo möglich zu ihr zu geleiten.

Aflan glaubte, nach dem was er mit eigenen Augen gesehen, nach der schwarzen Burg zurückkehren zu müssen, ohne sich mit dem Grafen einzulassen.

7.

Ueber die Berge.

Noch blühten einzelne Spätrosen im Parke der schwarzen Burg, der wilde Wein überspann die Mauern des alten Fürstenthums mit Purpur, und ein warmer Septemberwind hauchte durch die armenischen Berge. Aber in dem Herzen Kerimas waren die Rosen alle entblättert und ihr Duft verweht, — nur die Dornen waren ihr geblieben. Aflans Bericht hatte ihr nichts Neues verkündet, sondern ihre Befürchtungen nur bestätigt; und stumm blutete das stolze Herz, jeden Trost, jeden theilnehmenden Zuspruch verschmähend. Ein lauter Schrei war ihren Lippen entföhren, als sie den entsendeten Diener allein durch das

Burgthor in den Hof reiten sah, — dann aber hatte sie jede Aeußerung des Schmerzes erstickt. Keine Thräne weinte sie dem Treulosen nach, sein Name kam nicht über ihre Lippen. Weder mit dem Fürsten, noch mit Irenen sprach sie eine Sylbe über die An gelegenheit und wieder öffnete sich die Kluft zwischen ihr und der schönen blonden Hausgenossin.

Alles was gekommen war, hatte der Fürst vorausgesehen, aber von Kerimas Selbstbeherrschung ließ er sich täuschen, indem er glaubte, der Schmerz über Wassilis Untreue werde bald überwunden sein und dann vergessen werden.

Auch Katinka und Maschinka nahmen die Sache nicht so schwermüthig, da Kerima ihnen stets ein heiteres Gesicht zu zeigen suchte. Hätte Kerima nicht Wassilis Briefe verbrannt und seine Geschenke über die Seite gebracht, sie wäre versucht gewesen zu glauben, es sei alles beim Alten.

Niemand ahnte, daß Aflan von seiner Sendung nach Moskau nichts mitgebracht hatte als eine verwelkte rothe Camelle, daß Kerima einige Blätter davon in einer goldenen Kapsel auf der Brust trug, daß sie täglich bei diesen welken Blättern schwur, sich an Wassili zu rächen und daß sie, wenn sie zum Gebet niederkniete, die Madonna nur ansah, ihr zur Rache behilflich zu sein.

Nur wenn sie auf ihrem wilden Renner durch den einsamen Wald jagte und der Kammermohr auf seinem kleinen Falben weit zurückblieb, machte sie ihrem gepreßten Herzen durch laute Schmerzensrufe und Thränengüsse Luft. Ohnmächtig sank sie oft nach solchem Ritze auf dem Schloßhose nieder.

Um die Tochter zu zerstreuen, so lud der Fürst jetzt häufig die Edlen aus der Umgegend zu glänzenden Banketten ein. Da belebten sich dann die weiten Hallen der Burg und die Laubgänge des Parks mit den reichen malerischen Trachten der Armenier; da ragte der wunderschöne Kurde um eine Kopflänge über alle andern Gäste empor; der Tscherkesse, den Bund kühn um die Stirn gewunden, setzte sich an Zimaras Tafel nieder und stützte sich auf den krummen Säbel — den er für das Vaterland und den Iman-Schamyl stets bereit hielt — wenn Kerima mit einem Sohne des Gebirges den Kolo, den wildverschlungenen Tanz ausführte. Kerima tanzte auf den Festen ihres Vaters mit derselben zügellosen Leidenschaft, mit der sie das Roß bändigte und trotz ihrer jugendlichen Fülle schwebte sie so leicht dahin, daß

es schien, als berührte sie mit ihren Fußspitzen kaum den Boden.

Das Blut siedete den feurigen heißblütigen Aflaten in den Adern, wenn die blasse Fürstentochter, von Diamanten funkelnd, sinnverblendend prächtig gekleidet, den wilden Reigen mit ihnen schlang — und doch wagte Keiner eine Bitte um Liebe an das schöne Mädchen, denn eiskalt blieben Kerimas Fingerspitzen, mit denen sie in den Verschlingungen des Tanzes ihre Bewunderer streifte und ihre Wangen rötheten sich nie, so viel sie auch tanzte. „Das Herz ist todt in ihr,“ flüsterte man von ihr, und so war es auch; das entfernte die Menschen von ihr, das verbreitete ein Frösteln in den Räumen der schwarzen Burg und Keiner fühlte sich dort heimisch, aber dennoch zog Jedem eine unwiderstehliche Gewalt nach Zimaras Banketten, wo Kerima und oft noch mehr Irene, aller Blicke auf sich zogen.

Während man in der schwarzen Burg tanzte, wurde an der Donau gefochten. Daß die russischen Heere die Türkei mit Leichtigkeit erobern würden, hielt man in ganz Rußland für ausgemacht, und darum ließ sich Niemand über den Krieg ein graues Haar wachsen. Als aber England, Frankreich und Sardinien zum Schutze des Sultans herbeieilten und die Krim angriffen, da erwachte die Besorgniß in der Brust des Czaren und es erging ein Aufruf an seine wehrhaften Unterthanen, freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlandes zu den Fahnen zu eilen.

Dieser Aufruf setzte den Festlichkeiten in der schwarzen Burg plötzlich ein Ziel; aus den Tänzern wurden Krieger, selbst Zimara dachte daran, dem Rufe des Czaren Folge zu geben; Irene aber hielt ihn durch Bitten und Thränen zurück.

Ganz anders wie sie benahm sich Kerima. Sie drang nicht nur in den Vater, Irenens Thränen nicht nachzugeben, sondern beneidete einen Jeden, der sich an dem Kampfe betheiligen konnte und versah die in den Krieg ziehenden Diener des Fürsten mit Pferden, Waffen und Allem, was sie zum Feldzuge nöthig hatten.

Seit ihrer ersten Begegnung mit Wassili war nun ein Jahr verflossen. Zwan, mit dem sie in Correspondenz geblieben, hatte ihr gleich nach Aflans Rückkunft von Moskau die Abreise Wassilis nach Italien — natürlich in Gemeinschaft mit der Fürstin Woronzow — gemeldet. Jetzt schrieb er ihr, man erzähle sich in Moskau, der Graf sei bei der russischen Armee vor Sebastopol eingetroffen; die Dank-

barkeit, welche Waffili dem Kaiser schulde, mache ihm eine Theiligung am Kampfe natürlich zur Pflicht.

Bei dieser Nachricht faßte Kerima einen wilden seltsamen Entschluß. Fortan schlich sie sich oft in den Waffensaal der Burg, betrachtete die an den Wänden hängenden Schilde und Speere und nahm die langen, mit Perlmutter ausgelegten Flinten herunter, um sie auf irgend einen Gegenstand anzuschlagen. Eines Tages warf sie sich sogar ein feines Panzerhemd über, und versuchte, unter seinem Gewichte in Saale einzuschreiten.

Da vernahm sie die Stimme ihres Vaters und damit er sie nicht in ihrem abenteuerlichen Aufzuge sähe, huschte sie hinter eine Portiere.

Der Fürst trat in den Saal, — an seinem Arme hing Irene.

„Wenn Du die Waffenhalle besuchst,“ sagte diese mit einer von Thränen erstickten Stimme, „dann denke ich immer, Du beabsichtigst dennoch, Deine arme Irene zu verlassen und in den Krieg zu ziehen.“

„Beruhige Dich, mein geliebter Engel,“ besänftigte der Fürst. „Ich will nur sehen, was die Austheilung von Waffen an unsere Freiwilligen hier für Lücken geschlagen. Ich bleibe bei Dir, — Du hast mein Wort darauf.“

Dabei führte er sie zu einem Sessel, drückte sie sanft hinein und blickte ihr mit der innigsten Zärtlichkeit ins Gesicht.

„Hätte ich auch wirklich die Idee gehabt,“ fuhr Zimara Johann fort, „zur Armee abzugehen, so würde Dein Zustand, der von Neuem anfängt bedenklich zu werden ...“

„O es nichts Bedenkliches,“ unterbrach ihn Irene.

„Ich sehe wohl, daß Kerimas zurückgekehrte Kälte wie Gift auf Dich wirkt; Du selbst aber willst nicht, daß ich, um ihren Trost zu brechen, ihr endlich unumwunden sage: Irene ist nicht meine Schwester, sondern sie wird meine Gattin, und die Herrin dieses Schlosses.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Wie Felix Mendelssohn Bekanntschaften machte.) In den bereits erwähnten prächtigen „Reisebriefen“ Mendelssohns heißt es auch in einem Briefe aus Mailand: „Die Abende war ich immer in Gesellschaft, und zwar in Folge eines verückten Streiches, der mir wieder einmal gelang. —

Ich glaube, ich habe diese Art Tollheiten erfunden und kann ein Patent darauf nehmen, denn die angenehmsten Bekanntschaften habe ich immer ex abrupto gemacht, ohne Briefe, Empfehlungen und all' dergleichen. Ich frug nämlich zufällig, als ich ankam, nach dem Namen des Commandeurs der Stadt, und unter mehreren Generälen nannte mir der Lohnbediente auch den General Ertmann. Nun fiel mir dabei gleich die A-dur-Sonate von Beethoven mit ihrer Dedication ein und weil ich über die Frau von allen Leuten immer das Schönste und Beste gehört hatte, wie freundlich sie sei und wie sie Beethoven so verzogen habe, und wie vortrefflich sie spiele, so zog ich mir den nächsten Morgen, um Visitenzeit, einen schwarzen Frack an, ließ mir den Gouvernementspalast zeigen, dachte mir unterwegs eine schöne Rede an die Generalkin aus und ging ganz munter hinauf. Nun kann ich nicht läugnen, daß mir es ein wenig fatal war zu erfahren, der General wohne im ersten Stock vornheraus und als ich gar in den wunderschönen, gewölbten Vorfaal kam, krigte ich wahrhaftig Furcht und wollte umkehren. Indessen kam es mir denn doch gar zu kleinstädtisch vor, mich vor einem gewölbten Vorfaal zu fürchten; ich ging also gerade auf einen Trupp Soldaten zu, die da standen, und frug einen alten Mann in einem kurzen Manteljäckchen, ob hier der General Ertmann wohne, und wollte mich dann bei der Frau anmelden lassen. Unglücklicherweise antwortete der Mann aber: der bin ich selbst, was steht Ihnen zu Diensten? Das war sehr unangenehm und ich mußte meine ganze Rede im Auszug anbringen; der Mann schien sich aber daran nicht sonderlich zu erbauen und wollte wissen, mit wem er die Ehre habe? Das war auch nicht angenehm, aber zum Glück kannte er meinen Namen und wurde sehr höflich: seine Frau sei nicht zu Hause, ich würde sie um Zwei treffen, wenn ich da Zeit hätte oder zu einer andern Stunde. Ich war froh, daß es noch so abgelaufen war, ging inzwischen gegenüber in die Brera, gackte mir das sposalizio von Raphael an und um Zwei lernte ich nun die „Frei-frau Dorothea v. Ertmann“ kennen. Sie nahm mich sehr freundlich auf, war auch sehr gefällig, spielte mir gleich die Cis-moll-Sonate von Beethoven vor und dann die aus D-moll. Der alte General, der nun in seinem grauen, stattlichen Commandeur-Rocke, mit vielen Orden erschien, war ganz glücklich und weinte vor Freuden, weil er seine Frau so lange nicht hatte spielen hören; es sei in Mailand kein Mensch, der so was anhören wolle. Sie sprach von dem B-dur-Trio, dessen sie sich nicht entsinnen könne. Ich spielte es und sang die Stimmen dazu; das machte dem alten Ehepaare viel Freude und so war die Bekanntschaft geschlossen. Seitdem sind sie nun von einer Freundlichkeit gegen mich, die mich beschämt. Der alte General zeigt mir die Merkwürdigkeiten von Mailand. Nachmittags holt sie mich im Wagen ab, um auf den Corso zu fahren; die Abende bis ein Uhr machen wir Musik; gestern früh führten sie mich in die Umgegend spazieren, Mittags muß ich da essen; Abends war Gesellschaft da und dazu sind es die angenehmsten, gebildetsten Leute, die man sich den-

ken kann, beide in einander verliebt, als seien sie Brautleute und sind doch schon vierunddreißig Jahre verheirathet. Er sprach unter anderm gestern von seinem Berufe, dem Salbatenwesen, dem persönlichen Muth und dergleichen, mit einer Klarheit und so schönen freien Ansichten, wie ich sie fast nie, außer von Vater, gehört hatte. Er ist schon sechsundvierzig Jahre lang Offizier und nun solltet Ihr ihn einmal im Park, neben dem Wagen seiner Frau, Galopp reiten sehen, wie munter und nobel der alte Herr sich da ausnimmt! Sie spielt die Beethovenschen Sachen sehr schön, obgleich sie sie seit langer Zeit nicht studirt hat; oft übertreibt sie ein wenig mit dem Ausdruck und hält so sehr an und eilt dann wieder; doch spielt sie wieder einzelne Stücke herrlich und ich denke, ich habe etwas von ihr gelernt. Wenn sie so zuweilen gar nicht mehr Ton herausdrücken kann und nun dazu zu singen anfängt mit einer Stimme, die so recht aus dem tiefsten Innern heraufkommt, so hat sie mich oft an Dich, o Fanny, erinnert, obwohl Du ihr freilich weit überlegen bist. Als ich gegen das Ende des Adagios des B-dur-Trios kam, rief sie: „das kann man vor Ausdruck gar nicht spielen,“ und das ist wirklich wahr von dieser Stelle. Den folgenden Tag, als ich zum zweiten Male da war und ihnen die C-moll-Symphonie vorspielte, wollte sie durchaus, ich sollte mir den Rock ausziehen, weil es heiß wäre. Zwischen durch bringt er die schönsten Geschichten von Beethoven, wie er Abends, wenn sie ihm vorspielte, die Lichtpfeife zum Zahnstocher gebraucht habe u. s. w. Sie erzählte, wie sie ihr letztes Kind verloren habe, da habe der Beethoven erst gar nicht mehr ins Haus kommen können; endlich habe er sie zu sich eingeladen und als sie kam, saß er am Clavier und sagte bloß: „wir werden nun in Tönen miteinander sprechen,“ und spielte so über eine Stunde immer fort und, wie sie sich ausdrückte: „er sagte mir Alles, und gab mir auch zuletzt den Trost.“ Kurz, mir ist wieder einmal so wohl zu Muth geworden und so behaglich, und ich brauche so gar nicht zu schminken oder zu schweigen, sondern wir verstehen uns so prächtig über Alles! Sie hat gestern die Sonate mit Violine an Kreuzer gespielt; als aber der Begleiter, ein österreichischer Dragoneroffizier, im Anfange des Adagio eine lange Verzierung à la Paganini machte, da schnitt ihm der alte General eine solche entsetzliche Grimasse, daß ich vor Lachen bald vom Stuhle gefallen wäre.“

Eine sehr liebe Bekanntschaft, die ich dort gemacht habe, ist die des Herrn Mozart, der dort Beamter, eigentlich aber ein Musiker ist, dem Sinne und Herzen nach. Er muß die größte Aehnlichkeit mit dem Vater haben, besonders im Wesen; denn solche Sachen, wie sie Einen in den Briefen des Vaters rühren, in ihrer Naivetät und Offenheit, hört man in Menge von ihm, und muß ihn nach dem ersten Augenblicke gleich lieb haben. Wunderhübsch z. B. finde ich, daß er auf den Ruf und das Lob seines Vaters so eifersüchtig ist, als sei er ein junger angehende Musiker; und einen Abend bei Ertmanns, als viele Musik von Beethoven gemacht worden war, sagte mir die Baronin leise, ich möchte doch nun auch was

von Mozart spielen; und als ich die Ouvertüre aus Don Juan gespielt hatte, thaute er erst auf und verlangte auch noch die aus der Zauberflöte von „seinem Vater“ und hatte eine kindliche Freude daran; man mußte ihn lieb gewinnen.

(Eugen von Württemberg.) Prinz Eugen von Württemberg, der Neffe des Königs Friedrich von Württemberg und des Kaisers Paul von Rußland, war bekanntlich russischer General der Infanterie und nahm in den Kriegsjahren von 1812—1815 einen sehr hervorragenden Antheil an den damaligen Kriegsbegebenheiten. Seine schriftlichen Aufzeichnungen aus seinem Leben, verbunden mit Auszügen aus dem Nachlasse seiner Adjutanten, sind jetzt vom Freiherrn von Hellborn herausgegeben worden und werfen ein interessantes Licht sowohl auf die letzten Lebensjahre des Kaisers Paul, wie auf die spätere Geschichte Rußlands und des russischen Hofes. Prinz Eugen, der mit seinem Vater, dem späteren General der Cavalerie Herzog Eugen von Württemberg, zu Karlsruhe in Schlesien lebte, wurde schon als zehnjähriger Knabe vom Kaiser Paul erst zum Obersten eines Dragonerregiments, zwei Jahre später (1798) zum Chef desselben Regiments und zum Generalmajor ernannt und endlich 1801 nach Petersburg berufen, wo er sich schnell die Gunst seines kaiserlichen Onkels in so hohem Grade erwarb, daß dieser gesonnen gewesen sein soll, ihn zu adoptiren und zu seinem Nachfolger zu ernennen. Es sei uns erlaubt, nach den Memoiren des Prinzen seine erste Zusammenkunft mit dem Kaiser zu erzählen. Den Charakter Pauls I. dürfen wir wohl im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Prinz Eugen schildert ihn folgendermaßen: „Das Gemüth des Kaisers, zwischen Licht und Schatten wechselnd, gewährte im Allgemeinen nur das Bild eines Kranken, dem, durch besondere Umstände begünstigt, die Welt zum freien Schauplatz seiner Verirrungen offen stand, und der sie erst zum Uebermaß mit Besorgnissen erfüllen mußte, ehe man sich genöthigt glaubte, drohende Gefahren durch Gewaltmaßregeln zu heben. Von Jugend auf ließ er Spuren von Geisteszerstörung, dabei aber doch viel Kenntnisse und Weltbildung erkennen; auch war er in ruhigen Momenten sehr liebenswürdig und gewann leicht die Zuneigung derjenigen, denen seine Schattenseiten verborgen blieben. Mißtrauen, Furcht, Born, Dünkel und Wollust waren davon die bekanntesten, seine Neigung zum Soldatenspiel unter allen die lächerlichste. Von seinen guten Seiten hob man besonders hervor, daß er gern seine Fehler bereue und zu beglücken strebe und daß ihn ein ritterlicher Thatendrang besesse. Auch dieser artete jedoch ins Abenteuerliche aus. Seine Handlungsweise als Regent war der sicherste Beweis. Selbst seine zuerst wohlwollenden Vorsätze und Verfügungen trugen den Stempel der Abenteuerlichkeit. In allen beflissen die Einrichtungen seiner von ihm verhassten Vorgängerin umzustürzen, förderte er in seinen Neuerungen nur Reizmittel für die Lachorgane der Welt. Uebereiltes Streben die gestrigen Fehler zu verbessern, lieferte heute noch bejammernswerthere Resultate und thürmte schon morgen einen Bau von Widersprüchen in die Höhe, der zu den ungeheuer-

sten Verlegenheiten geführt haben würde, wenn er nicht übermorgen von selbst zusammengefallen wäre. Paul erwies in Allem die vollkommenste Unfähigkeit zum Regieren und sein unseliger Zustand bedrohte zugleich sein ganzes Reich mit den augenscheinlichsten Gefahren. Auch nach außen hin übertrugen sich die Spuren seiner Geisteszerrüttung und die Stimme von ganz Europa trat mit der seines Volkes in Uebereinstimmung, daß ein Verrückter nicht länger regieren könne, der alle Regierungsverzweige im Innern ruinire, in äußern Angelegenheiten aber heute den Allirten befeindete, den er noch gestern mit Eifer begrüßte, sich öffentlich als Sonderling bloßstellte und im Begriff stand, um der verschrobensten Grillen willen die halbe Welt zu bekriegen.

Diesem Fürsten, auf dessen Stimmungen man zu keiner Zeit rechnen konnte, den eine Kleinigkeit, ein nicht zu berechnender Zufall in den furchtbarsten Zorn versetzte, sollte der dreizehnjährige Prinz vorgestellt werden und von dem Eindruck dieser Vorstellung hing seine Zukunft ab. Man kann es daher dem alten General von Diebitsch, der sich zeitweilig der Gunst des Kaisers erfreute und dem der Prinz anvertraut war, nicht verdenken, wenn er von Besorgnissen aller Art gefoltert, dieser Audienz entgegenging. Die Situation wurde noch dadurch schwieriger, daß man den Prinzen mit steifen Reiterstiefeln versehen hatte, die ihm schon das Steigen im Wagen sehr beschwerlich gemacht. „Meine Instruction,“ erzählt er, „lautete, vor dem Selbstherrscher ein Knie zu beugen; dies wollte mir aber nicht gelingen, dagegen brachte ich es durch gewaltfames Biegen des steifen Stiefelleders dahin, endlich auf beide Knie gleichzeitig zu fallen. Der Kaiser bemerkte wohl meine stoische Ueberwindung, lächelte, hob mich mit beiden Händen in die Höhe, drückte mich selbst auf einen Stuhl und sagte dabei mit seiner eigenen heisern Stimme: „Segen Sie sich, mein gnädiger Herr! Wie schliefen Sie die Nacht bei uns und was träumten Sie?“ General Diebitsch schien über meine Antwort: „Nichts, Ew. Majestät!“ betroffen. „Ja, ja,“ rief ich ihm zuwinkend, „ich war viel zu müde zum Träumen.“ Diebitsch erblaste, als aber der Kaiser meine Antwort gnädig aufnahm, erheiterte sich sein Blick. „Es wird Ihnen bei Uns gefallen,“ sagte nun Paul, mich von oben bis unten betrachtend. „Wie alt sind Sie?“ — „Dreizehn Jahre, Ew. Majestät.“ — „Kamen in die Welt?“ — „Hatte die Ehre zu versichern, vor dreizehn Jahren.“ — „Nun, so meinte ich es nicht,“ unterbrach mich lächelnd der Kaiser; „ich frage, ob Sie schon auf Reisen waren, viel unter Leute kamen und ob ...“ Hier fiel ich ihm ins Wort — Diebitsch erbehte wieder —; ich ließ mich aber nicht stören und erklärte, daß ich noch wenig Fremde gesehen, meinen Wohnort fast gar nicht verlassen habe; „doch,“ fügte ich hinzu, „die Menschen sehen sich ja überall gleich, sehen auch hier nicht viel anders aus als bei uns.“ — „Es freut mich,“ erwiderte der Kaiser herzlich lachend, — und über Diebitschs Blöde ging die Morgensonne auf — „es freut mich, Sie schon so einheimisch bei Uns zu finden und was Sie noch nicht wissen, werden Sie lernen.“ —

„Ach Gott,“ rief ich aus, „das Leben ist viel zu kurz, um Alles zu lernen, was man lernen sollte und wollte.“ — „Bravo!“ versetzte der Kaiser, Diebitsch bedeutungsvoll und gnädig ansehend, sprang vom Stuhle auf und sagte im Weggehen, indem er mir ein Kußhändchen zuwarf: „Mein gnädiger Herr, ich freue mich Ihrer Bekanntschaft. Warten Sie, ich werde Sie der Kaiserin anmelden.“ Der bis zu Thränen gerührte alte Diebitsch benutzte das Intermezzo, um mich inbrünstig an sein Herz zu drücken und machte endlich den seine Brust bedrückenden Gefühlen in den Worten Luft: „Gott sei Dank, der Monarch ist gnädig!“ Und wahrlich, das war er auch jetzt; sicher in der besten Laune und keine Spur der Krankheit verathend, die ihn zuweilen beherrschen sollte und von der ich durch fremde Unvorsichtigkeit, namentlich bei meinem Onkel in Riga, bereits Kenntniß erhalten hatte. Er sprach deutsch ohne allen Accent und bezeugte sich gegen mich eben so liebevoll als würdevoll.“ Diese Gunst, welche Kaiser Paul seinem Neffen auch fernerhin bewahrte, war aber auch die Hauptursache der mancherlei Zurücksetzungen und Intriguen, denen er sich später ausgesetzt sah. Der weitere Verfolg der „Aufzeichnungen“ giebt davon genauere Kenntniß. So ist es Thatsache, daß Prinz Eugen es war, welchem in der Schlacht bei Kulm der Antheil, welchen das russische Heer daran nahm, zugeschrieben werden muß; statt dessen ward dem Grafen Ostermann der Ruhm zu Theil, obgleich dieser notorisch geisteskrank war. Wir erfahren, daß Prinz Eugen — gewiß nicht aus eigenem Antriebe — dem Kaiser Alexander sein Wort gab, so lange er, der Kaiser, und Graf Ostermann-Tolstoy am Leben blieben, über des Letztern damaligen Gemüthszustand tiefes Schweigen zu beobachten, daß planmäßig dem General Ostermann jener große Erfolg zugeschrieben wurde. Diese und noch viele andere Irrthümer wird die Schrift Hellvors berichtigen.

—r.

(Ein Abenteuerer.) Vielleicht in keinem Jahrhunderte hat es an den kaiserlichen Höfen Europas so viel abenteuernde Subjecte gegeben als in dem vorigen, vielleicht nur deswegen weil die damaligen Verhältnisse der Personen und Zustände nicht mehr auf dem Boden des Althergebrachten beruhten, sondern theils nach einer mehr oder weniger radicalen Umgestaltung rangen, theils das Streben darnach vorausfühlten. Man glaubte dies durch neue, der gewöhnlichen Controle weniger unterworfenen Kräfte und Persönlichkeiten befördern zu können und daher eben jene an verschiedenen Höfen sich wiederholenden Katastrophen, wenn einer oder der andere Mißgriff sich manifestirte und hochstehende Persönlichkeiten prostituirte. Daß die Erzähler unserer Zeit auf solche Sagen, anekdotenhafte Erinnerungen und dergl. eine förmliche Jagd anstellen, kann man sich wohl denken, denn in einem solchen glücklichen Funde besteht oft das Glück eines ganzen historischen Romans, der schwerlich vom unzufriedenen und gelangweilten Leser ganz durchgeblättert würde, enthielte er nicht eine in kleinen Gaben vertheilte sogenannte mysteriöse geschichtliche Thatsache oder Persönlichkeit, welche die Neugier reizt. Auch Adolf Mügelburg hat seinen historischen Roman „Der Engel

des Friedens“ mit einer solchen angeblichen historischen Singularität anzufügen gesucht, welche in nichts Andreem besteht als in dem Plane französischer und römischer Diplomaten, König Friedrich II. von Preußen während des siebenjährigen Krieges bei Seite zu bringen und an seiner Statt seinen Bruder Heinrich auf den Thron zu setzen, von dem man glaubte, er werde das dynastische Interesse schärfer im Auge behalten als sein Bruder der König. Man kann es nicht läugnen, der Verfasser hat mit kluger Sorgfalt diese Intrigue durch alle die fünf Bände vertheilt, aus denen sein Roman besteht, und indem er bald vornehme Hofbeamte des Prinzen Heinrich in diesen Plan eingeweiht erscheinen läßt, bald sogar den Glauben zu erregen weiß, selbst die unglückliche Schwester Königs Friedrichs, Amalie von Preußen, sei dem ganzen Getriebe nicht fremd, bald aber auch das Alles wieder zu widerlegen sucht, giebt er dem Roman jenes Interesse, von dem wir oben gesprochen haben. Die Hauptrolle hat Herr Mügelburg einem angeblichen Schweizer, Monsieur d' Aubigny, anvertraut, einem Bögling der Jesuiten in einem ungarischen Kloster, der frühzeitig eine Verdorbenheit des Herzens, eine Ruhe kalt berechnenden Verstandes und eine Wissenschaft der Intrigue beweist, welche ihn für einen so abenteuerlichen Plan als ganz geeignet erscheinen lassen. Er kommt nach Berlin, knüpft mit vielen Personen, unter andern auch mit Lessing, Bekanntschaft, tritt durch diese in Verührung mit Hofcavalieren, der Prinzessin Amalie und der Gemahlin des Prinzen Heinrich, treibt allerei Cabalen und Intriguen, wie er denn z. B. wesentlich dazu beiträgt, daß der eheliche Zwist zwischen dem Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin erweitert wird, wird endlich dem König selbst empfohlen und verschwindet dann plötzlich spurlos — natürlich weil nur Herr Mügelburg Kenntniß von seinem Dasein gehabt hat und endlich die ganze Geschichte auf jenen Versuch des schlesischen Baron Warkotsch und des österreichischen Oberst Wallis hinausläuft, sich der Person des Königs zu bemächtigen, um so den Krieg mit einem Schlage zu beendigen.

—r.

(Die Bettler des Grünen Gewölbes zu Dresden.) Den Besuchern des sogenannten grünen Gewölbes zu Dresden ist gewiß ein kleines niedriges Gemach, eine Art Erker, erinnerlich, in welchem nicht allein auf den Marmorplatten der drei kleinen Pfeilertische die reizendsten aus Eisenbein und Ebenholz geschnitten, mit Gold, Perlen und Edelsteinen verzierten Figuren und Spielereien stehen und liegen, sondern auch dergleichen Kunstwerke der kostbarsten und wunderlichsten Art auf den von den mit Spiegelglas bekleideten Wänden vorspringenden Postamenten aufgestellt sind. Wie denn alle diese mannichfachen Schätze des grünen Gewölbes, mit denen die Hallen und Säle angefüllt sind, ihre besondere Geschichte haben, so darf man dasselbe auch von diesen ebengenannten Kleinodien jenes Erkers behaupten, die nach der Angabe des Directors dieser Sammlungen vom König August II. während seiner Lebenszeit gesammelt wurden. Viele Erinnerungen dieser Art sind im Laufe der

Zeit verloren gegangen, von andern haben sie sich erhalten, unter andern auch von den kleinen Figuren, die in der Nähe der beiden Porträtfiguren aufgestellt sind, welche man gewöhnlich als Barbara Uthmann, der berühmten Erfinderin der Spitzknöpfelei, und als Jakob Böhme, des bekannten Theosophen und Schuhmachers aus Odrisitz bezeichnet. Die kleinen Gestalten sind außerordentlich kunstvoll gearbeitet, sie tragen zerrissene Gewänder und scheinen demüthig um eine Gabe zu bitten; aber die Lumpen, die sie umgeben, sind mit kostbaren Edelsteinen besetzt, und sie selbst stehen auf einem goldenen Boden. Eine Sage, über deren geschichtliche Begründung wir keinen andern Beweis herbeibringen können, als den der hohen Wahrscheinlichkeit, erzählt, König Friedrich August II. habe diese so wunderbarlich reich ausgestatteten Bettler zur Erinnerung an eine Zeit seines Lebens anfertigen lassen, in der er einen hohen Triumph feierte. Bekanntlich gehörte zu der großen Zahl derjenigen Frauen, welche den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen mit ihrer Gunst beglückten, auch die Gräfin Aurora von Königsmark, welche bis zu dem Augenblick, wo sie nach Dresden kam, den Ruf behauptete, die höchste Frauenhöflichkeit und das unempfindlichste Herz zu besitzen. Schon im sechszehnten Lebensjahre durfte sie sich rühmen, nicht weniger als 27 Liebhaber angeblich in Verzweiflung gestürzt und ebenso viele Heirathsanträge von der Hand gewiesen zu haben, und zwar war die bei weitem größte Anzahl ihrer Anbeter durch Rang, Jugend, Schönheit und Geist ausgezeichnet, mehrere von ihnen besaßen fürstlichen Rang und Reichthum. Die Zahl dieser Verehrer der wunderbaren Schönheit Aurora's wuchs mit ihren Jahren; aber sie wollte ihre Hand nur mit ihrem Herzen verschenken und dieses schweig fort und fort. Erst als sie nach Dresden kam, um den Einfluß des Kurfürsten zu Gunsten ihres Bruders, des Grafen Philipp von Königsmark, in Anspruch zu nehmen, der im Schloß zu Hannover so räthselhaft verschwunden war, erst da sprach ihr Herz für den Kurfürsten und sie ergab sich ihm — eben weil sie ihn liebte. Diese Liaison hatte zwar keine große Dauer, sie unterbrach aber auch die Werbungen nicht, in welchen Fürsten, Grafen und Herren um die Hand der schönen Gräfin wetteiferten. Aurora blieb jedoch sich selbst treu; sie wollte keinem andern angehören als dem, der ihr Herz allein zu rühren verstanden. Bekanntlich zog sie sich nach Quedlinburg zurück, wo sie in dem dortigen Damenstifte die Stelle einer Priorin übernahm. Auch hier bewahrte sie dem Kurfürsten eine treue Freundschaft und oft kam derselbe zu ihr, um sich an ihrem Umgange zu erholen von den Stürmen, die sein Leben sorgenvoll machten. In dem stolzen Bewußtsein dieses Vorzugs soll August II. jene Figuren haben fertigen lassen und sie Aurora überhandt haben. Sie lachte über den drolligen Gedanken, schickte aber die Bettler um ihr Herz wieder nach Dresden zurück, wo sie als Erinnerungszeichen an eine der schönsten Lebensepochen des Kurfürsten im Grünen Gewölbe ihre Stätte erhielten.

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Heldin der Grim.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein dumpfer Schrei entfuhr Kerimas Lippen, — sie mußte sich an der Portiere halten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Nein, ich will es nicht,“ fiel Irene ein, „denn sie würde eine Stiefmutter noch weniger lieben als eine Tante. Wir haben von zwei Uebeln das kleinere gewählt; ich befinde mich als Deine Schwester im Besitze Deiner Liebe glücklich. Aber die Luft in dieser Halle ist kamm, — laß uns zurückgehen in meine Zimmer.“

Irene erhob sich, der Fürst küßte ihr zärtlich beide Augen und sie verließen den Saal.

Mit verstörten Zügen trat Kerima hinter dem Vorhange hervor.

„Also nicht seine Schwester, — seine Geliebte!“ rief sie, indem sie sich das Panzerhemd vom Leibe riß und es zu Boden fallen ließ. „Hahahaha! Frau Stiefmutter!“ lachte sie dann wild auf. „Meinen Trotz will man brechen? — Schön, schön! — Um einen Falken zu zähmen muß man ihn zunächst ...

haben. — Fort, fort von hier, — noch diese Nacht! Man hat mich schändlich hintergangen, — sie hier und er dort.“

Damit stürzte sie von dannen.

Am nächsten Morgen erschien Kerima nicht zum Frühstück; auch Aflan stand nicht hinter dem Stuhle des Fürsten. Beide waren verschwunden. Im Stalle fehlte Kerimas Kenner und der kleine Falbe; im Zimmer der Prinzessin aber fand man ein Blatt mit folgenden flüchtigen Zeilen:

„Forcht nicht nach mir und seid unbesorgt um mich; Aflan schützt mich. Nachdem ich Alles erfahren — gegen meinen Willen — im Waffensaale, ist meines Bleibens nicht länger in der Burg. — Lebt glücklich! — Mir aber gönnt das Glück der Freiheit und der Rache.“

„Freiheit? — Rache?“ sagte der Fürst schwermüthig vor sich hin, als er die Zeilen durchlaufen hatte. „Thorheit! — In ihren Adern fließt das asiatische Blut ihrer Mutter. Eine sonderbare Verknüpfung von Umständen hat mich genöthigt, meine Vermählung mit Irenen aufzuschieben und sie hier als meine Schwester einzuführen; — um dies zu rächen verläßt uns Kerima. Sie wird zu den Verwandten ihrer Mutter nach Kasan gegangen sein. Mag sie dort bleiben, so lange es ihr gefällt, — einst wird sie die Heimath dennoch wieder auffuchen. Weiß sie doch nun woran sie ist!“

Und woher der Haß des Kindes gegen Irene, woher das Geheimniß vor aller Welt?

Einige Jahre vor den soeben erwähnten Ereignissen war der Fürst genöthigt gewesen, sich in Geschäften nach Petersburg zu begeben. Seine erste, stets kränkliche Gemahlin, die älter war als er, hatte es vorgezogen, ihn allein reisen zu lassen, so stark sie auch an Eifersucht litt. — Da begab es sich, daß der Fürst in der kaiserlichen Oper der Newa-Stadt ein bildschönes blutjunges Mädchen in einer Loge erblickte. Sie machte einen unauslöschlichen Eindruck auf den Armenier; seine ganze Vergangenheit schien ihm auf ein Mal werthlos, ohne Inhalt, ohne Glück. Sein Herz flog dem schönen blonden Mädchen mit den mondscheinfausten Augen zu — aber, edel und entsetzt, mit der unnachahmlichen Selbstüberwindung des Orientalen, drückte der noch junge und prächtige Zimara seine Hand auf das zuckende Herz, er gedachte seines Weibes, seines Kindes, er wendete sich von dem holden Bilde und schwieg. Noch sah er sie von weitem auf den Hoffesten, auf den Spazierfahrten, doch jedes Mal nur ein stummer sehnsüchtiger Blick aus seinem, aus ihrem Auge — denn wie hätte der stolze, herrliche Armenier nicht aller Frauen Blicke auf sich gezogen? — Dann war es vorüber.

Ueber die Verhältnisse seiner geliebten Unbekannten erfuhr er nur allgemeine Mittheilungen: der Vater der schönen Blondine sei ein Graf Koreff, hieß es, ein reicher, in der Nähe des Kaukasus ansässiger Mann, der bereits viel durch die Einfälle der Tscherkessen gelitten habe und nach Petersburg gekommen sei, um den Schutz des Czaren gegen die wilden Gebirgsvölker anzusuchen. Der Kaiser habe wirksame Hilfe versprochen und der Graf reise bald wieder ab.

Ein letztes Mal sah Fürst Zimara die junge Gräfin im Reifelleide auf dem Balkon eines Hôtels in Gedanken vertieft; die Schritte des vorübergehenden Armeniers veranlaßten sie aufzusehen. Unwillkürlich machte er eine enthusiastische Bewegung der Hand zum Gruße nach ihr hinauf; sie lächelte mit einer unbeschreiblich lieblichen Befangenheit, dann rief eine Stimme aus dem Zimmer:

„Irene!“ und die Gerufene verschwand durch die offene Balkonthür, die hinter ihr geschlossen wurde.

„Irene!“ seufzte Zimara.

Mit einem Herzen voll Schwermuth ging er in die Einsamkeit der armenischen Berge zu seiner Pflicht zurück. Es hilft kein Kraut gegen die Liebe, es ist keins dafür gewachsen und — fände es Jemand, wer weiß ob er es pflückte? Es ist etwas unselig süßes

um ein solch Hinsiechen, solch ein todeswilliges Verschmachten.

Tag und Nacht stand die holde Jungfrau mit dem blonden Haar vor Zimaras Feuerphantasie und die brennende Sehnsucht bleichte ihm die Wangen.

Die Stimmung seiner Gemahlin war nicht geeignet ihn zu zerstreuen, ihre Kränklichkeit hatte zugenommen und er durchlebte böse Tage und schwere Stunden. Ueber Jahr und Tag kämpfte der Fürst; dann sagte ihm sein Hausarzt, die Fürstin sei nicht mehr zu retten, Zimara selbst aber gehe seinem Untergange entgegen, wenn er nicht an die Wiederherstellung seiner eigenen sehr angegriffenen Gesundheit denke. Die Fürstin selbst bat ihn, irgend eine der Heilquellen Deutschlands zu gebrauchen.

Zimara ließ sich zu einer Luftveränderung bewegen, aber die Quelle seines Heils floß nicht in Deutschland, sondern am Fuße des Kaukasus. Dorthin an die äußersten Grenzen des Reiches hatte der Kaiser eine Armee gesendet; ihr wollte der Fürst sich anschließen ... zum Schutze Irenens.

Er machte sich auf die Reise. Je mehr er sich dem Kaukasus näherte, je freudiger schlug sein Herz. Bei der Armee angelangt, wollte er zunächst Erkundigung einziehen über die an der Landesgrenze angesessenen Familien; doch schon in der ersten Nacht kamen die russischen Vorposten ins Lager gestürzt mit der Meldung, Schamyl sei mit einer starken Abtheilung tscherkessischer Reiter vorgebrungen, habe sie zurückgedrängt und das schönste Dorf der Umgegend in Brand gesteckt. Von dem Schicksale der gutsherrlichen Familie, vom Grafen Koreff und seinen Damen, wisse man nichts.

Bei dem Namen Koreff fuhr Zimara in die Höhe. Er folgte dem Cavallerieregimente, das zur Rettung des Dorfes abgeschickt wurde und sprengte mit wenigen Reitern durch das Flammenmeer hindurch bis zum brennenden Schlosse, dessen Dach so eben zusammenstürzte. Auf einem nach dem Garten hinaus gelegenen Balkon erblickte er eine weiße Gestalt, die sich über das Geländer bog, um zu erspähen, ob ein Sprung hinab möglich sei.

„Irene!“ schrie der Fürst verzweifelt, „ich komme — ich komme!“

Und in demselben Augenblick war er vom Pferde, sprang die Treppe hinauf, nahm die Geliebte in seine Arme und trug sie durch Rauch und Flammen unverfehrt in den Garten.

Bei der Ankunft der Russen zogen sich die weit

schwächeren Tischerfessen zurück, aber die Hilfe war zu spät gekommen, das Dorf lag in Asche und Brenens Eltern waren, wie die meisten ihrer Unterthanen, in den Flammen umgekommen.

Als der Fürst mit seiner kostbaren Beute sich dem Lager näherte, sprengte ihm einer seiner Diener, den er in der schwarzen Burg gelassen hatte, mit einem Schreiben entgegen. Es war von seinem Hausarzte.

„Seit gestern,“ schrieb dieser, „befindet sich die Frau Fürstin in der Agonie; — ich sende diese Zeilen nur, um die Wirkung der Todesnachricht, welche ihnen unmittelbar folgen wird, in etwas zu schwächen.“

Nachdem der Fürst das Blatt durchgesehen, bedachte er sich einige Augenblicke; dann setzte er Irenen von der Lage der Sachen in Kenntniß.

„Hier bleiben kannst Du nicht,“ schloß er. „Du bist ohne Eltern und obdachlos. Willst Du mir folgen? — Ich muß den Rückweg nach Armenien antreten. In dem Orte, in welchem mir die Todesnachricht zugeht, führe ich Dich zum Altar.“

„Dein — auf ewig!“ flüsterte Irene.

Sie machten sich auf die Reise, aber nirgends trafen sie auf Boten aus der schwarzen Burg. Im letzten Nachtquartiere erwartete den Fürsten ein Diener mit einem weiteren Schreiben vom Hausarzt.

„Noch lebt sie,“ schrieb er, „aber in wenigen Tagen hat sie ausgelitten.“

Der Fürst befand sich in einer peinlichen Lage. Sollte er mit Irenen vor seine Gattin treten und ihr die Wahrheit gestehen? Das hätte ihr den Todesstoß gegeben. — Sollte er allein nach der schwarzen Burg gehen und Irenen in dem elenden Orte zurücklassen, in welchem sie sich befanden? — Das hätte dem zarten Wesen das Leben gekostet.

„Verlaß mich nicht,“ bat Irene, „und laß mich Deine Schwester sein und bleiben so lange ich lebe!“

Begierig ging der Fürst auf diese Idee ein, in der Hoffnung, daß sich das Weitere später schon finden werde.

Zimara schrieb der Fürstin, er komme nicht allein zurück, er führe ihr eine treue Pflegerin in der Person einer jüngern Schwester zu, sie sei in einem entferntern russischen Kloster erzogen worden; die Mittheilung der Gründe, weshalb er bisher ihre Existenz gegen sie nicht erwähnt, behalte er sich vor.

Sodann setzte er die Reise fort.

Aber die Fürstin ließ sich nicht täuschen. Sie nahm ihre letzten Kräfte zusammen, um ihren Gatten

mit Vorwürfen zu überhäufen und lehnte es ab, die „neue Schwägerin“ zu empfangen, unter dem Vorwande, der Arzt habe ihr dringend anempfohlen, jegliche Aufregung zu vermeiden; gegen Kerima schüttete sie ihr Herz in einer Weise aus, daß an ein gutes Verhältniß zwischen ihrer Tochter und Irenen nicht zu denken war.

Kurze Zeit darauf starb sie.

Bevor der Fürst sich wieder vermählen konnte, mußte ein Jahr vergehen. Irene hoffte, sich in dieser Zeit Kerimas Vertrauen und Zuneigung zu erwerben; ihre Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Eine Folge dieser Täuschung und des gespannten Verhältnisses mit Kerima überhaupt war Brenens Krankheit, die wieder ihre Vermählung mit dem Fürsten unmöglich machte. Kaum fing Brenens Gesundheit an sich zu befestigen, so warf Kerimas plötzliche Flucht, deren Gründe Irenen nicht verborgen blieben, sie abermals aufs Krankenlager.

Der Fürst ertrug diese neue Prüfung, die er für die letzte hielt, mit Geduld.

„Es wird nicht lange dauern,“ sagte er nach Kerimas Entfernung zu Irenen, „so ist sie wieder hier. — Beunruhige Dich nicht über ihr Geschick; ihre Verwandten in Kasan werden uns ihre Ankunft bei ihnen melden und dann, Irene, steht unserm Glücke nichts mehr im Wege.“

8.

Sebastopol.

Der Krieg hatte die Ufer der Donau verlassen, er tobte in der Krim. Rußland leistete seinen Feinden hartnäckigen Widerstand und vertheidigte Sebastopol mit Löwenmuth.

In einem isolirt stehenden, dicht hinter der russischen Vorpostenkette gelegenen Gebäude ging es lustig zu, während die Bedetten sich durch häufige Flintenschüsse neckten und dann und wann ein Kanonenschuß fiel. Das Haus diente einer starken russischen Feldwache zum Aufenthalte und bildete den Sammelplatz aller Officiere, die sich vor oder nach den zahllosen Vorpostengefechten durch einen herzhaften Schluck stärken, ihr überflüssiges Geld durch Würfelspiel verlieren oder mit den schönen Marktenderinnen trotz Geschüttdonner und Gewehrfeuer tändeln wollten. Ein Jeder schrie als wäre sein Nachbar taub und wer trotz seines Schreiens kein Gehör fand, der schritt zur Selbsthilfe.

„Hurrah! — Es lebe der Czar!“ tönte es aus einer Ecke. „Lodoiska, Du schwarze Hexe, was hast Du für große Augen und für kleine Gläser! — Mehr Krambamboli, sag' ich, oder ich werde Dir Beine machen.“

„Macht Euch selbst lieber Hände und bezahlt, mein blanker Herr,“ versetzte die Marktenderin, „ehe Ihr das Gedächtniß verliert.“

„Wie kannst Du von mir verlangen, daß ich ein Gedächtniß haben soll,“ antwortete der Schreier, „da ein Jeder den Kopf verliert, der Dich sieht.“

Die Marktenderin lachte und schenkte ihm ein.

„Hierher, Lodoiska!“ tönte es von außen durch das offene Fenster, — „Wutli, Mlasc, Krambamboli! — Hörst Du nicht wie der englische Bulldog bellt, wie die gallischen Hähne krähen? Wir wollen hin und sie überschreien; das geht aber nicht mit trockner Kehle. — Krambamboli — schnell, schnell!“

„Ja, ja,“ schmähete Lodoiska, „schnell trinken und langsam oder nicht bezahlen; — Euch kennt man schon.“

„Fürchte nichts, schöne Hexe, — Du kommst mir niemals aus dem Sinn.“

Die Marktenderin lachte und schenkte ein.

„Küß mich, Mädchen,“ jubelte eine Stimme von einem Spieltische her, „ich habe eine Million gewonnen und weiß mich nicht zu fassen.“

„Küß mich, Mädchen,“ rief eine zweite Stimme, „ich habe eine Million verloren und weiß mich nicht anders zu trösten.“

„Wo sind meine Krücken?“ fragte ein junger Mann, dem beide Beine fehlten.

„Was fragst Du nach Deinen Spazierhölzern, wenn Du nur den Orden auf der Brust hast,“ erhielt er zur Antwort.

„Meine Beine wären mir lieber,“ murmelte der Krüppel.

So wogte es in dem von Tabakqualm angefüllten großen Zimmer wüst durcheinander. Die Gäste, welche es belebten, dachten nur an den Genuß der Gegenwart; der nächste Augenblick konnte ihnen den Tod bringen, es kümmerte sie nicht, — Scharen von Verwundeten wurden vorübergetragen, sie achteten ihrer kaum. Das Leben schien seinen Werth verloren zu haben.

Inzwischen war das Gewehrfeuer in der Vorpostenlinie lebhafter geworden; aber neue Gäste hatten sich zu den schon vorhandenen gesellt und das Getüm-

mel in dem überfüllten Zimmer war lauter und lustiger denn je.

Da rief eine laute Stimme von außen durch das offene Fenster:

„Halloh! — Wasser! — Ein Glas Wasser!“

Ein lautes Gelächter der Anwesenden ertönte.

„Nicht für mich,“ fuhr die Stimme fort, „sondern für einen schwer Verwundeten.“

Diese Worte machten nur Eindruck auf die Marktenderin.

„Was giebt es denn?“ fragte sie, an das Fenster tretend, während einige ihrer Verehrer ihr folgten.

Vier Träger hatten eine Tragbahre vor dem Hause niedergesetzt; auf ihr lag ein junger Zuave mit halbgeschlossenen Augen und einem Ausdruck in den Zügen, der dieser Welt nicht mehr angehörte. Unter der Bahre bildeten sich zwei kleine Blutlachen.

„Der hübsche junge Mensch!“ rief Lodoiska. „Macht nur, daß Ihr mit ihm ins Lazareth kommt.“

„Er begehrt zu trinken,“ sagte einer der Träger.

„Laßt ihn verrecken, den Halunken!“ rief ein Zweiter, „es ist ein französischer Hund.“

„Und Du bist ein russischer Wolf,“ entgegnete Lodoiska entrüstet, nahm ein Glas Wasser, eilte hinaus an die Bahre und beugte sich über den Sterbenden.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief sie, „das ist ja der junge Franzose, den wir schon einmal in unserm Lazareth hatten und der — kaum in der Besserung — sich in eine unserer barmherzigen Schwestern verliebte — und kaum genesen, von ihr begleitet, entwich. — Erinnerst Euch doch,“ fuhr sie fort, „es war die junge armenische Fürstentochter Kerima, die man, seitdem sie aus dem Lazareth verschwand, im Lager der Franzosen gesehen haben will.“

Bei dem Namen Kerima schlug der junge Zuave noch einmal die Augen auf und öffnete die Lippen, als wollte er sprechen; aber er brachte nur einen tiefen Seufzer, den letzten, hervor und verschied.

Ohne Zeichen von Theilnahme umstanden die Anwesenden die Bahre; nur die Marktenderin murmelte ein Gebet neben der Leiche des jungen Franzosen.

Da stürzte von der Seite der Vorposten her ein russischer Soldat herbei, stieß die Marktenderin bei Seite und rief im höchsten Zorne:

„Wo ist der französische Hund? Wenn er noch lebt, so schlag ich ihm den Kopf ein; — er hat unsern bravsten Officier tödtlich verwundet.“

Zugleich war von der entgegengesetzten Seite, von Sebastopol her, ein junger blonder Mann in der Uniform eines Armeearztes, auf die Bahre zugehritten, dem die Umstehenden bereitwillig Platz machten.

„Täusche ich mich nicht,“ sagte dieser zu dem Soldaten, „so bist Du es, Alex.“

„Ja, der bin ich, Herr Doctor Iwan,“ gab Alex zur Antwort. „Ach, Sie kommen wie gerufen. Ich suche ärztliche Hilfe. Keine zwei hundert Schritte von hier liegt mein Herr in seinem Blute.“

„Der Graf Wassili?“ fragte Iwan.

„Wer sonst? — Kommen Sie, kommen Sie, — vielleicht ist er noch zu retten.“

Iwan, der von dem Augenblicke an, da Wassili in Pamelas Fesseln zurückgekehrt war, ihn nicht mehr gesehen hatte, folgte dem Diener des Grafen nach den Vorposten, obgleich die Gewehrschüsse, welche während der so eben berichteten Vorgänge ununterbrochen fortgedauert hatten, jetzt schneller aufeinander folgten.

Es währte nicht lange, so erreichten sie eine kleine Terrain-Vertiefung, die einem Liegenden Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte, welche hin und wieder bedrohlich vorüberpfliffen. Hier lag Graf Wassili, unter freiem Himmel, ohne Beistand, auf einem Ueberreste von zertretenem Vivouac-Stroh, mit geschlossenen Augen, seine Züge bleich vom Blutverlust.

Beim Geräusch der Tritte der Herannahenden öffnete er die Augen und lächelte durch die Todes-schmerzen seinem Freunde entgegen.

Dieser nahm seine Hand und suchte nach dem Puls, der so schwach schlug, daß Iwan ihn kaum aufzufinden vermochte.

„Geben Sie sich keine Mühe mehr, Iwan,“ sagte der Graf mit schwacher Stimme; „es ist aus mit mir.“

„Still, still, — das wird sich finden.“

„Nein, — es soll und wird sich nicht wieder finden. Ich bin des Lebens überdrüssig und habe den Tod gesucht. Er endet die Qualen eines beladenen Gewissens.“

„War Pamela einverstanden mit Ihrem Abgange zur Armee?“

„Ich habe sie nicht darum gefragt. — Wir sind längst auseinander. Für mich lebt nur noch ein weibliches Wesen auf dieser Welt, — Kerima. Neumützig wollte ich zu ihr eilen und nahte mich nach meiner Rückkehr aus Italien der schwarzen Burg in einer Verkleidung. Ich erfuhr ihr Verschwinden und mein Entschluß, hier den Tod zu suchen, stand fest. — Ich weiß es nicht, war es Wirklichkeit oder Täuschung, in den letzten Tagen, so oft ich mit meinem Re-

gimente im Feuer stand, hab' ich die hellrothe Feder in den Reihen des Feindes leuchten, Kerimas Gestalt wie einen Dämon der Schlacht hin- und herfliegen und die Franzosen zum Kampfe anfeuern sehen. Stürzte ich mich auf dieses Phantom, so verschwand es im Pulverdampfe und blieb unerreichbar. — Ach, ich kann nicht mehr!“

„Still, still!“ ermahnte Iwan und machte den Versuch das Blut zu stillen, welches aus einer Wunde unter der linken Brust warm hervorquoll.

Wassilis Blicke fingen an zu wandern; umsonst versuchte er seine Gedanken zu sammeln und die herannahenden Schatten des Todes abzuwehren.

„Da ist die schwarze Burg,“ phantasierte er lächelnd in abgebrochenen Worten; — „durch die Tannen blüht die rothe Feder ... da reitet sie ... Kerima, Kerima!“

Bei diesen Worten richtete er sich empor, streckte beide Arme aus und sank dann erschöpft zurück.

Es waren seine letzten Worte, seine letzten Bewegungen.

Iwan nahm abermals die rechte Hand des Grafen, um den Puls zu prüfen, aber von diesem solchen war kaum mehr die Rede.

In demselben Augenblicke wichen die russischen Vorposten, von den französischen hart bedrängt, zurück, zwei Reiter sprengten von der Seite des Feindes her auf die Terrain-Vertiefung zu und parirten ihre Pferde dicht vor Iwan.

Der besorgte Arzt blickte auf; Kerima in Knaben-tracht, den Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, hielt auf ihrem schweißbedeckten Kappen vor ihm; Aflan begleitete sie.

Noch einen Blick auf die Gruppe zu ihren Füßen sprang Kerima von ihrem Pferde, dessen Zügel Aflan auffing, und warf sich mit einem Schrei wilder Leidenschaft auf den Sterbenden.

„Nun darf ich es Dir noch einmal sagen, daß ich Dich liebe — liebe — liebe,“ hauchte sie, indem sie das bleiche Gesicht mit Küffen bedeckte. „Verzeihen konnte ich Dir nicht, so lange Du lebstest und eben so wenig vermochte ich Herr zu werden meines Rachegefühls; deshalb habe ich Dich verfolgt — getödtet.“

Wassili schlug ein letztes Mal die Augen auf und lächelte verklärt, — dann schloß er sie auf immer.

Kerima küßte ihm die kalten Lippen und fuhr fort: „Sein Tod ist mein Werk; ich habe Feliciens tödtliches Blei auf Wassilis Brust gelenkt.“

„Unselige.“

„Es war der Preis, um den Felicien seine Freiheit durch meine Hilfe erlangte.“

„Ihr Werk ist vollendet,“ sagte Iwan, „bleiben Sie fortan bei uns; ich geleite Sie zurück nach Armenien.“

„O nein,“ entgegnete Kerima, „ich bleibe hier. — Mein Vater entbehrt mich nicht, — er heirathet Irenen. — Hier liegt Achill, von Penthesilea zerissen. Wo er starb, will auch ich sterben.“

In diesem Augenblicke hatten die russischen Vorposten von Sebastopol her Verstärkung erhalten, machten ein lebhaftes Feuer auf die Franzosen und drangen wieder vor.

Kerima, die sich bei den letzten Worten emporgerichtet hatte und aufgestanden war, führte plötzlich die Hand auf die Brust und sank ohne einen Schmerzenslaut auf Waffilis Leiche.

Eine russische Kugel hatte sie getroffen.

Als der Angriff der Franzosen zurückgeschlagen war, versammelten sich eine große Anzahl von russischen Soldaten und Offizieren um die Gruppe in der Terrain-Vertiefung.

Iwan ließ eine Bahre herbeibringen und man legte die beiden Leichen auf dieselbe. Bei ihrem Anblicke rannen stille Thränen über die braunen Wangen der Soldaten, so vertraut diese auch mit dem Tode waren. Man schaffte aus den benachbarten Gärten Laub und Blumen herbei, bestreute und bekränzte die Bahre und setzte sich mit derselben nach Sebastopol in Bewegung. Die Kunde von dem Schicksale der Liebenden flog der Bahre voraus und ein Jeder, der den Zug erblickte, schloß sich ihm an.

Am Thore von Sebastopol standen, wie immer, Truppen bereit, um nach den bedrohten Punkten entsendet zu werden. Der Commandant des Platzes, der an ihrer Spitze hielt, befahl sogleich, daß sie dem Zuge als Leichenconvoi dienen sollten. Mit wehenden Fahnen unter gedämpfter Musik bewegte sich die Trauerparade nach der Hauptkirche der Stadt.

Vor dem Hochaltare stand der von den Lebensumständen der Hingeschiedenen wohl unterrichtete Geistliche; lautlos setzte man die Bahre vor ihm nieder. Lange kämpfte der Priester, bevor er die nöthige Fassung gewann, um denjenigen eine Leichenrede zu halten, die mit der zuversichtlichen Hoffnung auf eine Traureden von einander geschieden waren.

Zum Schlusse senkten sich die Fahnen über Waffili und Kerima; die das Leben getrennt hatte, sie wurden im Tode vereinigt.

F e u i l l e t o n .

(Eine Bade-Phantastie.) Die Badesaison ist vorüber und wenn wir die große Anzahl derer ausnehmen, welche die Bäder nur zu ihrem Vergnügen besuchen, möchten wohl von demjenigen Theile des Badepublikums, der die Bäder Krankheit halber bereist, eine nicht minder große Anzahl unbefriedigt den Weg nach der Heimath einschlagen. E. Kossak macht in seinen „Berliner Federzeichnungen“ dieselbe Bemerkung und hält sich für berufen, namentlich denen, welche durch allzu große geistige Anstrengung, wozu unser Zeitalter so viele Gelegenheit bietet, eine gründliche Abhilfe ihrer körperlichen Leiden durch eine Anstalt vorzuschlagen, die er mit dem Namen „Arbeitsbad“ belegt. Diese Anstalt, meint er, müsse auf Actien begründet werden, um ihr Bestehen zu sichern und von einem energischen, einsichtsvollen, aber wohlwollenden Arzte geleitet werden. Doch lassen wir ihn selbst über die innere Einrichtung seiner Heilanstalt sprechen, wie sie seiner geschäftigen Phantastie vorschwebt:

„Gleich nach der Ankunft im Badeorte hat der heilgymnastische Director den Kranken oder Arbeitscheuen, wie man ihn nun eben nennen will, genau zu untersuchen und zu verhören. Man entkleidet ihn und bestimmt seine Schwere auf einer sehr genauen Wage; dann entläßt man ihn und weist ihm seine Wohnung an. Erst am nächsten Morgen darf ihm der Kurplan vorgelegt werden. Es ist gut, daß er am ersten Nachmittage sich mit den älteren Kranken bekannt macht, und von ihnen einige günstige Kurresultate erfährt. In das Staatsinstitut des Zuchthauses wird der Leidende stets wider seinen Willen gebracht; im Arbeitsbade geht Alles aus freien Entschlüssen, aus starker Selbstbestimmung hervor. Der Arbeitscheue begiebt sich nach dem Mittagmahle zu seinen Leidensgenossen, er hört die Geschichte ihrer Vergangenheit, und theilt ihnen die seinige mit; er erbaut sich an ihren Hoffnungen auf eine gedeichlichere Zukunft und bemerkt mit Wohlgefallen an Einigen den günstigen Einfluß der kurgemäßen Behandlung. Mit Einbruch der Nacht begiebt er sich zu Bett und denkt vor dem Einschlafen über die gemachten Beobachtungen nach, die ihn einigermaßen mit seinem, für das Arbeitsbad sehr eingenommenen Berliner Hausarzte versöhnen.“

„Am Morgen lernt der in das Arbeitsbad geschickte Berliner die Kurmethode genauer kennen. Kaum graut der Tag, als er unter seinem Fenster jene einfachen Hornsignale hört, welche den Bewohnern kleinerer Städte anzukündigen pflegen, daß es Zeit sei aufzustehen und ihr Vieh herauszulassen. Die erwähnten Hornsignale werden aber auf eine so eigenthümliche Weise, bald virtuos- und kunstgerecht, bald dilettantisch und stumperhaft vorgetragen, daß unser Kranker sich gedrungen fühlt, aus dem Bette zu springen und nach dem wunderlichen Musikler anzuschauen. In dem unsicheren Lichte eines von Nebelstreifen getrübbten Gebirgsmorgen bemerkt er jedoch nicht eine Person, sondern zwei Männer in Schafspelzen, welche abwechselnd in ein Hirtenhorn stoßen. „Guten Morgen, lieber

Collegē," ruft der kleinere der beiden Bläser nach dem Fenster hinauf. — „Guten Morgen, — aber wenn ich bitten darf, — mit wem habe ich denn die Ehre?“ antwortet unser höflicher Kranker. — „Sie kennen mich wohl nicht, Herr Collegē? Ich bin der Justizrath S., Ihr Nachbar in der Or. Friedrichsstraße.“ — „Mein Gott, was machen Sie denn um diese Zeit dort unten?“ — „Wie Sie mich hier sehen, Collegē, sehe ich als Kuhhirt vor Ihnen, oder eigentlich als Diätarius des Kuhhirtenstandes, und hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Vorgesetzten, Herrn Andreas, Hirten im Dorfe, vorzustellen.“ — „Warum denn nun Kuhhirt?“ — „Ja, sehen Sie, der Doctor behauptet, daß meine Verschleimung davon herrührt, daß ich in Berlin bis ein Uhr des Nachts regelmäßig bei der Weinflasche gefessen habe und erst um neun Uhr Morgens aufgestanden bin. Er hat mich deshalb zum Viceshirten im Bade ernannt. Um halb vier Uhr wird aufgestanden und eine warme Mehlsuppe gegessen, dann blasen wir das Vieh zusammen und ziehen auf die Bergwiesen, um acht Uhr wird ein Stück Landbrot gegessen und aus einem hölzernen Krüge Milch getrunken. Um 1 Uhr darf ich wieder in das Bad herunterkommen, mich waschen, Toilette machen und als civilisirter Mensch bei Tische erscheinen.“ —

„Unser Freund erstarrt fast vor Schrecken, fragt aber doch: „Wie bringen Sie nur da oben die Zeit hin, Herr Justizrath? Ein Rechtsgelehrter von Ihrem Geiste muß nach meiner Meinung doch vor Langerweile schier ums Leben kommen?“ — „Dafür giebt es Mittel," ruft der leidenschaftlich für die Arbeitsthat eingenommene Justizrath und zieht ein großes grobes Strickzeug hervor, an dem ein wollener Strumpf baumelt. — „Stricken? Ein Rechtsgelehrter stricken?“ fragt der Berliner. — „Das beste Mittel, die Gedanken von unnützen Ausflügen abzuhalten und den Geist einigermaßen zu beschäftigen. Sehen Sie, diese ruhige Handarbeit unter der Bewachung des Verstandes, diese Anfertigung von Masche auf Masche, ist eine feurreiche Allegorie des organischen Processes in der Natur. Eben so strickt auch der Weltgeist das Lebende im Makrokosmos zusammen. Es ist immer der alte Strumpf, aber es wird täglich eine Reihe Maschen neuangestrickt. Läßt der Tod eine Masche fallen, so hat es nichts zu sagen, schon wird der Faden zu einer neuen umgeschwungen.“ — „Wie tiefstinnig! Kommen Sie denn draußen auf der Waldhöhe zu solchen Gedanken?“ — „Ich komme nicht nur dort oben zu allerlei seltsamen Gedanken, ich komme auch zu einem gesunden Schlafe. Wenn Abends acht Uhr zur Suppe geläutet wird, fallen mir vor Müdigkeit die Augen zu. Mir wird jeden Tag wohl!“ — Nach diesen Worten stößt der Justizrath noch einmal in das Horn und folgt einer braun- und weißgefleckten Kuh, die vertraulich ihren gutmüthigen Kopf an seiner Schulter gerieben hat.“

Doch wir können dem Verfasser nicht ausführlich in seiner Phantasie folgen. Der Berliner, der sich schauernd in sein Bett geflüchtet hat, wird bald wieder daraus vertrieben, denn ein Baron verlangt seine Stiefeln, ein Graf seine Kleider, um

sie zu reinigen; von einem Langschläfer im Nachbarzimmer, der mit Gewalt aus dem Bette vertrieben wird, vernimmt er, daß er dem Schäfer des Ortes zeitweilig als Schäferhund dient, um die Schafe zusammenzuhalten, weil der Doctor eine gewaltsame Bewegung für ihn heilsam findet, und als er endlich ins Frühstückszimmer hinabgeht, sieht er daselbst eine Anzahl Bauerknechte, die von dem Arzte theils aufs Feld zum Pflügen, theils in den Wald zum Holzhacken oder in den Garten zum Umgraben eines Spargelfeldes geschickt werden — es sind lauter Badegäste. Ein Medicinalrath und ein Hosprediger repräsentiren das bewegende Princip einer Brettmühle in Gestalt eines Tretrades. Sie sind nicht mit ihrer Beschäftigung zufrieden, da jeder, der sich dem Regime unterworfen, einen Revers unterschreiben muß, bei Strafe eine Summe von 500 Gulden zu zahlen, nicht vor Beendigung der Kur auszutreten, so müssen sie Gehorsam leisten. — r.

(Pflicht oder Leidenschaft?) In bewegten Zeiten bilden sich oft Verhältnisse im Privatleben, besonders wenn Neigung und Leidenschaft sich einmischen, wie sie im ruhigen, geordneten Staats- und Familienleben selten oder nie vorkommen. Eine Anekdote aus dem Befreiungskampfe Deutschlands gegen Napoleonsche Uebermacht im Jahre 1813 wird diese Ansicht vielleicht erläutern. Eduard von Meyen, ein Oesterreicher von Geburt, war, vom Thatendrange befeuert und den neuen freisinnigen Ideen Frankreichs huldigend, die General Bonaparte im Beginn seiner glänzenden Laufbahn zu repräsentiren schien, in früher Jugend seiner Familie entflohen und hatte sich dem französischen Heere angeschlossen, wo er schnell bis zum Lieutenant aufrückte. Um jeder Verfolgung von Seiten seiner Verwandten zu entgehen, hatte er sich Cäsar Valafre genannt. Jemehr der Knabe zum Manne heranreife und sein heißes Jugendblut sich abkühlte, desto mehr hing der Gedanke an seine Heimath seine Rechte geltend zu machen, desto mehr bedrückte ihn der Gedanke, durch Uebereilung sich in eine Lage versetzt zu haben, in welcher er vielleicht mit seinen natürlichen Pflichten in Conflict kommen könnte. Die Kriege Frankreichs mit Oesterreich beunruhigten ihn. Bisher war er zwar durch eine glückliche Fügung davor bewahrt geblieben, gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen, aber wie lange konnte diese Begünstigung dauern? Sein Entschluß stand daher fest, aus der französischen Armee auszutreten, sobald sein Regiment den Befehl erhalten sollte, am Kampfe gegen Oesterreich Theil zu nehmen. Dieser Befehl kam schneller als er es erwartet hatte und sofort that er die nöthigen Schritte, um seiner bisherigen Verpflichtungen erledigt zu werden. Er bat Anfangs nur um Versetzung zu einem andern Regimente, man schlug es ihm ab. Er reichte darauf sein Entlassungsgesuch ein, sie wurde ihm verweigert. So blieb ihm nichts weiter übrig, als die Reihen seiner Kampfgenossen zu verlassen, denn die Pflicht gegen sein natürliches Vaterland stand ihm höher als sein Dienstleid, von dem ihm seine Vorgesetzten nicht entbinden wollten. Er desertirte. Seine Flucht gelang; unangefochten erreichte er die österreichische Grenze, ja das Glück begünstigte ihn noch weiter, indem es ihm eine

Zusucht bei einer Familie finden ließ, die in tiefer Waldeinsamkeit auf den Nollendorfer Höhen ein Forsthaus bewohnte.

Frau von Stahremberg, die Wittwe eines kaiserlichen Obersten, der im Kampfe gegen Frankreich sein Leben gelassen hatte, lernte bald den innern Werth des jungen Mannes, seine reichen Kenntnisse schätzen und übertrug ihm die Leitung der Erziehung ihres Sohnes. Sie durfte ihr Vertrauen nicht bereuen, denn Eduard von Meyen erfüllte die von ihm übernommenen Pflichten treu und gewissenhaft. Die ganze Familie, die außer dem Knaben noch aus drei älteren Mädchen bestand, ehrte und schätzte ihn als ein werthes Familienglied und wenn auch mit der Zeit die Schönheit und Liebenswürdigkeit Almens, der ältesten Tochter der Frau von Stahremberg, einen tiefern Eindruck auf Eduard machte, wenn er auch annehmen durfte, daß sein Gefühl von ihr getheilt wurde, so ehrte er doch den Frieden der Familie, die ihn großmüthig bei sich aufgenommen hatte, viel zu sehr, um seine wachsende Neigung irgendwie kund zugeben.

So kam das Jahr 1813 heran. Bisher waren die Bewohner des einsam gelegenen Forsthauses von dem in ihrer Nähe vorüberziehenden Kriegslärm wenig oder gar nicht berührt worden. Das änderte sich aber im Sommer jenes Jahres. Bekanntlich sandte Napoleon nach der Schlacht bei Dresden, am 26. und 27. August, das Corps des Marschalls Vandamme nach Böhmen, um den Rückzug der Allirten aufzuhalten und zu verhindern. In der Nähe des Forsthauses erschien ein französisches Reiterregiment. Mit bangen Gefühlen sahen die Bewohner desselben seiner Annäherung entgegen, mit ahnendem Schrecken Eduard, denn er hatte das Regiment erkannt, bei welchem er früher diente. Der Oberst ließ sich bei Frau von Stahremberg melden und bat für sich und seine Offiziere um einige Zimmer. Während des kurzen Gesprächs ruhten seine Blicke mit einem räthselhaften Ausdruck auf dem Gesichte Eduards, der in ihm einen seiner Kameraden erkannte. Bald nachher ward Eduard auf Befehl des Obersten verhaftet und vor ein schnell zusammenberufenes Kriegsgericht gestellt. Er ging seinem Schicksale mit Ruhe entgegen, verheimlichte nichts von seinem frühern Leben und den Motiven, die ihn zum Austritt aus seinem Regimente bewogen, denn er hielt sich trotzdem für einen Mann von Ehre und vernahm gefaßt sein Todesurtheil, das binnen 24 Stunden an ihm vollzogen werden sollte. Unangenehm ward er aber berührt, als nach diesem Vorgange der Oberst in sein Zimmer trat und sich wegen der Denunciation, die er gegen ihn geübt, rechtfertigen zu wollen schien. Er war der einzige seiner frühern Kameraden gewesen, die noch bei dem Regimente geblieben, er war Eduards Freund gewesen; von ihm also hatte es abgehangen, ob Eduards Vergangenheit aus Licht gezogen werden solle oder nicht. Der Oberst meinte freilich, er sei vor Allem Soldat und die Ehre seines Standes gelte ihm als die höchste, könne und wolle Eduard sie nicht billigen, so stehe er hier, um ihm jede Genugthuung zu geben. Die nach seiner Ansicht nothwendige De-

nunciation könne seine Ehre nicht verletzen und wenn Eduard ihn nicht für einen Mann von Ehre erkenne, so müsse er sich mit ihm schlagen. Der junge Mann zuckte verächtlich mit den Achseln und erwiderte: „Meine Anerkennung würde an dem Bestande der Dinge nichts ändern. Haben Sie den Muth gehabt mich zu denunciren, so scheint Ihnen doch der Muth zu fehlen, mein Todesurtheil zu unterzeichnen. Thun Sie was Sie nicht lassen können.“ Der Oberst erblaßte. Den Vorwurf der Feigheit durfte er nicht dulden und das Duell fand noch in der Nacht bei Fackelscheine statt. Der Oberst fiel, von Eduards sicherer Kugel getroffen, und damit veränderte sich auch dessen Lage für den Augenblick, denn das Todesurtheil bedurfte jetzt der Unterschrift des Obergenerals.

Mit steigender Angst hatte die kleine Familie, namentlich Aline, dem Ausgange dieser Verhandlungen entgegengesehen. Ihre Neigung für Eduard brach sich gewaltsam Bahn und als sie von diesem erfuhr, welcher neue Aufschub in der Vollziehung seines Urtheils eingetreten sei, entschloß sie sich den Versuch zu wagen, beim General ein Fürwort beizulegen. Der wahrscheinlich vergebliche Versuch ward ihr durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse erspart. Das rechtzeitige Eintreffen des allirten Armeecorps Kleiß von Nollendorf schnitt dem weitem Vordringen Vandammes jeden Ausgang ab, der sich, von allen Seiten umringt und in den Bergkessel eingeschlossen, mit seinem ganzen Corps gefangen geben mußte. Auch Eduard traf dieses Schicksal, doch ward er von dem österreichischen General, an den er sich wandte, sofort auf freien Fuß gestellt.

—r.

(Aus Fr. v. Raumers Leben.) Der hochverdiente Historiker Fr. v. Raumer hat (bei Brockhaus in Lpzg.) „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“ in zwei Bänden herausgegeben, auf die wir aufmerksam machen. Der Verf. war am 14. Mai d. J. 80 Jahr alt und am 9. Sept. 50 Jahre Professor; er machte große Reisen, stand mit den angesehensten Männern in Verbindung und weiß gut zu erzählen. Wir können für unsere Leser nur einiges Wenige aus dem Werke mittheilen. Der Verf. studirte erst in Halle, dann in Göttingen, in welcher letzten Stadt der berühmte Forstel Winterconcerte veranstaltete: „Sie waren interessant und gut geleitet, aber auch hier zeigte sich der Unterschied zwischen Halle und Göttingen. Dort wäre kein Mädchen mit einem Studenten ins Concert gegangen; hier galt es für eine Art löblicher Auszeichnung und ich ward z. B. von einem Professor gebeten seine Tochter hinzuführen. Eben so scharfsinnig abweichend von allem sonstigen Gebrauch war die Stellung der Stühle. Diese waren nicht, wie sonst gewöhnlich, gegen das Orchester gerichtet, sondern standen in einem gegen den Eingang geöffneten Halbkreise. Der Student (jeder konnte für sein Abonnement eine Dame unentgeltlich mitbringen) führte seine Dame in diesen Halbkreis bis zu dem für sie bestimmten Stuhle, kehrte dann durch den Eingang zurück und begab sich außen herum bis hinter den Stuhl seiner Dame. „Wozu das Alles?“ fragte ich Forstel und er antwortete: „jede Dame will einen Courmacher haben, aber nicht den Schein als wolle sie mit ihm sprechen. Jetzt heißt es sie drehe sich nach dem Orchester um, in Wahrheit thut sie es aber wegen ihres sich pünktlich einstellenden Führers. So sind alle zufrieden, abonniren, kommen und zahlen.“

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 40. **1861.**

Preis für 104 hohe Quaribogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Plättern mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Musterplättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregen haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

1.

Obgleich der Frühling Anfang März des Jahres 1846 am Rheine schon mit starken Schritten herangenaht war und Bäume und Blumen zu knospen und grünen begannen, so hatte der Winter sich doch gegen Ende des Monats noch einmal in seiner ganzen Strenge gezeigt, die voreilig aufgesproßten Blumen und Blätter erstarrt und den Boden mit dichter Schneelage bedeckt. Es stürmte und schneite am Nachmittage des 24. März, so arg, daß die alte Gräfin Wildensfurt, die so leicht kein Wetter scheute, ihren gewöhnlichen Spaziergang unterließ und nachdem sie vom Fenster ihres Wohnzimmers eine Zeit lang auf fallende Flocken geschaut und dem Brausen des Sturmes gelauscht hatte, der die ältesten Bäume ihres Gartens zu brechen drohte, da wandte sie sich fröstelnd ab vom rauhen winterlichen Bilde, zog die dunkle Sammetmantille fester um die Schultern und nahm in einem bequemen Lehnstuhle dicht am Kamine Platz. Nur kurze Zeit blickte sie auf die knisternden helllobernden Holzstücke, nur momentan trübte ein Schatten von Kummer den heitern wohlwollenden Ausdruck ihres feingeschnittenen Gesichts; dann schlossen sich ihre Augen und bald

war sie so tief und fest eingeschlafen, daß sie weder das rasche Öffnen der Thür, noch den lauten Schritt eines Mannes hörte, der ihr Zimmer betrat.

Raum hatte der geräuschvoll Kommende die im Lehnstuhl Ruhende bemerkt, so mäßigte er die Raschheit und Lebendigkeit seiner Bewegungen, schloß leise die Thür, schlich auf den Fußspitzen behutsam zum Kamin und betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit das leicht geröthete Antlitz der Schlafenden. Als er aber eine Weile die gleichmäßigen Athemzüge vernommen, wich der Ausdruck von Unruhe und Besorgniß aus seinen Zügen und flüchtig erhellte ein heiteres Lächeln sein ernstes Gesicht; er ging dann nicht mehr so vorsichtig, wenn auch noch immer mit gemäßigten Schritten durch das Zimmer, öffnete einen hohen mit Büchern angefüllten Schrank, erwählte eines derselben und setzte sich an das Fenster.

Wie eifrig er auch bald las, blickte er doch bei der leisesten Bewegung der Dame empor und erst, wenn er sich immer von Neuem überzeugt, daß sie nicht erwacht, fuhr er in seiner Lectüre fort.

Es war ein hübsches Bild, das die beiden im Zimmer anwesenden Personen darboten und zu der Eleganz ihrer äußern Erscheinungen stand ihre ganze Umgebung im passendsten Einklange.

Die so behaglich und friedlich ruhende Dame, Gräfin Wildensfurt, war seit zweiunddreißig Jahren Wittwe und seit vier Jahren bewohnte sie das hübsche

freundliche Landhaus, in der Nähe von Bonn, in dem wir sie finden. Ihre Jugend war weniger friedlich gewesen als ihr Alter und frühzeitig hatte ihr das Leben seine ernste Seite gezeigt; mit warmem weichem Herzen war sie in dasselbe eingetreten, doch das Bild, das sie so freudig in diesem Herzen aufgenommen und das sie als ihr Ideal betrachtete, war ihr von einem unerbittlich harten und strengen Vater entrissen und sie dazu gezwungen worden, einen Mann zu heirathen, den sie ebenso wenig lieben wie achten konnte. Glanz und Reichthum umgaben die siebzehnjährige Frau nach ihrer Verbindung mit Graf Wildensfurt. — Beides war ohne Reiz für ihre einfache Natur und ersetzte ihr nicht das verlorene Jugendglück; ihr einziger Trost waren ihre beiden Kinder und als diese eins nach dem andern starben, hatte sie nur den einen Wunsch: „neben ihnen in dem Grabe zu liegen, von Neuem mit ihnen vereint zu werden!“ — Eben so heiß, wie sie aber nach dem Tode ihres zweiten Töchterchens den Tod herbeigesehnt, eben so heiß flehte sie zu Gott, ihr das Leben zu erhalten, nachdem sie zwei Jahre später einem Sohne das Leben gegeben. Gott erhörte ihre Bitte und er lichtete auch fortan ihr Dasein; ihr Knabe, ihre einzige Freude, ihr Stolz und ganzes Glück, war ein kräftiges Kind; es wuchs und gedieh, ihr Mann aber, der sie während sechsjähriger Ehe nicht allein roh, sondern auch oft tyrannisch und unwürdig behandelt, wurde rücksichtsvoller und freundlicher gegen sie, als sie ihm einen Erben seines Namens und seiner Reichthümer geboren. Entschloß er auch vielleicht nicht vollständig den wüsten und wilden Gewohnheiten seines Lebens, so zwang er seine Frau wenigstens ferner nicht mehr zur Theilnahme an Festlichkeiten, die als Bacchanalien geendet, er verschonte seinen Sohn mit jenen wunderlichen Erziehungstheorien, die er zum Entsetzen seiner Gemahlin bei den verstorbenen Töchtern angewendet, — kurzum, er machte diejenige, die er zur Lebensgefährtin erwählt, während der nächsten zehn Jahre glücklicher. Ein plötzlicher Tod löste die Ehe, die stürmisch begonnen und sich im Laufe der Zeit besser gestaltet. Die Gräfin verließ wenige Wochen nach dem Ableben ihres Mannes die Residenz und zog sich auf ihre Lieblingsbesitzung, auf das am linken Rheinufer gelegene Gut Arnau zurück. Dort lebte sie nur der Erziehung ihres Kindes, abgeschnitten von allem und jedem nähern Verkehr mit den Menschen. In den ersten Jahren suchte sie ab und zu frühere Freunde auf; doch als diese merkten, daß die Wittwe Wittwe bleiben und keine zweite Ehe

schließen wollte, verließen sie einigermaßen pikirt das herrliche Gut und die hübsche Frau.

Gräfin Wildensfurt sah diesen Aergertlichen ärgerlicher nach, denn sie begriff es nicht, daß man sie der Thorheit fähig gehalten, noch einmal zu heirathen. Als sie älter und ihre Abneigung gegen die Ehe bekannter wurde, hörten auch jene Ruhestörungen auf und sie lebte ferner in einer fast klösterlichen Zurückgezogenheit. In diesem Stillleben schlossen sich Mutter und Sohn immer fester, immer inniger aneinander; Beider Schmerz war grenzenlos als sie sich zum ersten Male trennten und doch war diese Trennung keine eigentliche Trennung zu nennen, indem Hugo von Wildensfurt fast täglich von Bonn aus, wo er studirte, nach Arnau kam. Eine wirkliche Trennung trat in den Jahren ein, wo der junge Graf nach beendeteter Universitätszeit fremde Länder bereiste; Anfangs hatte die Mutter ihn begleiten wollen, doch ihr Verstand sagte ihr, wie viel besser es sei, wenn ein junger Mann unter männlichem Schutz in die Welt trete und seine ersten Schritte nicht von dem ängstlichen Auge einer Frau bewacht würden. So reiste Graf Wildensfurt denn mit seinem frühern Lehrer und Erzieher und reiste mit Nutzen. Mit welcher Lust und Seligkeit schloß die Mutter aber den heißgeliebten Sohn nach vierjähriger Abwesenheit in die Arme! Sie wurde nicht müde ihn anzuhören und wie stolz sah sie ihn an, mit welchem Stolze hörte sie ihn an! —

Nicht bloß das mütterliche Auge erkannte in Hugo von Wildensfurt eine sich vor Vielen auszeichnende Erscheinung, sondern auch der Unparteiischste mußte ihm Vorzüge zugestehen, wie sie sich nur selten in einer Person vereinigen. Ohne Schönheit der Züge und Form, war er schön durch den durchgeistigten Ausdruck seines Gesichts, durch die herzzgewinnende Freundlichkeit seines Benehmens, Alles einte sich bei ihm, um ihn zu einem lebenswürdigen Menschen zu machen und er wurde als Jüngling auch von Allen geliebt, die ihn kannten.

Die Befürchtung seiner Mutter, daß er eine Carrière erwählen und er ihr dadurch wieder von Neuem entzogen werden könnte, erfüllte sich zu ihrer Freude nicht; der Graf haßte die militairische Laufbahn in Friedenszeiten, — zur Diplomatie war er zu wahr und offen — die Verwickelungen und Verdrehungen in der Jurisprudenz waren ihm unlieblich und gegen die medicinische Wissenschaft hatte er eben solchen Widerwillen, wie gegen die wechselvollen Chancen des

Kaufmannsstandes und die einseitigen Dogmen der Kirche. — Seine Mutter würde gegen keine Berufswahl gewesen sein, ja sogar ihre Zustimmung gegeben haben, wenn ihr Sohn hätte Handwerker werden wollen, sie kannte nur den Ehrgeiz, ihn glücklich zu wissen, sie hatte nur den Wunsch, ihn mit seiner Lage und seinen Verhältnissen zufrieden zu sehen. Glück und zufrieden war Hugo von Wildensfurt durch seine gänzliche Unabhängigkeit. Von einem glühenden Durste nach fessellosester Freiheit von frühesten Jugend auf besetzt, freute es ihn, sie in so uneingeschränktem vollem Maße genießen zu können, wie ihm vermöge seiner günstigen Stellung in der Welt möglich war. Nichts hemmte ihn, er konnte thun was ihm gefiel, seiner Mutter war alles und jedes recht! — Hatte er das Bedürfnis zu reisen, so war sie trotz der Trauer über die Trennung die Thätigste bei den Vorbereitungen, kam er heim, so fand er stets ein glückliches Gesicht, ein ihn treu liebendes Herz. Aus Liebe zu ihm entsagte sie ihrem Stillleben, um seinen Wünschen zu genügen suchte sie die Geselligkeit, an der er Freude fand. — So vergingen mehrere Jahre in ungetrübter Heiterkeit, gegenseitiger Zufriedenheit und vollständigem Glück. Hugo zählte sechsundzwanzig Jahre, als er seiner Mutter eines Tages gestand, von unüberwindlicher Lust ergriffen zu sein, fremde Erdtheile kennen zu lernen; Gräfin Wildensfurt erschrak, sie hatte geglaubt, ihr Sohn würde endlich anfangen sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Sie sagte es ihm, er lachte und meinte, daß dazu Zeit sei, wenn er heimgekehrt. Die Mutter war mit der Aussicht zufrieden und der Sohn reiste! Das gelobte Land war sein Ziel und zwei Jahre blieb er in Asien; als er nach Europa zurückgekommen, war nicht, wie seine Mutter wähnte, das Vaterhaus der erste Ort, den er aufsuchte, sondern er begleitete die englische Familie, die seine Reisegefährten gewesen, nach ihrem Lande in Cumberland und als sie später den Continent bereiste, blieb er auch in ihrer Gesellschaft.

Sechs Jahre vergingen bevor Graf Wildensfurt in die Heimath und zur Mutter zurückkehrte! — Als heiterer lebensfroher Jüngling war er von ihr geschieden, als ernster gereifter Mann kam er heim. Was ihn früher erfreut, davon war keine Rede mehr bei ihm und still und zurückgezogen, mit Eifer dem Studium der Wissenschaften obliegend, lebte er die nächsten Jahre in Arnau. Vergeblich suchte Gräfin Wildensfurt den Grund dieser Veränderung zu erforschen, ihr

Sohn versicherte immer: daß der Lauf der Jahre einzig aus ihm gemacht, was er sei und damit begnügte sie sich endlich. Um ihren Sohn der Einsamkeit seines Studierzimmers zu entreißen, suchte sie wieder mehr Geselligkeit in Arnau zu verbreiten und indem sie häufig junge lebenswürdige Damen zu sich einlud, gab sie sich der Hoffnung hin, Liebe zu dieser oder jener im Herzen ihres Kindes zu erwecken. Diese Versuche blieben erfolglos, selbst der, als sie sich von ihrem Sohne trennte und das kleine Landhaus bezog, das sie zu dem Zwecke am Ende des Arnauer Parkes hatte erbauen lassen. Die einzige Wirkung ihrer Trennung war, daß Graf Wildensfurt, nachdem seine Mutter ihm das Gut zum uneingeschränkten Eigenthume übergeben, der eifrigste Landwirth wurde.

Leer und verödet blieben die vielen Prunk- und Wohngemächer im Arnauer Schlosse, die Gräfin Wildensfurt für ihren Sohn und dessen einstige Frau eingerichtet; nur in einzelnen Fällen öffneten sich die langgeschlossenen Gesellschaftsräume, denn Bälle und Feste, wie sonst dem Adel der Nachbarschaft und den Honoratioren von Bonn zu geben, hatten keinen Reiz mehr für den Grafen und nur wenn seine Mutter dringend wünschte, lud er Freunde und Bekannte ein.

Sah Gräfin Wildensfurt bei dergleichen Gelegenheiten ihren Sohn einen so lebenswürdigen Wirth machen, sich so angelegentlich mit allen anwesenden Damen beschäftigen, hoffte sie immer von Neuem auf Herzensgefahr für ihn — aber immer vergeblich, er zog sich mit zu vielem Vergnügen in seine stillen Räume zurück, als daß sie hätte denken können, daß es ihm Freude gemacht, sie zu verlassen.

So wie die Feste ohne den von ihr gewünschten Erfolg blieben, so führten auch die Reisen, die ihr Sohn mitunter machte, nicht das herbei, was sie ersehnte.

„Mein Herz bringe ich Dir mit, aber keine Tochter!“ flüsterte er ihr heiter zu, wenn er sie nach längerer oder kürzerer Abwesenheit fest ans Herz drückte und zärtlich die geliebten Lippen küßte, und hatte sich ihre Stirn auch bei solcher Nachricht zu umwölken vermocht, so wäre es doch unmöglich gewesen, daß dauernd ein Schatten von Mißmuth oder Unzufriedenheit ihr Antlitz hätte trüben können, wenn sie von Neuem in den Armen Dessen lag, in dem sie ihre ganze Welt fand.

Fest waren Mutter und Sohn verbunden, fest blieben sie auch verbunden und das schönste Verhält-

niß, das in der Art zwischen Eltern und Kindern bestehen kann, herrschte unter ihnen. Den ganzen Tag freuten sich Beide auf die Abendstunden, welche sie stets gemeinsam verlebten und der Morgen brach für Beide erst an, wenn sie sich einen „guten Morgen“ gewünscht. Selbst der Punkt, wo Mutter und Sohn in ihren Ansichten entschieden von einander abwichen, — der Punkt der Heirath — war nicht im Stande eine Mißstimmung zwischen ihnen entstehen zu lassen. Gräfin Wildensfurt hegte fortgesetzt den sehnlichsten Wunsch, ihren Sohn glücklich verheirathet zu wissen und dieser versicherte ihr immer aufs Neue, daß er an eine Ehe nicht denke. Bot das Thema nun auch Veranlassung zu kleinen Streitigkeiten, so gab es doch ebenfalls Grund zu großer Heiterkeit, denn die Gräfin vermochte nicht ernst zu bleiben, wenn ihr Sohn sie mit ihrer Vorliebe für die Ehe neckte und es an komischen Bemerkungen über seine Leidenschaft für das Junggesellenleben nicht fehlen ließ.

Mehr und ernstlicher als je beschäftigte sich aber Gräfin Wildensfurt in den letzten Wochen mit der Idee, ihren Sohn zu verheirathen, denn es schien, daß sich ihr plötzlich und unvermuthet die günstigste Gelegenheit geboten, ihren langgehegten Plan zur Ausführung zu bringen.

Ein jüngerer Bruder des Grafen Wildensfurt, der in Berlin einen höhern Militairposten bekleidet, war Anfang des Jahres gestorben und hatte seine Frau und fünf erwachsene unverförgte Töchter mittellos in der Welt zurückgelassen.

Die nur auf eine geringe Pension beschränkte Wittwe hatte sich in der ersten Bedrängniß an ihre reiche Schwägerin in Arnau gewandt und diese sie auch reichlich unterstützt. In jedem ferneren Briefe klagte die Dame aber ihre bitterste Noth und das gute weiche Herz der Gräfin litt unsäglich beim Lesen solcher Lamentationen. Am liebsten hätte sie ihre Schwägerin mit der ganzen Familie nach Arnau berufen, doch ihr Sohn widerrieth ihr das auf das Entschiedenste, indem er seine Mutter daran erinnerte, in welchem Trouble von Zerstreungen seine Tante zu leben gewohnt sei und wie einsam ihr und ihren Töchtern ein Landleben im Winter sein würde. Gräfin Wildensfurt beschränkte sich nun auf die Idee, eine der erwachsenen Nichten zu sich zu nehmen, indem sie hoffte, daß sich im Laufe der Zeit durch stetes Zusammensein mit einer Cousine eine tiefere Neigung für dieselbe im Herzen ihres Sohnes entwickeln würde und sie wünschte daher, daß er selbst entscheiden möchte,

ob sie eine der ältern oder jüngern auffordern solle nach Arnau zu kommen.

Für die älteste dieser Cousinen hatte Graf Wildensfurt, wie seine Mutter wähnte, einst ein flüchtiges Interesse empfunden — es war vor seiner Reise nach Asien, also fünfzehn Jahre her, doch das damals sechszehnjährige Mädchen war so schön gewesen, daß sie unmöglich jetzt häßlich sein konnte. Gar zu gern hätte die Gräfin nun gewußt, ob ihr Sohn diese Jugendliebe nicht vergessen, sie konnte es nicht ergründen. Einen Entschluß mußte sie aber endlich fassen, sie war ihrer Schwägerin nun schon den zweiten Brief schuldig, wollte endlich antworten. — Doch welche ihrer Töchter als Tochter annehmen? — Am Morgen des 24. März hatte sie abermals ihren Sohn um Rath gefragt, er aber dasselbe geantwortet, was er das erste Mal gesagt, nämlich: daß er in der Angelegenheit die Entscheidung ganz der Mutter überlasse.

Dieses gänzliche ihr Ueberlassen war eben der Kummer der Gräfin und nur der lange feste Nachmittagschlaf hatte sie den Sorgen der Entscheidung entrißen. Kaum war sie aber erwacht, so fiel ihr der unglückselige Brief ein, den sie an dem Tage noch schreiben wollte und seiner wie an die Wichtigkeit der Entscheidung denkend, seufzte sie laut und tief.

„Was bedrückt denn die Seele meiner guten Mutter so schwer?“ fragte der Graf, indem er sein Buch bei Seite legte und aufstand.

Die Gräfin, die sich allein zu sein glaubte, wandte sich rasch um und entgegnete nicht ohne Erstaunen: „Wie Hugo, Du bist hier, Du gabst die Fahrt nach Bonn auf und läßt Dich wieder einmal vergeblich bei einem Diner erwarten?“

Der Graf rollte den zweiten am Kamine stehenden Lehnstuhl ganz in die Nähe seiner Mutter, setzte sich und sprach lächelnd:

„Als guter Sohn konnte ich nicht anders handeln, Du klagtest heute Morgen über Einsamkeit, Langeweile, ich gab mein Diner beim Professor R... auf und bin hier, um Dir Gesellschaft zu leisten.“

„Der Vorwand war Dir wohl sehr erwünscht, mein Sohn?“

„Du erkennst doch nie an, wenn ich Dir gefellige Freuden opfere, liebe Mama!“ Der Graf ergriff die schmale weiße Hand seiner Mutter und nachdem er

sie geküßt, behielt er sie mit leichtem Drucke in der seinen.

„Wäre Dir das Aufgeben einer Gesellschaft doch wirklich ein Opfer.“

„Das wünschst Du mir, Deinem Sohne, der vor Kurzem zweiundvierzig Jahr alt geworden!“

„Gewiß, mein Sohn, denn dann fesselte Dich doch endlich einmal ein tieferes Interesse an jene Gesellschaft.“

„Und das tiefere Interesse müßte ich für eine Dame empfinden?“ sprach er neckend.

„Ach, daß das nicht der Fall ist!“ seufzte die Gräfin tief.

„Mein Mütterchen, Du darfst Nachmittags nicht mehr schlafen, denn Du seufzt schon wieder.“

„Ach, mein Sohn, Du irrst, wenn Du meinst, ich hätte geschlafen! Dazu war mir wahrlich heute das Herz zu schwer.“

Der Graf kannte die Schwäche seiner Mutter: „nie zuzugeben, daß sie ein Nachmittagschläschen liebte“ er schwieg daher, doch ein Lächeln umspielte seine Lippen und die Mutter, die das bemerkte, deutete es richtig.

„Du glaubst mir nicht, Hugo und doch ist es so, der Kummer über jenen Brief an Deine Tante hielt mir nicht allein an diesem Nachmittage, sondern mehrere Nächte den Schlaf fern.“

„So würde es das Beste sein, wenn Du Dich jedes Gedankens an diesen Brief entschlägst!“ rief er lachend.

„Wie kann ich das? Ich muß doch überlegen, welche der Töchter ich zu mir nehmen soll.“

„Nimm keine, Mutter!“

„Wie, Hugo?“ —

„Die Mädchen passen nicht nach Arnau! Es sind Stadt- und Weltbamen.“

Alice und Olga traten erst vor Kurzem in die Welt.“

„Sie sind aber von ihrer Mutter nur für diese Welt erzogen.“

„So wäre es vielleicht verdienstlich, sie etwas Anderes sehen zu lassen.“

„Willst Du ein gutes Werk vollführen, Mache?“

Die Gräfin schwieg verlegen. Nach längerer Pause fragte sie lebhaft:

„Ist es Dir unangenehm, daß ich eine Deiner Cousinen zu mir nehmen will?“

„Ich fürchte nur, daß ihr Kommen Unannehmlichkeiten für Dich herbeiziehen wird.“

„Inwiefern?“

„Wenn Ihr Beide Euch getäuscht seht, Du in Deinen Erwartungen, sie in ihren Hoffnungen; denn ich würde weder das Eine noch das Andere erfüllen.“ Die Gräfin hustete, ihr Sohn fuhr ruhig fort: „Forderst Du eine der Nichten auf nach Arnau zu kommen, so sei wenigstens so vorsichtig, sie Dir nur zum Besuch zu erbitten, ihre Abreise würde dann leichter zu bewerkstelligen sein.“

„Ich würde am liebsten sehen, wenn Du, lieber Hugo, nach Berlin reistest und die Deiner Cousinen veranlaßtest, hierher zu kommen, die Dir am besten gefällt!“

„Aber beste Mutter, Du wünschst eine Gesellschafterin — nicht ich!“

„Aber Du kennst meinen Geschmack, lieber Sohn.“

„Ich bin irre an ihm geworden seit Du Dein Auge auf jene Nichten geworfen hast!“ antwortete er lächelnd.

„Du bist ungerecht gegen Deine Cousinen, Hugo!“

„Und Du bist es gegen mich, Mutter, indem Du meine Erwartungen bitter getäuscht.“ Die Gräfin sah verwundert auf ihren Sohn, er fuhr mit unerschütterlichem Ernste fort: „Ich kam in der gerechten Hoffnung auf guten Kaffee zu Dir und Du setzest mir nur die Berliner Cousinen vor!“

Die Gräfin lächelte, stand auf und zog die Klingel, indem sie drohend ausrief:

„Hugo, Hugo, daß Du immer eine Hintertür hast, durch die Du Deiner alten Mutter entschläpfst.“

„Liebe Mutter, ich entschläpfe Dir um so weniger jetzt, als ich den alten David Deiner Thür nahen höre und den angenehmen Ton klirrender Tassen vernehme.“

Der Diener der Gräfin erschien wirklich mit dem Kaffee und die Erwartungen des Grafen erfüllten sich, er erhielt nicht allein guten Kaffee, sondern verlebte auch eine heitere Stunde mit seiner Mutter, indem er mit vielem Geschick die gefährliche Klippe des Briefcapitels vermied. Seine Laune wurde durch die Schlaueit seiner Mutter und seine eigene Klugheit immer besser und als der alte David wieder im Zimmer erschien, um abzuräumen, that er, was höchst selten zu geschehen pflegte, nämlich redete den Diener seiner Mutter an.

Dieses alte Hausinventarium besaß die Eigen-

thümlichkeit, nicht gern reden zu hören und liebte es noch weniger zu antworten, er war der schweigsamste Mensch der Welt und sprach er einmal einige zusammenhängende Worte, so war das stets ein Sprichwort. Seiner vielen guten Eigenschaften wegen hielt man ihm die Absonderlichkeit zu Gute und redete nur im äußersten Nothfalle mit ihm.

Durch die kleinen Plänkeleien mit seiner Mutter befand sich aber der Graf in zu guter Laune, um nicht auch an dem Tage den alten Diener etwas zu necken, als dieser ihm daher die Kaffeetasse abnahm, sagte er:

„Und Du bist nicht im Geringsten verwundert, alter David, mich diesen Nachmittag hier zu sehen? An diesem Nachmittage, wo es förmlich lebensgefährlich war, in Eure Wildniß zu dringen. Weißt Du, daß ich bei solch miserablen Wetter mich doppelt ärgere, Deine Herrin und Dich jemals aus dem Arnauer Schlosse fortgelassen zu haben!“

David stand während der Worte des Grafen still, hielt seine Blicke fest auf den Sohn seiner Herrin gerichtet, entgegnete aber keine Silbe; er vermochte ja weder das Wetter zu ändern, noch die Trennung von Mutter und Sohn ungeschehen zu machen und schwieg daher. Als der Graf aber geendet, ergriff er das Bret mit dem Service und glitt lautlos zur Thür.

„Wie klug doch der David ist, Mutter, er schweigt immer, wenn ich Eurer Flucht von Arnau erwähne; doch, alter Trappist, über das Wetter kannst Du Dich doch äußern! Was sagst Du also dazu, daß, wo man den Frühling erwartet — der Winter hereinbricht?“ —

„Unverhofft kommt oft!“ antwortete David und verschwand.

„Unverhofft kommt oft!“ wiederholte die Gräfin leise vor sich hin und ein freundiges Lächeln flog über ihr feines Antlitz. Frohe Bilder reiheten sich an diesen Ausspruch und eine geschäftige Phantasie malte sie mit frischen lebendigen Farben aus.

(Fortsetzung folgt.)

Seuilleton.

(Aus Fr. v. Raumers Leben.) Noch etwas aus Friedrich Raumers „Lebenserinnerungen und Briefwechsel.“ „Von König Friedrich Wilhelm I. erzählte man in Königs-Wusterhausen gar viele Anekdoten, z. B. die Jäger, wohl wissend, daß, wenn

der König das Wild nicht traf, sie mit dem Stocke getroffen wurden, sorgten dafür, daß früher geschossenes Wild jeder Art zur Hand war. Sie führten heiße Steine mit sich, um es warm zu erhalten, eine Flasche mit Blut, um es anzufeuern etc. Der König fürchtete sich vor der Wasserucht und ließ sich oft wiegen, um zu erfahren, ob er schwerer werde. In der That war dies der Fall; weil aber die Wiegenden dann jedes Mal einige Stockschläge von ihm erhielten, nahmen sie ein anderes System an. Der König ward, nach Angabe der Wäge, jedes Mal etwas leichter.“ — Fr. v. Raumer war längere Zeit Secretair des Fürsten Hardenberg und er erzählt viel aus seinem Verkehr mit dem berühmten Raume z. B.: „In Kassel bekam man an der Tafel des alten Landgrafen so schlechten Wein, daß der Fürst Wittgenstein immer eine Flasche mitbrachte und dem Bedienten einhändigte, um sie auf seinen Platz zu stellen. Eines Tages entglitt sie seiner Hand und die weiße marmorne Treppe wurde roth gefärbt. Die von dem später kommenden zornigen Landgrafen angelassenen Bedienten mußten Veranlassung und Hergang erzählen. Der Landgraf schwieg und führte den Fürsten nicht in seinem Verfahren.

„In Berlin ließ sich dieser Landgraf einst bei dem Fürsten von Wittgenstein melden und dieser befahl, daß der regelmäßig ihn besuchende bekannte Arzt Heim abgewiesen werde. Hieran nicht gewöhnt brang Heim dennoch in das Zimmer des Fürsten, welcher die beiden Herren eiligst einander vorstellte, damit das Gespräch die gehörige Würde behalte. „Sind Sie,“ fragte Heim sogleich, „der Landgraf mit dem Poppe? Drehen Sie sich doch einmal herum. Können Sie mir nicht (wie Sie es ja Andern zugestanden haben) ein Paar von Ihren Unterthanen ablassen, damit ich medicinische Versuche mit ihnen anstelle?“

Die ruhigste Vortragsstunde, sagt Raumer, war des Morgens, während der Kanzler sich anzog. Unter vielen wichtigen, oft unangenehmen Sachen kamen auch einzelne vor von sehr abweichender Natur. „Sehen Sie,“ sagte einst der Kanzler, „welch impertinent dummen Brief ich so eben empfangen. Es hieß darin: „Ew. Excellenz befehlen zwölf nackte Jungfrauen; wir werden sie Ihnen eiligst übersenden.“ Meine Behauptung, es würden hohe schmale Weingläser so genannt, bestätigte der herbeigerufene Haushofmeister. —

„Eine Höckerfrau, deren Bude vor dem Hause des Fürsten Staatskanzlers stand, erkrankte und wendete sich an den berühmten Arzt Heim. „Verdient Sie denn so viel mit Ihrem Aepfelkram?“ fragte dieser. — „Ach nein; der Nebenverdienst bringt mehr ein.“ — „Was für ein Nebenverdienst?“ — „Ich muß für die Gesandten aufschreiben, wer den Tag über in das Haus des Kanzlers ein- oder ausgeht.“ —

„Soll ich Ihnen,“ fragte mich G., „ein hübschönes Judenmädchen schicken, die Ihres Rathes in einer persönlichen Angelegenheit bedarf?“ — Sie kam, war erschrecklich häßlich und klagte über die damals noch bestehenden Judengesetze. „Beruhigen Sie sich,“ gab ich zur Antwort, „binnen sehr kurzer

Zeit wird ein neues viel milderer Gesetz erlassen werden.“ — „Das ist ja mein Unglück,“ fuhr sie eifrig fort. „Ich habe schon den Schutz, mein Bräutigam aber nicht, und er will mich eben heirathen, damit ich ihm den Schutz zubringe. Bekommt er ihn selbst durch das neue Gesetz, so läßt er mich sitzen.“

(Scenen aus Venedig im Frühlinge 1849.) Julius Gundling hat in seinen unter dem Titel „Deutsche Hiebe,“ erschienenen Erzählungen auch Erinnerungen aus der Zeit aufgenommen, wo Venedig unter der Dictatur Manins eine italienische Republik bildete und sich gegen die österreichischen Heeresmächtigen mit mehr Hartnäckigkeit als Glück vertheidigte. Es werden dabei Züge aus diesem ersten Drama erwähnt, die an und für sich, d. h. wenn man die Zeit und Umstände hinwegdenkt, unter denen sie geschahen, eine komische Wirkung haben könnten; wenn man aber erwägt, daß in der eng eingeschlossenen, auf ihre eigenen schwachen Kräfte beschränkten Stadt der Hunger in seiner gräßlichsten Gestalt schon seit Wochen herrschte, und bereits jeden Gemeinfinn zu vernichten begann, einen tief tragischen Eindruck nicht verfehlen. Wir erlauben uns einige derselben mitzutheilen. Der starre Republikaner Manin, der entschlossen war, sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, als sie Oesterreich zu überliefern, befand sich eben auf einem seiner täglichen Rundgänge durch die Stadt, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß seine Befehle und Anordnungen getreu ausgeführt wurden, als er einen eigenthümlichen Handel zwischen einem Gondolier und einem reichen Bürger belauschte. Es galt einem Ochsen, den der Gondolier als sein Eigenthum beanspruchte und der reiche Mann künstlich an sich zu bringen suchte. Frisches Fleisch war schon längst zu einem seltenen Lederbissen geworden. Natürlich mißte sich der Dictator sogleich in die Verhandlung, fragte, woher der Ochse gekommen, und erfuhr, daß eine Anzahl hungernder Männer aus der hintersten Reihe des Volkes auf eigene Hand eine Razzia auf dem Festlande ausgeführt und sieben Stück Ochsen uebst anderen Nahrungsmitteln in die Stadt gebracht habe, welche die Köhnen nun unter sich zu theilen im Begriffe sind. Er ließ sich in das Stadtviertel führen, wo man ein solches strafwürdiges Verbrechen gegen das allgemeine Gesetz begeht, denn es war verboten, irgend ein Eigenthumsrecht an Gegenständen zu beanspruchen, die zur Erhaltung des Ganzen nothwendig seien. Er ward durch enge Gäßchen an einen Ort geführt, wo die glücklichen Beutejäger, von einer zahlreichen Menge umringt, eben an die Vertheilung ihres kostbaren Raubes gingen. Sofort legte Manin Beschlagnahme auf Vieh und Getreide und befahl es in die Assemblée zu schaffen, wo es gewissenhaft vertheilt werden sollte. Aber die Männer des Volks hatten kein Ohr für die Worte des Dictators, so sehr sie ihn auch sonst fürchteten. Es galt ja ihr eigenes Leben zu fristen und ein geringes Ueberlegen gehörte dazu, um zu begreifen, daß von der werthvollen Beute nichts für sie abfallen werde, sobald sie erst in den Händen der Vertreter des Volkes sei. Der Führer des

Zuges, ein riesiger Gondolier, trat keck aus den Reihen seiner Freunde hervor und bewies dem Dictator, daß sie nicht ihr Leben aufs Spiel gesetzt hätten, um den Bevorzugten des Staats das Leben leichter zu machen. Wollten sie zu essen haben, so möchten sie, der Dictator an der Spitze, sich Fleisch und Brot vom Festlande selbst holen. Ein Pfiff von Seiten Manins rief seine in der Nähe weilende Leibwache herbei, ohne die er sich nicht auf die Straße wagte und auf ihren Schutz gestützt, vertheilte er sofort die Lebensmittel nach eigenem Gutdünken, indem er einen Ochsen für die Assemblée, zwei für die bewaffnete Macht und die übrigen für das Volk bestimmte. Die Beutestücke wurden sofort weggetrieben, aber der Führer der Razzia ergrimmete über diesen Eingriff in seine Rechte so, daß er Hand an Manin legte und ihn erwürgt haben würde, wenn nicht eine neue Verstärkung der bewaffneten Macht herzugekommen wäre. Doch auch diese Beweise seiner überwältigenden Macht genügten nicht, die hungernde ergrimmete Menge zu beruhigen und zum duldbaren Gehorsam zurückzuführen. Sie hatte von erneuten Friedensvorschlägen von Seiten Radekzis gehört und beschloß jetzt das Haus der Assemblée, die in permanenter Berathung sich constituirt hatte, zu stürmen, und sie entweder zur Annahme jener Vorschläge zu zwingen oder sie auseinander zu jagen. Es lag natürlich nicht im Interesse des Dictator, den Wünschen des geplagten Volkes nachzugeben. Er sandte daher sofort einen Boten ab, um das Versammlungshaus der Abgeordneten mit Militärmacht zu umstellen. Um so mehr eilte der Wortführer der Menge mit seinen Freunden, denen sich immer neue Haufen anschlossen, diesen Veranstaltungen zuvorzukommen. Es gelang ihm nicht, denn gleichzeitig mit den Haufen rückte eine Division des Heeres mit Kanonen heran und schon schien ein ernstes Handgemenge zwischen Volk und Militair unvermeidlich, als Manins Freunde eines jener Truggebilde möglich machten, mit denen man den großen Haufen so oft zur Ruhe oder zur sinnlosen Wuth bringt. Ein Reiter auf schweißbedecktem Rosse, ein großes Schwert in der Hand schwingend, durchbrach die Menge und reichte die Depesche mit triumphirender Miene dem Dictator auf dem Balkon, von dem er das Volk haranguirte. Er erbrach feierlich das versiegelte Blatt und verkündete mit strahlendem Blicke dem lautlos horchenden Volke, daß eben eine Abtheilung der französischen Flotte in den Hafen eingelaufen sei, die große Vorräthe von Lebensmitteln an Bord habe. Die Hungerzeit sei vorüber und der Sieg der guten Sache entschieden. Das Volk glaubte, umarmte sich frohlockend, ließ den Dictator leben und zerstreute sich, um nach dem Hafen zu eilen, wo natürlich kein französisches Schiff zu sehen war.

Eine andere Scene führt uns in das Kloster des heiligen Mauritius. Die Mönche und Nonnen dieses und anderer Klöster haben sich hier vereint, um einen Versuch zu machen, freien Abzug aus Venedig von dem Dictator zu erlangen. Ihnen hatte sich eine große Anzahl reicher Edelleute angeschlossen, die unter der Maske von Kranken und unter dem Schutze der heiligen Männer und Frauen sich gleichfalls aus der unglück-

lichen Stadt retten wollen. Gegen Erlegung von namhaften Geldsummen haben sie zugleich die Erlaubniß erhalten, ihre tragbaren Schätze, eingnäht in die Matrazen und Strohsäcke, auf denen sie transportirt werden sollen, mit sich zu nehmen. Den endlosen Zug eröffnen drei wirkliche Kranke, die sich nur mit Mühe vorwärts bewegen, deren Anblick aber dem Dictator die Lust benehmen soll, eine genauere Untersuchung anzustellen. So setzt sich denn der lange Zug unter dem Abfingen von Finanzien in Bewegung nach dem Palaste des Dictators. Aber der Verräther schläft nicht. Manin weiß bereits, daß bei dieser Auswanderung eigentlich bezweckt wird, der Republik namhafte Geldsummen zu entfremden. Kaum ist die vorderste Spitze an seinem Palaste angelangt, so begiebt er sich selbst auf die Straße, zwingt die angeblich kranken Nobili ihre Lager zu verlassen und die Matrazen selbst zu öffnen und so wie er die geheime Kunde, die ihm geworden ist, von den geheimen Schätzen bestätigt findet, läßt er den ganzen Zug nach dem Kloster zurückführen, das als unterschlagen betrachtete Vermögen abschätzen und einen starken Tribut zum Besten des Staats davon erheben. Bei solchen Stimmungen in den verschiedenen Kreisen der Bewohner wurde natürlich die Bertheiligung der Stadt immer schwieriger. Nachrichten von günstigen Zwischenfällen, die er selbst erfunden und mit denen er bald die immer störriger werdende Menge nicht mehr täuschen konnte, waren für ihn umsoweniger geeignet, den Muth zur Ausdauer anzuregen. Wenige Wochen nach diesen Begebenheiten benutzte Manin daher die wiederholten Friedensvorschläge Oesterreichs, die ihm freien Abzug gewährten.

—r.

(Schleiermacher und Friedrich Schlegel.) Der vor Kurzem erschienene 3. Band des vielfach genannten Werkes „Aus Schleiermachers Leben“ wirft ein eigenthümliches Licht auf diejenige Zeit der deutschen Literatur, in welcher die beiden Schlegel, Schelling als Kritiker par excellence walteten, und mit Tieck, Novalis u. A. eine noch glänzendere Epoche als die durch Goethe, Schiller, Jean Paul &c. bereits siegreich begründete in der deutschen Literatur heraufzuführen wollten. Schleiermacher schloß sich den mächtig strebenden Männern an, besonders Friedrich Schlegel, mit dem er 1797 den Bund der Freundschaft schloß und bis 1807 diesem Bunde wenigstens äußerlich zugehörig blieb, denn im Innern beider Freunde hatte sich schon früher ein Bildungs- und Bestrebungsproceß vollendet, der sie immer weiter auseinanderbrachte. Es ist schon mehrfach bemerkt worden, daß die in der damaligen Zeit entstandene romantische Schule, als deren Haupter vorzugsweise die beiden Schlegel zu betrachten sind, mehr guten Willen als schöpferische Thatkraft besaßen. Aus den hier vorliegenden Brief-Auszügen geht dies noch klarer hervor. Namentlich erscheint Friedrich Schlegel in einem ganz eigenthümlichen Lichte, indem er fortwährend mit den größten Entwürfen sich trug und doch nur selten etwas Bedeutendes zu Tage förderte. Sein Plan

einer Uebersetzung des Plato giebt unter Anderem davon das schlagendste Zeugniß. Er bespricht ihn zuerst im Beginn des Jahres 1800 gegen Schleiermacher. Wie bei Allem ist er im Anfange von einem wahren Feuereifer beseelt; er gewinnt den Buchhändler Frommann dafür, ließ, wenn man seinen Versicherungen glauben darf, den ganzen Plato zwei, drei, vier Mal durch, fordert Schleiermacher auf, sich bei der Uebersetzung zu betheiligen, der auch bereitwillig darauf eingeht und mit jener fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die ihn im Kleinen wie im Großen charakterisirt, die Uebersetzung des ihm zugefallenen Phädrus beginnt. Friedrich liest nun und hat Ideen über die Einleitung, die er schreiben will, das Studium des Plato, die Eintheilung und Reihenfolge, Echtheit und Unechtheit der Dialogen, von eigentlicher Arbeit keine Spur, — „denn ein gutes Buch läßt mich Alles darüber vergessen.“ Zuweilen wird Schleiermacher, der sich mit seiner Uebersetzung und den Anmerkungen abmüht, über die „göttliche Faulheit“ des Freundes ungeduldig, er schilt, er zürnt; dann tröstet Friedrich: „nächstens!“ oder er ruft im Gefühl des getränkten Fleisches: „Du schlägst meine Studien und Untersuchungen doch auch gar zu gering an!“ Diese Studien, wie ihm später Schleiermacher schreibt, „waren ganz kahle Resultate ohne Gründe.“ Dem an wunderlichen Behauptungen überreichen Geiste Friedrichs, die aber stets wie unumstößliche Gewissheit, wie die Wahrheit selbst geäußert wurden, konnte es nicht fehlen, in einem Augenblicke eine Reihe „neuer, tief sinniger Ideen“ zu erfinden und dabei „im Müßiggang, dem seligen Dasein der Götter“, zu verharren. Noch eher als dem langmüthigen Schleiermacher riß dem oft genarrten, in seinen Erwartungen getäuschten Buchhändler die Geduld, bis endlich Schlegel in Paris, wo ihn die Sehnsucht nach indischer Weisheit faßt und er all seine Pläne wie Kartenhäuser umstößt, um Sanskrit zu lernen, sich dem Freunde erklärt: „Zu meinen recht drückenden Sorgen fängt nun allmählig an auch der Plato zu gehören. Freund, ich lege dies in Deine Hand!“ „Das Uebersetzen,“ gesteht er weiter, „ist wohl nicht sehr meine Stärke.“ Es ist am 5. Mai 1803. Gerade vor drei Jahren war er der Uebersetzung, daß im Grunde nur er und Schleiermacher den Plato verständen und übersetzen dürften. Schleiermacher war über den Rücktritt Friedrichs von der gemeinsamen Arbeit, über das Scheitern der Angelegenheit, da Frommann sich mit ihm allein nicht einlassen wollte, in die tiefste Verstimmung gerathen, er klagt Reimern: „es war meine angenehmste literarische Hoffnung. Sie gehe hin zu den übrigen. In fünfzig Jahren wird es doch wohl ein Anderer noch besser machen, als ich es gemacht hätte.“ Da erklärt sich Reimer zur Uebernahme des Werkes bereit. Der erste Band erscheint und der Erste, der es angreift, ist — Friedrich Schlegel, der den Freund beschuldigt, seine „Ideen“ benutzt zu haben.

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Welch andere Gedanken mußte der Ausspruch in der Seele des Grafen erwecken! Mit Blitzesschnelle war jeder Anflug von Heiterkeit aus seinen Zügen gewichen und sein Antlitz zeigte nicht nur den gewöhnlichen Ernst, die stets gleichmäßige Ruhe, sondern traurig düster schaute er in die bald hell aufloodernden, bald matter flackernden Flammen des Kaminfeuers. Als seine Mutter sich bei der immer tiefer einbrechenden Dunkelheit das lichteste Gemälde des Glücks für ihn entworfen, hatte er mit der vorschreitenden Nacht gleichen Schritt gehalten; — finster, wie es rings um ihn her, war es auch in seinem Herzen und immer und wieder ertönten in seiner Seele die Worte: „unverhofft kommt oft“ und traurig setzte er hinzu: „Wie die Natur, so das Leben — wenn man den Frühling erwartet, bricht der Winter herein!“

Die Saison in Berlin hatte ihr Ende erreicht und wer aufs Land eilen konnte, um sich in freier Luft von den Strapazen der Wintervergünstungen zu erholen und Kräfte für die nicht minder anstrengenden Zerstreungen des Badelebens zu sam-

eln, der verließ die Residenz beim anbrechenden Frühlinge.

Die Generalin von Wildensfurt, die sonst zu den Ersten gehört, die eine elegante Sommerwohnung im Thiergarten bezogen, befand sich zu ihrem größten Kummer Mitte Mai des Jahres 1846 noch immer in der Residenz. Ihre Verhältnisse gestatteten ihr keine Extravaganzen und hätte sie sie auch vielleicht gern ohne jegliches Bedenken gemacht, so waren doch all' diejenigen, die seit Jahren ihrem Manne Credit gegeben, nicht galant genug, ihr solchen nach dessen Tode noch ferner zu gewähren. So hatte die Frau Generalin denn an dem schönsten Morgen des Mais nicht allein von dem Wirth ihr früheres Sommerquartiers die dringendste schriftliche Mahnung erhalten, den seit Jahren rückständigen Zins baldigst zu entrichten, auch ihr Wirth in der Stadt hatte sie zu einer Stunde aufgesucht, wo sie sich nicht, wie schon oft, verlänguen lassen konnte; in mehr wie deutlichen Worten hatte er ihr klar zu verstehen gegeben, daß wenn sie ihm nicht bis zum nächsten Tage etne genügende Anweisung auf ihre Wittwenpension eingehändigt, er die Etage, welche sie bewohne, anderweitig an pünktlicher zahlende Miether abtreten würde.

Man hätte denken sollen, daß die Dame über solchen Imbiß zu ihrer Chocolate mindestens verbrießlich gewesen wäre — doch durchaus nicht! Sie besaß in solchen Punkten trotz ihrer zarten Haut eine unverwundbare Persönlichkeit, langjährige Gewohnheit an dergleichen Mahnbrieße und Drohungen hatten sie ab-

gehärtet. Dergleichen „kleine Fatalitäten des Lebens“ vermochten nicht ihre sonst oft angegriffenen Nerven zu erschüttern und — heiter, als hätte sie einen Heirathsantrag für eine ihrer fünf Töchter empfangen, faltete sie den Brief des Besitzers der Sommerquartiere zusammen und legte ihn zu einem Päckete Schriften ähnlichen Inhalts; ruhig, als sage ihr Hauswirth der Stadt die angenehmsten Dinge, hörte sie ihn an und geleitete ihn, als er sich etwas verlegen empfahl, so artig zur Thür als habe sein Besuch ihr die größte Freude gemacht. Ihren fünf Töchtern, denen die Grobheit des Wirths doch etwas den verschlafenen Ausdruck aus den Gesichtern verscheucht, rief sie er-muthigend zu:

„Ich bitt' Euch, Kinder, laßt dergleichen nie Euch den Appetit verderben! Frühstück ruhig weiter und dann macht Toilette, damit wir den Wagen unserer lieben Baronin nicht zu lange warten zu lassen brauchen.“

Die fünf Mädchen beherzigten den Rath ihrer Mutter; die beiden ältesten griffen wieder nach ihren zur Seite gelegten Romanen, die dritte brachte ihrem Canarienvogel ein Stück Zucker und die beiden jüngsten, die weder Buch noch Vogel hatten, ließen sich den Kaffee wohl schmecken und erschöpften sich in Vermuthungen, ob das Diner bei der zu der Zeit schon auf dem Landgute lebenden Baronin W., zu dem die Familie an dem Tage geladen, so amüsant sein würde, wie ihre Soiréen in der Stadt stets gewesen.

Das eilige Eintreten einer Person machte die Comtessen aufsehen und sich umwenden; es war eine einfach gekleidete bleiche, magere und schon ältliche Dame, die sich dem Frühstückstisch näherte. Kaum wurden die Mädchen ihrer ansichtig, richteten sie ziemlich zu gleicher Zeit folgende Fragen an sie:

„Tantchen, sind unsere Barögelleider fertig?“

„Tantchen, schicke die Putzmacherin meinen Hut?“

„Hast Du meine Unterkleider geplättet, liebes Tantchen?“

„Himmliches Tantchen, hast Du mir auch Blumen vom Markte mitgebracht und hast Du mein neues Spitzentäschentuch gewaschen?“

„Tantchen, hast Du noch Kaffee?“

Nachdem diese Fragen erklungen, wandte sich die Generalin Wildensfurt zu der fünf Mal Betanteten und sagte leise:

„Warst Du so freundlich, liebe Schwester, den Bedienten zu fragen, ob er noch vier Wochen auf seinen

Lohn warten könne und schicktest Du ihn nach meiner neuen Coiffüre?“

Auf die ältliche Dame machten die vielen Fragen ebenso wenig Eindruck, wie die Mahnbriefe auf ihre Schwester. Der weise vorsorgende Gott hatte sie anders bedacht, als den alten David in Arnau. Sie konnte nicht allein tausend Fragen vernehmen, sondern auch ruhig tausend beantworten, sie verlor nie den Kopf, obgleich sie auch vielleicht nie wußte, wo er ihr eigentlich stand. An sich zu denken, hatte diese Dame verlernt und Anderer Interessen waren ihr immer wichtig gewesen. Das was sie zu der Zeit war, hätte sie nie geglaubt werden zu können und wenn sie in ihrer Jugend vielleicht ein Bild ihres Alters erhalten, würde sie sicherlich in das Wasser gesprungen sein, um solchem Erdenleben zu entgehen! Zum Heil und Segen sehen aber die Menschen ihre Schicksale nicht voraus und was Jemand beim vollen Anblicke seines künftigen Elends schaudern machen würde, lernt er ertragen, wenn es ihm in einzelnen Bürden nach und nach als Last auferlegt wird und geht so leicht auf dem dor-nigen Pfade seiner traurigen Existenz weiter, als blühten ihm überall Rosen! — —

Im Alter von dreißig Jahren hatte Clotilde von Herzentahl es als ein Glück betrachtet, als ihre verheirathete Schwester sie nach dem Tode ihrer Eltern zu sich genommen. Jene hatte damals erst zwei Kinder und Graf Wildensfurt außer seiner Hauptmanns-gage, noch Vermögen. Kinder und Gage mehrten sich — das Vermögen verlor sich im Alles verschlingenden Strome der Zeiten. Der Graf und seine Gemahlin mußten den Anforderungen des geselligen Vergnügens, Schwägerin und Schwester dem Hauswesen vorstehen und die Kinder beaufsichtigen. Als Letztere heranwachsen gab es immer mehr zu thun und die Sorgen häuften sich so, wie die Arbeit, denn nach dem entschwindenen Vermögen fanden sich Schulden ein.

Wie es Fräulein Clotilde während solchen drei- undzwanzigjährigen Lebens, täglicher Plackerei und ewiger Noth, Angst und Sorgen angefangen, nicht unter-zugehen, trotzdem auf ihren zarten Schultern Alles lag — das war ihr Geheimniß, wie es das aller jener unglücklichen Familienlastthiere ist! — Sie plaudern es nicht aus — vielleicht gäbe es alsdann mehrere, vielleicht träten dann auch Menschenfreunde dagegen, zu ähnlichen Zwecken, wie bei Thierquälereien zusam-men! Anfangs hatte der armen Clotilde das „Gnadenbrot“, das sie nach Ausspruch der Menschen bei ihrer reichen Schwester aß, auch nicht geschmeckt und war

ihr oft hart und ungenießbar erschienen, später hatte sie sich daran gewöhnt und Gewohnheit thut viel! — So stand sie denn mit Ein- und Umsicht dem Haushalte vor; als selbst die Verhältnisse ganz zerrüttet waren, verlor sie nicht den Muth und was in ihren Kräften stand, die Lage erträglicher zu machen, geschah. Fast brach aber dieser Muth der armen Clotilde nach dem Tode ihres Schwagers, da die Schaar der Gläubiger sich eben so in das Trauerhaus drängte, wie die Reihe der Freunde und Bekannten. Vergeblich beschwor sie ihre Schwester, sich einzuschränken; doch diese behauptete:

„Das in dem Augenblicke um so weniger thun zu können, als ein früherer Verehrer sich gerade in der Zeit von Neuem Emma, ihrer zweiten Tochter, genähert und der Gesandtschaftsattachée, Baron Grandfeld, Alicen, die jüngste, auf dem letzten Ball so gut wie eine halbe Liebeserklärung gemacht.“ Um die beiden in Aussicht stehenden Schwiegersöhne also nicht durch plötzliches Einschränken zu entsetzen, mußte, wie die Generalin sagte: „der Schein des Glanzes wenigstens so lange aufrecht erhalten werden, bis Emma und Alice verheirathet.“ — Fräulein Clotilde ergab sich in dies Scheinleben, versuchte aber jetzt hin und wieder ihre Nichten zur Thätigkeit anzufeuern, doch der Refrain ihrer Ermahnungen: zu arbeiten, war der schmeichelhafte Ausruf: „Tantchen, so wie Du können wir es doch nicht machen!“ Nach wie vor blieb das gutmüthige Tantchen die allein Arbeitende, rastlos Schaffende und ewig Thätige, und wie selbst nach dem Tode des Generals kein Wechsel im Leben der Töchter eintrat, so blieben auch trotz der gänzlich veränderten pecuniären Lage alle innern Verhältnisse des Hauses dieselben. Nachdem Mutter und Töchter sechs Wochen der äußern Form genügt: sich von Bällen und Gesellschaften fern zu halten, besuchten sie gegen Ende Februar von Neuem alle Soirées und die reichen Geldsendungen aus Arnau machten es möglich, in der brilliantesten Weise um den verstorbenen Gatten und Vater zu trauern.

In all' ihrer Verzweiflung, daß die größten Summen für Putz und Luxus verschwendet wurden, hielt eine Hoffnung Fräulein Clotilde aufrecht, die während langer Jahre schon ihr einziger Trost gewesen. Im festen Vertrauen nämlich: „daß der Stern des Glücks einmal im Leben an jedes Menschen Horizont aufgehe,“ spielte sie in der Lotterie! — Zehn Jahre hatte sie vergeblich auf das Auftauchen dieses goldenen Sternes gewartet und gar manchmal hatte ihre Schwester, die

sonst nie böse auf sie war, sie gescholten, Summen zu verspielen, die anderweitig besser verwendet werden könnten. Diese Schelte hatte Fräulein Clotilde aber ruhig wie Alles hingenommen und ihr Viertelloos weiter gespielt, in ihr ruhte nun einmal die Hoffnung: „zu gewinnen“ und — diese Hoffnung hatte sich an dem Maimorgen erfüllt, wo die Bedrängniß ihrer Ansicht nach den Höhepunkt erreicht. Das letzte baare Geld war für das Frühstück ausgegeben und um die Spitzencoiffüre ihrer Schwester zu bezahlen, die die Putzmacherin nicht mehr auf Credit hatte verabsolgen wollen, war sie bereits genöthigt gewesen, wiederum bei einer ihr im Hause bekannten Familie zu borgen, welche ihr schon häufig aus ärgster Noth geholfen.

Das Loos von Fräulein Clotilde war mit 80,000 Thaler herausgekommen, — auf ihren Antheil also 20,000 Thaler gefallen. Sie hatte die Nachricht ihres Gewinns wenige Minuten zuvor erhalten, in dem Augenblicke als der Briefträger ihr einen Brief an ihre Schwester übergeben; kaum war er fort, so eilte sie in das Frühstückszimmer, die Kunde des Glücks ihrer Familie mitzutheilen. Die Aufregung hatte sie todesblaß gemacht und ihre Glieder zitterten dergestalt, daß sie kaum zu gehen vermochte. Beides bemerkten die Generalin und ihre Töchter nicht, doch als das Tantchen auf die Fluth von Fragen nicht ihr gewöhnliches „Alles besorgt, alles fertig!“ antwortete, als man plötzlich sah, daß sie sprechen wollte und nicht konnte, da sprangen Alle mit dem Ausrufe: „Tantchen, was ist Dir?“ auf, denn jede Einzelne liebte das stille, geschäftige und ewig gefällige Tantchen.

Die sie bestürzt anblickenden Mädchengesichter hätten dem Tantchen vielleicht nicht so schnell Sprache und Fassung wiedergegeben, wenn sie nicht das Erbleichen ihrer Schwester bemerkt, nicht den Ausdruck tödtlichen Schrecks in einem Gesichte wahrgenommen, das seit lange verlernt, die Farbe zu wechseln und immer daran gewöhnt war, den Ausdruck der Züge zu beherrschen. Sich den sie umschlingenden Armen ihrer beiden jüngsten Nichten rasch entwindend, stürzte sich Fräulein Clotilde an die Brust ihrer Schwester und rief in einen Thränenstrom ausbrechend hastig: „Kein Unglück hat sich ereignet, liebe Leonore, sondern ein Glück ist uns begegnet, Dein Loos hat gewonnen!“

„Mein Loos? Ich spielte kein Loos, Clotilde!“ entgegnete die Generalin erregt.

„Doch, doch! Trotzdem Du manchmal böse warst, spielte ich die Nummer weiter. Sie ist heraus-

gekommen — auf Dein Viertel sind 20,000 Thaler gefallen.“

Ein fünffacher Jubelruf erscholl von den Lippen der Mädchen, die Generalin schwieg, ihr Antlitz nahm einen Moment eine fast aschfarbene Blässe an, dann sagte sie mit wiederkehrender Farbe: „Ich gratuliere Dir von ganzem Herzen!“ Sie küßte die Schwester und setzte lächelnd hinzu: „Wie freut mich jetzt Deine Beharrlichkeit! Ich hätte nun und nimmer geglaubt, daß Du etwas gewinnen würdest!“

„Unverhofft kommt oft!“ rief das alte Fräulein mit glücklichem Gesichte.

„Ja unverhofft ist das Glück, liebe Clotilde! Nochmals meinen innigsten herzlichsten Glückwunsch.“

„Du thust, liebe Leonore, als ob das Geld mir gehörte.“

„Nun, wem denn anders, liebe Schwester?“

„Nur Dir! Ich spielte doch von Deinem Gelde, denn daß ich keinen Pfennig eigenes Vermögen besitze, weißt Du.“

Es ging eine seltsame Bewegung über das flache Gesicht der Generalin, fast schien es als feuchte sich ihr Auge, sie verbarg ihre Rührung im Arme der treuen Schwester und diese fest ans Herz drückend, sagte sie leise: „Nein, nein, Clotilde, das Geld gehört Dir, — willst Du, so borge, so hilf mir!“

Die ewige Geschäftigkeit kam dem Tantchen in dem Augenblicke sehr zu Statten, sich des noch nicht fertig geplätteten Unterkleides ihrer Nichte Alice erinnernd, machte sie sich hastig von der Schwester los und mit der Entschiedenheit, wie sie Alles anzugreifen und zu beenden pflegte, überreichte sie der Schwester das Loos und sagte: „Ich habe nicht viel Zeit zum Sprechen, also keine Widerrede, Leonore, das Geld gehört Dir! — Zahre lang habe ich vergeblich die Summen ausgegeben und ich danke Gott, daß sie plötzlich so reiche Zinsen tragen. Bezahle von dem Gewinne Deine Schulden, damit Deinem Manne ein ehrenvolles Andenken im Grabe bleibt und von Gläubigern keine Verwünschungen über seiner Gruft laut werden! Den Rest lege auf Zinsen und damit basta! Ich muß jetzt rasch plätten und Ihr habt Zeit Euch anzukleiden, denn es ist zwölf Uhr.“

„Zwölf Uhr!“ Der Umstand ließ die Scene der Großmuth rascher beenden, als es vielleicht sonst, trotz des Egoismus der Generalin der Fall gewesen wäre. Tantchen wurde von Allen rasch geküßt, ihr dann zehn Bitten vorgelegt und zwanzig Aufträge — alles die Toiletten der Damen betreffend, erteilt und nachdem

sie versichert, Alles thun und besorgen zu wollen, trippelte sie mit gewöhnlicher Hast aus dem Zimmer. Die Thür hatte sich noch nicht hinter ihr geschlossen als sie sie abermals öffnete und rasch eintrat.

„Noch zweierlei habe ich Dir zu sagen, liebe Leonore.“

Die Generalin wandte sich höflich, artig wie immer, dies Mal nur liebevoller gegen die Schwester.

„Numero 1, weißt Du, wo ich heute noch zwanzig bis dreißig Thaler geborgt erhalten könnte?“

„Darf ich wissen wozu?“

„Nah an zwanzig Thaler bin ich der Rätthin Harling schuldig und — sie bedarf des Geldes selbst.“

„Wer ist Rätthin Harling?“

„Sie wohnt oben in der Mansarde, Du kennst sie nicht, nur Marie, die eine ihrer Töchter sahst Du manchmal als Dein Mann —“

„Ach, ich besinne mich, sie wachte mitunter, während der Krankheit — sie half Dir! Ein hübsches liebes Mädchen, doch beansprucht sie für ihre kleinen Dienstleistungen zwanzig Thaler?“

„Nein, nein, Du irrst; Die Mutter borgte mir das Geld zu verschiedenen Malen — noch heute neun Thaler für Deine Coiffüre!“

„Du bezahltest sie gleich. Warum thatest Du das?“

„Ich mußte! Die Putzma—“

„Gut, gut, liebe Clotilde! — Also zwanzig Thaler gebrauchst Du!“

„Etwas mehr, liebe Leonore!“ flüsterte Tantchen verlegen, „ich habe keinen Groschen und muß nothwendige Wirthschaftseinkäufe machen.“

Die Generalin stand einige Secunden in tiefes Sinnen verloren da und rief dann lebhaft: „Gehe einfach zu Herrn D., zeige ihm mein Loos, nenne ihm meinen Gewinn, sage ihm, daß ich übermorgen schon sein Sommerquartier im Thiergarten beziehen würde und bitte ihn um hundert bis zweihundert Thaler.“

„Wie, Leonore, Du willst eine zweite so theure Wohnung miethen?“ entgegnete Tantchen erschrocken. „Ach, thue das nicht und bedenke, Du hast fünf Töchter.“

„Bitte, Clotilde, jetzt laß mich operiren und Du wirst sehen, Emmas und Alicens Anbeter erklären sich in den nächsten Tagen.“

Tantchen seufzte, überreichte dann der Schwester den vorhin erhaltenen Brief und ging. Als sie nach

ungefähr einer Viertelstunde ins Ankleidezimmer ihrer Nichten trat, um ihnen bei der Toilette behilflich zu sein, fand sie Alle in der lebhaftesten Erregung. Aus dem Chaos von Zurufen, die ihr entgegenklangen, entnahm sie, daß Gräfin Wildenfurt in Arnau, die mehrere Wochen krank gewesen, endlich wieder geschrieben und zwar die ganz unvermuthete Bitte an ihre Schwägerin gerichtet: „Ihr sobald wie möglich eine ihrer beiden jüngern Töchter auf längere Zeit zum Besuch zu schicken.“ Die Generalin hatte sofort entschieden, daß Olga reisen solle, weil Alice durch die Bewerbung des Gesandtschaftsattachée, Baron Granfeld, bereits Aussicht habe in der Residenz eine gute Partie zu machen und deshalb Berlin nicht verlassen dürfe.

Olga wurde in Folge dieses mütterlichen Beschlusses von ihren drei ältern Schwestern schon „Frau Gräfin“ titulirt und während die älteste sich ganz ruhig bei den Neckereien verhielt, versicherte Alice, die jüngste, immer von Neuem, daß sie ihre Hochzeitsreise nur nach Arnau antreten würde.

Olga war durch die angenehme Aussicht einer Reise nach dem schönen Gute ihres Cousins und die noch angenehmere Aussicht Besitzerin dieses Gutes zu werden, sehr erregt und im starken Rückstande mit ihrer Toilette. Tantchen mußte der „Frau Gräfin in spe“ daher vorzugsweise behilflich sein, nachdem sie endlich fertig, alles nach Wunsch war und das schöne Mädchen trotz ihrer dunkeln Trauergewänder frisch und rosig wie der junge Tag ausah, ihre Schwestern sie mit ihren Schmeicheleien überschütteten — da warf sie den letzten selbstzufriedenen Blick in den Spiegel und rief:

„Danke, danke, Tantchen und bin ich erst Gräfin Wildenfurt von Arnau, so werde ich Dir alle Deine Liebe und Güte vergelten!“

„Rechne nur nicht zu fest auf die Partie, liebe Olga!“ sagte plötzlich die älteste Schwester in einem gereizten Tone.

„Du meinst wohl, sie könnte mir, wie einst Dir entgehen, theuerste Lilly!“ erwiderte Olga nicht ohne Ironie.

„Ich denke es nicht allein, armes Kind, sondern ich bin felsenfest davon überzeugt.“

„O Du bist doch schon eine ganz verbitterte, alte Jungfer, Lilly!“

„Ich bin nichts Anderes, meine liebe Olga, was Du nicht in zwölf bis funfzehn Jahren auch sein wirst.“

„Ruhe, Kinder!“ rief die eintretende Generalin ernst.

Lilly verließ rasch das Zimmer, Olga warf ihre vollen Lippen schmolleud auf und wandte der Mutter den Rücken. Eine Secunde ruhte das Auge der Generalin prüfend auf ihrem erzürnten Kinde und sie sprach lächelnd:

„Olga, wenn Du Dich in Arnau nur ein klein wenig klüger benimmst, wie Lilly, so wird Dir sicher gelingen, was Deiner armen Schwester fehlgeschlagen ist.“

„Meinst Du, Mama?“ rief Olga sichtlich erheitert und beruhigt.

„Ich bin es überzeugt, mein Engel! Doch nun setze Deinen Hut auf, denn der Wagen kann jeden Augenblick kommen.“

Olga that wie ihr geheißsen und als der zarte Hut von weißem Krepp ihr schönes Gesicht umschloß, die Pracht ihrer dunkeln glänzenden Locken durch den lichter Rahmen aufs Vortheilhafteste hervortrat, da dachte selbst Tantchen, die nach manchen in dem Punkt bei ihren Nichten gemachten schmerzlichen Erfahrungen nicht allzu viel hoffte: „diesem schönen Mädchen wird der mürrische Hugo nicht widerstehen können!“

Die Generalin verstand den Blick der Schwester und lächelte, als aber Tantchen noch gar hinzusetzte: „Wer weiß ob aus dem Scherze der Mädchen nicht Ernst wird und Olga übers Jahr Frau Gräfin ist!“ Da reichte sie ihr die Hand und antwortete: „Möglich, denn — unverhofft kommt oft, liebe Clotilde.“

„Wir hatten heute schon zwei unverhoffte Freuden!“ rief die jüngste Tochter der Generalin eifrig und fügte heiter hinzu: „Wo zwei außerordentliche Fälle sich am Morgen ereignen, da bleibt auch nach altem Glauben der dritte vor Sonnenuntergang nicht aus! O Kinder, wenn Baron Granfeld heute —“

Die beglückende Aussicht auf den schon seit Wochen mit Sehnsucht und Ungeduld erwarteten Heirathsantrag ließ Alicen keine Worte finden, ihre Gefühle ferner auszudrücken, sie stockte, trat vor den Spiegel und lächelte überfellig beim Anblicke ihrer reizenden Erscheinung. Ihre Schwester Olga, die sie im Winter mitunter um die an Baron Granfeld gemachte Eroberung beneidet, nun aber zufriedengestellt war, da sich ihr plötzlich die Aussicht auf eine noch bessere Partie eröffnet, trat zu Alicen und sagte entschieden:

„Granfeld wird und muß sich heute erklären,

denn Du siehst göttlich aus! — Keinem steht die Trauer so wie Dir, liebe Alice.“

„Weil mein Teint der zarteste ist, Olga! — Also Du meinst, Gransfeld erklärt sich heute.“

„Bestimmt, Alice, ich sah Dich nie so reizend! Du mußt immer Trauer tragen.“ Alice tanzte vor Freunden — der ankommende Wagen beendete erst ihre Lust, ihr Glück. —

Die dritte Ueberraschung, die Alice prophezeit, blieb wirklich vor Sonnenuntergang nicht aus. Als Fräulein Clotilde gegen Abend mit dem erborgten Gelde heimkam, fand sie auf dem Corridor ihrer Wohnung eine Dame. Es war eine intime Freundin ihrer Schwester, Excellenz Basse; sie stand im Begriff fortzugehen, da der Diener gesagt, „daß die Herrschaft abwesend sei.“ Kaum wurde die Dame, die sonst nie Notiz von dem Tantchen nahm, Fräulein Clotildens ansichtig, rief sie erfreut:

„Ach, Theuerste, ich schätze mich glücklich, Sie zu treffen! Ich kam um meiner lieben Wildensfurt eine Neuigkeit zu überbringen, die sie Alle lebhaft interessieren wird.“

„Darf ich bitten, in den Salon zu treten!“

Die Dame rauschte durch die Flügelthüren, Tantchen trippelte neugierig hinterdrein; sie war nach allen Glücksfällen des Tages in würdigster Vorbereitung, das Außergewöhnlichste zu vernehmen! Noch bevor Excellenz sich setzten, riefen sie eifrig: „Also Theuerste, sagen Sie der guten Wildensfurt, daß unser charmanter Attachée, der lebenswürdige Gransfeld, der ja ihr ganz besonders Protégée war, — sich gestern Abend mit der Tochter des reichen Bankiers A... verlobt hat und ein ganz überfelliger Bräutigam ist! Mein Sohn ist mit dem Glücklichen so eben bei Kransler zusammengetroffen, er hat ihm erzählt, daß er das Mädchen schon lange im Stillen geliebt zc. zc. Nun ich nahm den innigsten Antheil und das werden Sie Alle thun, doch nun Adieu, Theuerste, ich weiß, Sie sind die ewig thätige Martha und will daher nicht stören. Pardon, wenn es bereits geschah — à revoir, tausend Grüße dem lieben Schwesterchen und allen Nichten! Sie sind doch wohl? Adieu! Adieu!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Mozart und Lorenzo da Ponte.) In den jetzt neu übersehten Memoiren des kaiserlichen Hofdichters Da Ponte wird die Entstehung der Oper „Figaros Hochzeit“ folgender-

maßen erzählt. Obgleich Mozart schon bedeutende Werke geliefert und außerhalb Wien die verdiente Anerkennung seines Geistes erlangt hatte, war sein Name im Jahre 1786 in Oesterreichs Hauptstadt noch fast unbekannt, was Da Ponte vorzugsweise der Eifersucht und dem Neide der andern componirenden und ausführenden Musiker zur Last legt. Da Ponte, der durch Martini mit den Meisterwerken Mozarts bekannt geworden war und ihn persönlich hoch schätzte, faßte den Entschluß, ihm Gelegenheit zu geben, sein reiches Talent in weitem Kreise bekannt zu machen, wozu natürlich eine Oper das zweckmäßigste Mittel sein mußte, indem durch sie der Componist mit dem Kaiser Joseph in Berührung kommen konnte. Freilich waren hier manche Schwierigkeiten zu überwinden, von denen der Graf von Rosenberg, der Intendant der kaiserlichen Oper, die bedeutendste war. Rosenberg war ein entschiedener Gegner der deutschen Musik und protegirte überdem den italienischen Dichter Casti, den er gern an Da Pontes Stelle zum Hofdichter gemacht hätte; doch darin lag für den Letztern eine Aufforderung mehr, den Intriguen des Intendanten entgegen zu arbeiten. Er setzte sich also zunächst mit Mozart in Bernehmen, um sich seiner Bereitwilligkeit, die Partitur zu liefern, zu versichern, und fand hier das gewünschte Entgegenkommen. Der Componist wünschte einen Operntext, der ihm ausreichende Gelegenheit zur reichen Entfaltung seines Talents biete, wo möglich einen Stoff aus der jüngsten Zeit, und als der Dichter sich damit einverstanden erklärte, schlug Mozart geradezu die Benutzung des damals gerade sehr beliebten und viel besprochenen Lustspiels „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais vor. Da Ponte wußte wohl, daß gerade dieser Stoff seine ernstesten Bedenken habe, denn Kaiser Joseph II. hatte eben die Aufführung dieses Lustspiels streng untersagt; doch gefiel ihm andererseits die Wahl des Componisten viel zu sehr, um nicht sofort sich für sie zu erklären in der Hoffnung, der Kaiser, dessen besonderer Gunst er sich rühmen durfte, werde wohl unzustimmen sein.

Er machte sich denn auch sogleich an die Arbeit, Mozart componirte die einzelnen Scenen so wie sie fertig wurden und in sechs Wochen war die ganze Oper fertig. Jetzt galt es den Kaiser dafür zu gewinnen und zwar ehe Graf Rosenberg oder Casti eine Ahnung von dem Ganzen erhielten. Der Zufall begünstigte den Dichter dabei, denn nicht allein, daß Joseph sich für die Idee gewinnen ließ, einen an sich anstößigen Stoff neu bearbeitet auf der Bühne zu sehen, er ließ auch sein anfängliches Vorurtheil gegen Mozart fallen, von dem er glaubte, er vermöge gar keine Oper zu schreiben, befaß Da Ponte, ihm Text und Musik zur Einsicht vorzulegen, fand beides gut und ordnete nun die baldige Aufführung der Oper an. Aber jetzt begannen erst die größte Schwierigkeiten. Graf Rosenberg konnte sich zwar nicht gegen den kaiserlichen Befehl auflehnen, aber unter seiner Leitung wollten weder Musiker noch Sänger an dem deutschen Werke mitwirken. Da Ponte hatte in die Oper einige Balletscenen eingelegt, um ihr jeden Reiz zu verleihen, der zu ihrem Gefallen beitragen könne. Nun bestand

freilich ein kaiserliches Verbot gegen die Einführung von Ballettänzen auf den kaiserlichen Theatern. Rosenberg benutzte diesen Umstand, um dem ihm verhassten Werke einen neuen Stein des Anstoßes in den Weg zu legen. Er befohl Da Ponte zu sich, zeigte ihm die Ballettstelle, fragte ihn ob er nicht wisse, daß dies verboten sei, riß die Blätter aus dem Manuscripte und warf sie mit den Worten ins Feuer: „Sie sehen, was ich vermag und werden jetzt nicht mehr an meinem Einfluß zweifeln.“

Da Ponte nahm es schweigend hin und ging. Als er aber zu Mozart kam und ihm von dem Vorgefallenen erzählte, wollte dieser ganz außer sich werden, drohte zum Kaiser zu gehen und sein Manuscript zurückzuziehen, so daß Da Ponte viele Mühe hatte ihn zu besänftigen, indem er ihm volle Genugthuung versprach. Und diese ward dem Componisten und dem Dichter in reichem Maße. Die Oper wurde einstudirt und kam endlich zur Probe, welcher der Kaiser persönlich beiwohnte. Bei der Ballettszene trat eine Pause ein, indem die Spielenden nicht unmittelbar darüber hinweggingen zu den folgenden Szenen, vielleicht um den Zorn des Kaisers auf die ganze Oper herabzuziehen. Dieser hatte schon früher den Hofpoeten Da Ponte in seine Loge rufen lassen, wo auch Graf Rosenberg und der Abbate Casti gegenwärtig waren. „Was soll diese Störung?“ fragte der Kaiser den Dichter. — „Es folgt hier eine Ballettszene,“ entgegnete dieser. — „Und warum wird diese nicht gespielt?“ fragte der Kaiser abermals den Grafen Rosenberg. — „Das Ballet ist auf den Hoftheatern unterfagt,“ erwidert dieser, „daher haben wir auch weder Tänzer noch Figuranten.“ Sie werden herbeigerufen und die Oper vervollständigt. Die beiden Urheber der Oper feiern einen vollständigen Triumph; auch bei der großen Vorstellung und doch fand auch jetzt die Mozartsche Musik in Wien nicht die Anerkennung, die ihr überall anderswo entgegen gebracht wurde. Reid und Mißgunst der Italiener und der übrigen Musiker standen ihm noch lange entgegen. — r.

(Naivität oder Unverstand.) Es ist schon häufig bemerkt worden, daß sehr verdiente höhere Offiziere mit der Musik im Allgemeinen, besonders aber mit ihrer Regimentsmusik fortwährend auf gespanntem Fuße leben. Wenn sie überhaupt kein musikalisches Ohr, keinen Sinn für Musik haben, so ist dagegen nichts zu sagen, denn nicht Jeder kann begabt sein wie der Andere. Wenn die Herren aber trotzdem sich ein Urtheil über musikalische Leistungen oder Handgriffe zutrauen oder anmaßen, so werden oft höchst komische Anekdoten fertig. Die Zahl derselben hat auch Ed. Hofer in seinem „Deutschen Herzen“, wie er eine Sammlung von Skizzen, Sagen und Geschichten benennt, um einige vermehrt. Es muß hierbei bemerkt werden, daß solche Anekdoten fast sämmtlich aus einer vergangenen Zeit herrühren, wo man eben eine allgemeine Bildung noch nicht für nothwendig für Officiers-Aspiranten hielt. General G., ein wunderlicher Kauz, der die höchste Gutmüthigkeit mit der derbsten Grobheit und selbst mit der heitersten Tyrannie verband, in dem sich überhaupt die seltsamsten Gegenstände

vereinigten, hatte als Major sein Bataillon für eine bevorstehende Musterung einzulüben. Trotz aller Mühe kam er nicht damit zu Stande, denn die Soldaten machten Fehler über Fehler. Der Major war außer sich vor Wuth und donnerte und fluchte auf die entsetzlichste Weise. Plötzlich schwieg er und fixirte nun das ihm gegenüberstehende Musikkorps mit seinen scharfen blauen Augen. Als die Reihen vorüber waren, commandirte er ein barsches Halt! wendete sich an seine Adjutanten und sprach mit finsterner Miene: „Ich sehe schon, woran das liegt. Die Musik ist Schuld, daß heute nichts gehen will; sie hat weder Takt noch Ordnung im Leibe. Bestellen Sie mir die Kerls zu heute Nachmittag vier Uhr, daß sie allein bei mir nachexerciren. Kreuzdonner, ich will es ihnen beibringen!“ Und Nachmittags, als er die armen Musiker unzählige Male zurückgejagt und aufs Neue hatte beginnen lassen, stürzte er plötzlich auf den Capellmeister los und schrie: „Herr, zum Donnerwetter, wie soll das auch gehen? Halt Er seine Leute in Takt und Ordnung. Das geht ja auf das Allerlieblichste. Da fährt der Eine mit der Posaune heraus, der Andere hinein, einer setzt das Horn ab, der Andere setzt es erst ans Maul. Donnerwetter, Herr, ich will mir ausgebeten haben, daß es damit anders wird. Rechter Fuß vor — Posaunen heraus! Linker Fuß vor — Posaunen hinein! A tempo, Herr so ist und so solls sein. Könnst nach Hause gehen und euch bessern!“ — Ein ander Mal wurde ihm mitgetheilt, daß sein Musikkorps bei mehreren Nachtmusiken mitgewirkt und unter andern Stücken auch die Marseillaise gespielt habe. Man darf hierbei nicht vergessen, daß diese Begebenheit sich etwa im Jahre 1811, also zur Zeit des nationalen Franzosenhasses zutrug. Man machte den Commandeur darauf aufmerksam, daß dieses Musikstück für einen Militairmusiker nicht sehr passend sei und ihn am Ende Unnehmlichkeiten daraus entspringen könnten. G., ein Patriot vom reinsten Wasser, ließ sofort den Capellmeister zu sich citiren und warf ihm mit Millionen Flächen seine Unthat vor. Der Mann entschuldigte sich damit: er habe die Erlaubniß, mit seinem Musikkorps erforderlichen Falls zur Verstärkung der Stadtcapelle mitzuwirken, sei dann aber dem städtischen Capellmeister untergeordnet und habe so gut wie jeder andere Musiker nichts anderes zu thun als seine Stimme zu blasen. Es könne möglich sein, daß er auch zur Aufführung der Marseillaise mitgewirkt habe, doch wisse er es nicht gewiß, denn auf seinem Notenblatte sei nichts davon bemerkt gewesen, und übrigens habe er sich nur um die ihm vorgeschriebenen Noten zu kümmern. „Herr,“ fuhr der Major heraus und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch; „ich will Ihn nur soviel sagen, laß Er mich das nie wieder hören. Als braver Soldat und in solcher Zeit darf er nicht einmal französische Noten blasen! Vergesß Er das in Zukunft nicht!“ Und damit entließ er den Betroffenen. — r.

(Vierzehntausend Pfd. Renten.) Was man bisher nur in den überspannten Phantasien der Dichter und namentlich der Romanschriftsteller suchen zu dürfen glaubte, scheint in England wirklich in That und Wahrheit übergegangen zu sein:

ein Vater, der seinem Sohne nach dem Leben strebte, um sich sein Erbe anzueignen. Und zwar gehören diese unnatürlichen Väter nicht den mittlern oder untern Gesellschaftsschichten an, ihr Name giebt ihnen freien Zutritt zu den fashionabelsten Kreisen. Der Graf Nitil arbeitet jetzt im Spinnhause und vielleicht wird, wenn sich die Anklage bestätigt, Mr. Guinea Hill, der Engländer dem Franzosen Gesellschaft leisten in demselben Spinnhause. Die That aber, deren man Mr. Guinea Hill beschuldigt, ist keine geringere als Kinderraub. Er hatte die Großenkelin von Sir Francis Burdett geheirathet, welche von der reichen Miß Burdett Coutts als Pflegesind angenommen und von dieser bei ihrer Verheirathung reich ausgestattet worden war. Im Ehecontract war ein nicht geringer Theil ihres Vermögens der eigenen Verfügung der Neuvermählten vorbehalten; doch Mr. Guinea Hill besaß, als Sohn des reichen Bierbrauers Guinea in Dublin, selbst ein großes Vermögen und konnte also diesen Theil des Vermögens seiner Gattin leicht missen. Allein wer möchte nicht gern noch reicher werden, als er es ohnedem schon ist? Der junge Mann ließ es sich angelegen sein, seiner jungen Gemahlin den gefälligsten und liebenswürdigsten Gatten zu zeigen und als Beweis ihres Vertrauens machte sie während der ersten Jahre ihrer Ehe ein Testament, kraft dessen Mr. Guinea Hill nach ihrem Tode, wenn sie kinderlos bliebe, eine jährliche Rente von 14,000 Pfd. St. zufallen sollte. Sie blieb aber nicht kinderlos. Vor zwei Jahren fühlte sie sich, während sie sich in Dublin aufhielt, ihrer Entbindung nahe und eilte nach London zurück, um dort im Kreise ihrer Verwandten und Freunde das Ereigniß abzuwarten. Allein auch dieser Wunsch blieb unerfüllt. Schon in dem kleinen Städtchen Rugby mußte sie Halt machen und genas hier eines gefunden Knaben.

Es ist eine bekannte Sitte der vornehmen und reichen Welt Londons und Englands überhaupt, die Kinder, sobald als möglich von der Mutter zu entfernen. So geschah es denn auch hier. Schon nach den ersten vierzehn Tagen schlug Mr. Guinea Hill seiner Frau vor, für die gesunde Auferziehung ihres Kindes zu sorgen und reiste mit ihrem Willen nach London, um daselbst die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Bald schrieb er auch, daß er eine brave Familie gefunden habe, der er seinen Sohn anvertrauen könne und seine Frau übergab das Kind ihrer Kammerfrau, um es nach London zu bringen. Hierbei ist besonders zu erwähnen, daß die Mutter ihr Kind in einen kostbaren Shawl einwickelte, ein Umstand, der später viel zur Auffindung des Kindes und Feststellung seiner Identität beitrug. Bei ihrer Ankunft in London wurde die Dienerin von ihrem Herrn am Bahnhofe empfangen, mit dem Kinde in eine Droschke gebracht und in ein Gasthaus untergeordneten Ranges geführt, wo sie angewiesen ward, ihren Koffer abzugeben. Dann mußte sie wieder die Droschke besteigen; doch schon nach kurzer Fahrt begegneten sie zwei ärmlich gekleideten Frauen, denen Mr. Guinea Hill das Kind überließ. Die

Kammerfrau wollte zwar den Shawl wieder an sich nehmen, doch das eine der beiden Weiber riß ihn ihr aus den Händen. Schon damals hatte die Dienerin ihre besonderen Gedanken über die künftige Wohlfahrt des armen Kindes. Fast vergingen zwei Jahre, ehe es der Mutter einfiel, sich nach ihrem Kinde zu erkundigen — sie war ja durch ihr Gesellschaftsleben ausreichend beschäftigt. Endlich fand sie eine freie Minute, wo sie ihren Gatten nach dem Aufenthaltsorte und dem Namen der Pfleger des Kindes fragte. Er gab ausweichende Antworten, brachte später die Nachricht, das Kind sei gestorben, zog diese aber zurück, als die Mutter einen legalen Todenschein verlangte. Das erweckte zuerst den Argwohn im Herzen des Mrs. Guinea Hill. Diese wurde aufmerksamer auf sein Betragen und glaubte zu bemerken, daß er sie absichtlich betrüge. Sie wandte sich daher an einen berühmten Rechtsanwalt, um durch ihn in den Besitz ihres Kindes wieder zu gelangen. Als dieser in den Kirchenbüchern von Rugby den Taufstag des Verlorenen aufsuchen ließ, ergab sich, daß der Vater einen falschen Namen angegeben hatte. Mr. Guinea Hill, der von diesen Prozeduren Kenntniß erlangt hatte, war nach dem Continent geflüchtet und hielt sich in Brüssel auf.

Jetzt wandte sich der Advokat an die Polizeibehörde und warb einen der schlauesten Diebesfänger, Mr. Brett, für seinen Dienst. Der nächste Schritt war, eine Belohnung von 200 Pfd. St. für Denjenigen auszusetzen, der von dem verlorenen Kinde sichere Nachricht geben und zu seiner Wiedererlangung beitragen könnte. Schon am folgenden Tage kam ein Weib, Namens Maday, und gab Folgendes zu Protokoll: Mr. Guinea Hill habe sie vor zwei Jahren zur Aufnahme eines Kindes aufgefordert, zu dessen Erziehung er jährlich 16 Pfd. St. geben wolle, doch brauche der Kleine nicht besser gehalten zu werden als ihre eigenen. Sie habe sich mit der Sache nicht abgeben mögen und habe eine Bekannte für den Handel vorgeschlagen, die mit solchen fremden Kindern Bettel triebe. Ob das Kind noch dort sei, wisse sie nicht. Es war auch nicht mehr in den Händen der Frau, die inzwischen wegen Straßendiebstahls ins Gefängniß gewandert war. Nach unendlichen Mühen und Aufwendung vielen Geldes fand der Polizeioffiziant das Kind in der schlechtesten Spelunte des sogenannten Diebesviertels von London, aber in einem so traurigen Zustande, daß die Aerzte an seinem Aufkommen zweifeln. Der würdige Vater des Kleinen, der doch wohl von dem Allem unterrichtet war, glaubte jetzt die günstigste Zeit, sich wieder mit seiner Frau auszuöhnen, kam aus Belgien nach London und suchte eine Unterredung mit seiner Frau, wurde aber dabei von der Polizei aufgegriffen und ins Gefängniß gebracht. Es gehört zu den eigenthümlichen Gebräuchen des englischen Justizverfahrens, daß ein so schwer Angeklagter auf Caution freigelassen werden konnte. Diese Günstigkeit dankt er doch nur seiner gesellschaftlichen Stellung.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Sinnend stand Tantchen mehrere Minuten da, rollte die schmalen dünnen Bänder ihres einfachen Trauerhutes auf und nieder und sagte voll Betrübniß:

„Also umsonst all' unser Schein, vergeblich all' jener Luxus! — So ganz anders gekommen, wie gedacht, ja, ja, sie hat Recht, unverhofft kommt oft!“

Nach diesem kurzen Selbstgespräche erinnerte sich Tantchen mit Schrecken, was sie an dem Tage noch Alles zu thun hatte; rasch legte sie Hut und Mantel ab und eilig erstieg sie dann die hohen Treppen zur Mansarde.

Frau Gerichtsräthin Harling, die eine kleine, aber sehr niedliche Dachwohnung in dem Hause der Leipziger Straße hatte, dessen erste geräumige Etage die Generalin Wildensfurt bewohnte, war ebenfalls Wittve und Mutter von fünf erwachsenen Töchtern. Als geborene Berlinerin hing sie mit ähnlicher Liebe an ihrer Vaterstadt, wie der Schweizer an seinen Bergen und für sie war Preußens Residenz das gelobte Land; sie war als Wittve dahin im Jahre 1830 zurückgekehrt, weil in dem Städtchen der Provinz Pommern,

wo ihr Mann die Stelle eines Gerichtsraths begleitet, sich ihrer Ansicht nach zu wenig Aussicht geboten, ihr Leben in anständiger Weise zu fristen und ihren Töchtern jene geistige Ausbildung zu geben, die sie für deren Fortkommen in der Welt als nöthig erachtet. Daß ihre Kinder Ordentliches lernen und einmal mehr als Handarbeiten anzufertigen verstehen sollten, das hatte Frau Harling sich schon zu den Zeiten vorgenommen, wo sie noch gar keine Kinder hatte. Sie war ein Fräulein von Schütz, die Tochter eines höhern Beamten, in frühesten Jugend sehr verwöhnt und zu nichts angehalten worden, nach dem Tode ihres Vaters hatte sie, so wie ihre Schwestern sich nur mühsam durch Nadelarbeiten ernährt und den Fall als großes Glück betrachtet, als zur Zeit der Noth sich ein ältlicher und nichtsweniger als angenehmer Mann um ihre Hand beworben. Vor solchem Loose sollten ihre Töchter bewahrt bleiben, sie wollte Jene nicht einem Elend preisgeben, dessen ganze schwere Wucht sie so tief empfunden. Eine ihrer Schwestern war Lehrerin in einem Pensionate Berlins und mit deren Hilfe gelang es der armen Wittve ihre Kinder so auszubilden wie sie wünschte. Als sie erst zwei als Gouvernanten versorgt, da ging es schon besser, sie gaben der Mutter Zuschüsse von ihrem Gehalte und auf die Weise konnte sie für die jüngern Töchter noch mehr thun.

Anfangs des Jahres 1846 hatte Frau Harling ihre jüngste Tochter aus dem Hause entlassen und als diese nun auch glücklich in der Welt untergebracht war,

da dankte sie Gott, der ihr so weit geholfen und dankte ihrer Schwester Friederike, die sie treulich unterstützte. Frau Harling konnte mit vollem Rechte befriedigt auf ihre sechszehnjährige unermüdbare Thätigkeit zurückblicken und sie that das mehr, als daß sie an den Kummer, die Mühen und Sorgen dachte, die ihr Streben mit sich gebracht.

Ihre älteste Tochter war seit vier Jahren die glückliche Frau eines Geistlichen, die zweite, Marie, seit jener Zeit mit einem Candidaten verlobt, der aber bereits als Hilfsprediger fungirte und Aussicht hatte, binnen wenigen Monaten eine eigene Pfarre zu erhalten. Aus dem Grunde hatte Marie auf Wunsch ihres Verlobten ihre Stelle als Erzieherin aufgeben müssen und war zur Mutter zurückgekehrt, um dort in Ruhe ihre kleine Aussteuer zu nähren.

Außer der Braut war zur Zeit auch ihre dritte Tochter, Agathe, bei Frau Harling, sie war acht Jahre Lehrerin in einem Institute in England gewesen und vor Kurzem erst nach Berlin zurückgekehrt. Diese dritte Tochter hatte der Mutter von allen Kindern die meiste Freude, aber auch den meisten Kummer bereitet. Ihre große Befähigung und vielseitigen Talente machten Agathen zum Liebling ihrer Lehrer und bei einem derselben blieb es nicht bei der bloßen Bewunderung ihrer Anlagen, sondern steigerte sich in den Jahren, wo sie seine Schülerin, zur Bewunderung ihrer Schönheit.

So heiter wie die muntere Agathe die Aufmerksamkeiten dieses alten Professors der Geographie aufnahm, so böse war ihre Tante darüber. Fräulein Friederike von Schütz hatte zwar auch nicht die abstracte Unmöglichkeit vollbracht, den alten Herrn zu lieben, aber den Wunsch ihn zu heirathen, sie betrachtete ihre unschuldige Nichte daher nicht allein als gefährliche Nebenbuhlerin, sondern als ärgste Feindin und als solche haßte sie Agathen aus tiefstem Herzensgrunde. Immer wußte sie bei der Schwester eine Klage gegen diese Tochter zu führen, ewig einen Verdruß zwischen Mutter und Kind herbeizuziehen. Frau Harling war streng, hart und Agathe lebhaft, reizbar. Es kam zu Reibungen, Erörterungen, Scenen, die den häuslichen Frieden störten und das junge Mädchen fand nur Trost in dem Gedanken, nach vollendeter Erziehung das Pensionat verlassen zu können, in dem die Wurzel alles Uebels für sie keimte. Mit vollendetem siebzehnten Jahre schloß für sie die ersehnte Stunde der Freiheit. Sinnend stand sie an dem letzten Tage ihres Aufenthalts im Institute am

Fenster der dumpfigen Classe, die kurz zuvor alle andern Schülerinnen verlassen; sie nahm Abschied von der trostlosen Aussicht in einem engen Hofe, in den sie in bitterer Betrübniß hinabgeschaut, wenn ihr durch ihre Tante immer von Neuem und immer wieder Unannehmlichkeiten bereitet worden. Das leise Aussprechen ihres Namens veranlaßte sie, sich umzuwenden, sie gewahrte den alten Professor, ihren Verehrer, die Grundursache ihres Leides! — Er stand in der entferntesten Ecke der Classe an dem Tische, auf dem sich das Centrum seiner Wissenschaften, der Globus befand, seine Hände ruhten auf der Weltkugel und während die zitternden Finger über Länder und Meere hinglitten, suchten seine bebenden Lippen sich im engen Raume einer düstern Stube das Glück der Liebe zu erringen, — er machte seiner besten Schülerin einen Antrag, — einen Antrag in glühenden Worten! —

Agathe hatte noch Zeit gehabt, die Sache zu begreifen, als die schneidende Stimme ihrer Tante befahl, ihre Bücher zusammen zu packen. Während dieser Beschäftigung wurde dem überraschten Mädchen von Fräulein Friederike die strengste Sittenpredigt gehalten und diese hinterbrachte auch der Räthin die Kunde des Vorfalles in ihrer gewöhnlichen gehässigen Weise. Als Agathe die erste Nacht unter dem Dache ihrer mütterlichen Wohnung geschlafen, war ihr schon gesagt worden, daß sie Schmach und Schande über dieses Haus bringen werde, wenn sie sich nicht bessere und ihr kokettes leichtfertiges Wesen ablege. Unter heißen Thränen war sie zur Ruhe gegangen. Die erzürnte Mutter hatte keine Entschuldigung der Tochter angehört und kaum daß diese ein Wort der Anklage gegen die Tante gesagt, ihre Schwester „die Wohlthäterin der Familie“, — Agathen ein undankbares Wesen genannt, das nur zu ihrem Kummer geboren sei.

Agathe war noch nicht volle vierzehn Tage bei der Mutter, als Frau Harling ihr ankündigte, daß eine gute Stelle als Musik- und Zeichenlehrerin an einem Institute in England für sie in Aussicht stehe. Das junge Mädchen freute sich Anfangs, doch kaum hörte sie, daß sie diese Stelle durch Fürsprache und Vermittelung ihrer Tante erhalte, so ahnte ihr nichts Gutes! — Ihre Angst war gerechtfertigt, als ihre Tante ihr später einen Contract zur Unterzeichnung vorlegte, der sie auf acht Jahre an das Institut band. Agathe weigerte sich, es gab Scenen und Auftritte, man beschuldigte sie leichtsinnige, gewissenlose Pläne und Absichten mit ihrer Idee „Gesellschafterin werden

zu wollen," zu verbinden, ermahnte und überstimmte sie endlich. Agathe gab ihr Versprechen zur Unterzeichnung unter der Bedingung, ihren Gehalt auf zwei Jahre im Voraus zu erhalten und beanspruchte zugleich, daß sie über Verwendung des Geldes keine Rücksenschaft abzulegen brauche. Die Mutter schalt über diese Absicht vollständig unabhängiger Handlungsweise, jedoch die Tante, die lebhaft die Abreise ihrer Nichte wünschte, machte die Erfüllung der Bedingung möglich. Agathe erhielt die Summe, unterzeichnete und in den Wochen, wo sie noch in Berlin war, arbeitete sie mit unermüdblicher Thätigkeit vom Morgen bis Abend an ihrer Wäsche und Garderobe, die sie zum Erstaunen von Mutter und Tante so grob und einfach wie nur möglich ausgesucht hatte.

In den Wochen stillen Zusammenseins traten sich Mutter und Tochter so nah wie noch nie und Frau Harling beschlich mitunter die Furcht, Agathens Unrecht gethan zu haben. Wollte sie ihr ein Wort darüber sagen, schnitt die Tochter dasselbe durch die dringende Bitte ab: „Laß uns von der Vergangenheit schweigen, liebste Mutter, sie ist ja nicht zu ändern!“

Der Tag ihres Scheidens kam heran. Mit bekümmertem Herzen blickte Frau Harling auf ihre Tochter, deren große Schönheit sie besorgt machte und als sie endlich nicht mehr das klare glänzende Auge Agathens sah und deren klangvolle Stimme ihr den letzten Gruß zugerufen, da weinte die sonst so starke Frau Thränen des heftigsten Schmerzes, Zähren der bittersten Reue, ihr Kind auf so ewig lange Zeit und so unerreichbar weit fortgegeben zu haben! —

In Strömen flossen die Thränen aber am Morgen nach Agathens Abreise, als ihr ein Brief überbracht worden und sie Folgendes las:

„Wie glücklich macht es mich, theuerste Mutter, einen Lieblingswunsch von Dir erfüllen zu können. Ich habe Dir jene hübsche Mansarde in der Leipziger Straße gemiethet, in der Du einen Theil Deiner Jugendzeit verlebt und an der Dein treues Herz so fest gehangen. Verlasse die Vorstadt, in der Du stets ungerne gewesen, daher bald und Sorge Dich nicht um die höhere Miethe. Auf ein Jahr ist bezahlt und auch künftig wird sie Dir keine Mühe machen. Die Kleinigkeiten, die Du in der Wohnung findest, mögen Dich freundlich an mich erinnern und jede einzelne Sache Dir wiederholen, daß Du nie den Kummer an mir erleben wirst, zu dessen Prophezeiung die Tante Dich veranlaßt hat.

Lebe wohl, sei zufrieden und ruhig, und behalte lieb

Deine treue Tochter
Agathe.

Frau Harling fand in der neuen Wohnung ihre Wünsche erfüllt — übertroffen, die sie seit Jahren geghegt, dort stand ein Sopha, war ein Spiegel, schwarzwälder Uhr, Nähtisch, Kommode und Teppich. Alles einfach, aber Alles hübsch. In der Kommode lag ein schwarzseidenes Kleid, ein neuer Mantel und außerdem Kleidungsstücke für Agathens zwei jüngere Schwestern.

Der Anblick all' der Schätze machte der überglücklichen Mutter klar, warum Agathe jene Bedingung an Annahme der Stelle geknüpft, warum sie für sich selbst eine so nothdürftige, ganz einfache Aussteuer beschafft und war auch deren öfteres längeres Ausbleiben beim Ausgehen erklärt, über das sie die Schelte stets so ruhig hingenommen.

Der Gerichtsräthin warmes lebendiges Gefühl der Dankbarkeit gegen ihre Tochter wurde durch die Einflüsterungen der Schwester abgefühlt, diese stellte ihr Agathens Benehmen als romantisch, theatralisch und wie gewöhnlich auf Effect berechnet dar und meinte: das Geld hätte besser als zu einer theuren Wohnung und solch eleganten Sachen verwendet werden können. Die Folge der Auseinandersetzung war ein mehr kühles Dankfagungsschreiben und die Versicherung: „wie das Mutterherz bedeutend mehr durch die Wahrnehmung beglückt worden wäre, keine so eigenmächtig und selbstständig handelnde Tochter zu haben.“

Was Agathe bei Lesung jenes Briefes gedacht, empfunden, blieb Mutter und Tante verborgen; sie erwähnte mit keiner Sylbe ihrer Geschenke und sandte in spätern Jahren nur Geld zur Ausbildung ihrer jüngern Schwestern. Die Summen betragen jährlich mehr als die Hälfte ihres Gehaltes.

Auf alle Nachfragen Frau Harlings bei der Vorsteherin des Instituts nach dem Betragen und den Leistungen ihrer Tochter, erhielt sie die befriedigendsten Antworten. Das stete Lob freute sie, doch um so mehr wunderte sie sich, daß Agathe nie ein Wort der Zufriedenheit über ihre Lage und Verhältnisse schrieb. Sie fragte daher einmal direct bei ihr an und da erwiederte Agathe, daß ihre Stellung eine schwierige, ihr Leben ein sehr trauriges und sie mitunter fürchte, nicht ihren Contract aushalten zu können.

Niemand erschrak über diese ausgesprochene Befürchtung mehr als Fräulein Friederike; sie war trotz

Agathens Abreise nicht an das Ziel ihrer Wünsche gekommen, hatte aber die Hoffnung, dasselbe zu erreichen noch immer nicht aufgegeben. — Eifrig redete sie daher der Schwester zu, die Tochter zur Erfüllung ihres Contractes anzuhalten und erinnerte sie an Agathens kräftige Gesundheit und blühendes Aussehen. Frau Harling dachte auch, es sei für ihre Tochter besser, wenn sie an Arbeit und Entbehrung gewöhnt würde, ermahnte sie daher sehr ernstlich ihre Verpflichtungen zu erfüllen und stellte ihr die Tante in Berlin als Muster vor, welche so treu in ihrem Berufe ausharre und nie klage.

So harrte denn auch Agathe acht Jahre in ihrer Stellung aus. Die Vorsteherin wollte den Contract erneuern und das doppelte Gehalt zahlen, aber Agathe lehnte jeden Vorschlag ab, sie war entschlossen, England zu verlassen. Man bat Frau Harling um ihre Fürsprache, gewährte ihrer Tochter einen längern Urlaub nach Berlin mit Gehalt, jedoch wie die Mutter auch brieflich in Agathen drang, diese vortheilhaften Bedingungen anzunehmen, sie weigerte sich und deutete ihrer Mutter zuletzt zart aber klar an: „daß sie Herrin ihres Thuns sei und nicht mehr wie früher zu Etwas gezwungen werden könne.“

Die Mutter fühlte den Stachel dieser Worte schmerzlich und Fräulein Friederike ließ es sich angelegen sein, ihn noch tiefer in die Herzenswunde zu drücken. Nachdem wurde Agathe nicht mehr gebeten in England zu bleiben, ihr nur angekündigt, daß sie nach dem Vorgefallenen besser thue, nicht das Haus der Mutter zu betreten.

Die Vorsteherin schlug nun vor, Agathens jüngste Schwester als Lehrerin zu engagiren, die Rätthin Harling stand im Begriff den Contract von dieser unterzeichnen zu lassen als ein Brief Agathens sie davon abhielt. Diese entwarf der Mutter zum ersten Male ein Bild ihres Lebens und Frau Harling schauderte, denn nach den Angaben hatte es ihre Tochter schlimmer als eine Sclavin gehabt.

Die Tante wollte Agathens Schilderung als zu stark, zu graß bezeichnen, doch eine Stimme im Mutterherzen sprach für die Tochter und sie bat Agathen jetzt dringend: zu ihr zu kommen. Diese sagte mit Freuden einen kurzen Besuch zu, schrieb aber zu gleicher Zeit, daß sie sich bereits durch Vermittelung einer Deutschen in Schlesien als Gouvernante engagirt habe und ihre neue Stellung wahrscheinlich am ersten Mai antreten müsse.

Anfangs April traf Agathe in Berlin ein. Frau

Harling und Marie erkannten in der Ankommenenden kaum Tochter und Schwester wieder. Als blühend schönes Mädchen war Agathe fortgegangen als schwächstes Schattenbild jener Agathe kehrte sie heim. Von Jugendfrische besaß sie keine Spur mehr, der Ausdruck von Frohsinn war entwichen. Bleich, die entsetzlichste Abspannung in allen Zügen, abgemagert gleich einem Skelett, trat sie Mutter und Schwester entgegen. Der Ausdruck tiefen Leides schnitt Beiden ins Herz und sie brachen in Thränen aus, beim Anblicke dieser ernsten und traurigen Augen, die sonst so munter ins Leben geschaut.

Bei dem sichtbaren Schrecke und diesen Mitleidsthränen wehte Agathe zum ersten Male wieder ein Anflug ihrer frühern guten Laune an, sie scherzte heiter über sich selbst und sagte dann tröstend: „Schönheit vergeht, Tugend besteht!“

Daß Agathe diese gute Laune nicht ganz eingebüßt, war Frau Harlings einziger Trost, sie kannte den Werth solchen Schatzes und wußte, welch' herrlicher Talisman er in den rauhen Stürmen des Lebens. Am meisten freute sie sich, daß die Kraft und Stärke dieses Talismans sich bei ihrer Schwester bewährte, denn Agathe nahm die Sticheleien und Eifersüchteleien ihrer Tante jetzt ganz von der komischen Seite und wehrte sich mit Scherz gegen den Ernst solcher Angriffe.

So brachte denn Agathe trotz ihres mondscheinartigen Aussehens Sonnenschein in die Mansarde und heiter und glücklich wie Frau Harling lange nicht gewesen, war sie während der Anwesenheit ihrer Tochter. Sie pflegte sie mit rührender Zärtlichkeit, so wie nur eine besorgte Mutter ihr krankes Kind pflegen kann und das Geld, was Agathe ihr mitgebracht, verwandte sie einzig zu dem Zwecke, sie durch kräftige Nahrungsmittel zu stärken. Dankbar erkannte Agathe die ihr erwiesene Liebe an und so wie sie sich nach und nach geistig von dem Drucke ihrer frühern Verhältnisse erholte, so erholte sie sich auch körperlich bei einer Pflege, wie sie solche seit Jahren nicht gehabt.

Zwei Schatten trübten aber fortgesetzt das stille bescheidene Glück der kleinen Familie in der Mansarde. Der erste war die Erwartung des Briefes, der Agathe von Neuem dem Kreise ihrer Angehörigen entreißen sollte, der zweite, der Haß der alten Lehrerin auf ihre einstige Nebenbuhlerin. Zu diesem Hasse gesellte sich von Neuem die blindeste Eifersucht, als Agathe wieder wohlher wurde und besseres Aussehen bekam. Der Schein

von Farbe, den ihre schmalen Wangen von Zeit zu Zeit annahmen, war so schwach, das hellere Aufleuchten ihres Blickes so selten und doch mißgönnte Beides die Tante der Nichte — dieser ihr so sehr gefährlichen Nichte. Der alte Professor war nämlich seit den letzten Monaten sehr kränklich gewesen und nach jedem bedeutenden Anfälle von Podagra hatte er sich mehr derjenigen genähert, von der er wußte, daß sie nicht abgeneigt, ihn zu heirathen. Inmitten all' ihrer Glückshoffnungen erhoben sich zwei mächtige Hindernisse. Agathe kam nach Berlin und die Sicht verließ den linken Fuß des Professors mehr und mehr. Mitte Mai war er so weit hergestellt, daß er seinen heißen Wunsch, Agathe wieder zu sehen, endlich zu erfüllen im Stande war und die hohen Treppen zur Mansarde Frau Harlings zu ersteigen vermochte.

Fräulein Friederike von Schütz ahnte die sehnlichen Wünsche des Professor. Zu ihrem Heile hing der alte Junggeselle aber fest an seinen Gewohnheiten, er machte nur Abends Besuche und verließ regelmäßig mit dem Glockenschlage sechs seine Wohnung. So konnte sie, wenn sie wollte und es nur einigermaßen schlaun anfang, ihn genau beobachten und es verhindern, daß er Agathe sah und sprach, ohne daß sie als Aufpasserin dabei war. Als er wieder zu gehen vermochte, schlich sie ihm daher nach. Sie hatte nichts Auffallendes in ihrer Erscheinung, verhüllte weniger aus Rücksichten auf die Menschen, als aus strengem Sittlichkeitsgefühl ihr Gesicht stets mit einem dichten Schleier und hätte also auch der Professor die Gewohnheit gehabt sich umzuwenden, wie er sie nicht besaß, so würde er seiner Kurzsichtigkeit halber nicht das ihm folgende schmale Schattenbild unter der Verhüllung erkannt haben.

Drei Tage verfolgte Fräulein Friederike den alten Professor vergeblich — am vierten sah sie ihn in das Haus ihrer Schwester treten! — Ihr Blut kochte, ihr Athem stockte, sie mußte einige Secunden inne halten, ehe sie ihm nachschlich. Als sie endlich ihren Fuß auf den ersten Treppenabsatz setzte, vernahm sie einen Doppelschrei und den Ton eines schweren Falls. Sie stürzte die Treppe hinauf, bog um den vorspringenden Pfeiler und zu ihren Füßen lag zum ersten Male in ihrem langen Leben ein Mann und — dieser Mann war der Gegenstand ihrer Liebe — der Professor der Geographie! — —

Fräulein Friederike hätte über diesen Fußfall nicht beglückter aussehen können, wenn er kein zufälliger gewesen, sie bemerkte sofort, daß an ein Hinauf-

steigen für den Heruntergefallenen nicht zu denken war und rief laut um Hilfe, ihn vollends hinab zu tragen.

Neben ihr stand in demselben Augenblicke eine eben so schmale bleiche dunkle Gestalt, wie sie selbst war, zitternd rief diese aus:

„O, mein Gott, wenn ich nur nicht Schuld an dem Unglücke bin! Ich lief so rasch an dem Herrn vorüber, er starrte mich einen Moment entsetzt an, wich zurück und stürzte die Treppe hinab.“

„Sie sind schuldlos, meine Dame!“ flüsterte der am Boden Liegende, dessen Haupt seine Freundin zu stützen bemüht war.

„Wirklich?“ rief das entsetzte Tantchen, denn sie war die unschuldige Ursache des furchtbaren Schrecks des armen Professor, er hatte sie für Fräulein Friederike gehalten und seine durch Sicht ohnehin schwachen Füße hatten bei der Wahrnehmung nicht Stand gehalten — seine Kraft ihn verlassen, als er sich beim Gange zu seiner jungen Flamme von seiner alten Liebe überrascht sah! —

„Wir wollen den armen Mann hinauf tragen lassen!“ setzte Tantchen gutmüthig hinzu und ahnte nicht, daß sie bei Beiden eine wunde Herzensstelle berührte.

„Hinauf?“ schrie Fräulein Friederike wild, „zu wem?“ fügte sie mit dem giftigsten Blicke auf Tantchen hinzu.

„Hinauf?“ flüsterte der Professor beseligt, „zu wem?“ hauchte er noch leiser.

Tantchen sah verwundert von Einem zum Andern, überrascht fragte sie:

„Wohnen Sie nicht hier im Hause, mein Herr?“

„Der Herr wohnt in der alten Jakobsstraße!“ antwortete die Lehrerin mürrisch.

„Nummer 72 parterre!“ setzte der Professor ergeben hinzu.

„Ach wie weit, wie weit!“ rief Tantchen, „da wird es das Beste sein, wenn unser Diener Ihnen einen Wagen holt, Sie können unmöglich gehen!“

Tantchen riß an der Klingel, der Diener kam.

„Ja, einen Wagen!“ hauchte der Gestürzte mit einem schwachen Versuche sich aus den magern Armen seiner Freundin zu erheben, er konnte nicht, sie hielt ihn kräftig umschlungen und stötete leise:

„Bleiben Sie, bleiben Sie hier ruhen bis der Diener den Wagen geholt! Halten Sie sich ganz still, theurer, armer Freund!“

Tantchen hörte nicht die Worte, während sie dem Bedienten die Befehle erteilte, sie sah nur die zärtliche Besorgniß, das liebevolle Benehmen der Dame und nahm des Professors unvermeidliches Anknüpfen an Fräulein Frieberike für die That freier Willkür. Rasch combinirend sagte sie:

„Ah, ich merke, die Herrschaften kennen sich, Mann und Frau, nicht wahr? O wie beklage ich Sie wegen des Unfalls.“

Der Diener, der an der Thür einer Droschke begegnet, kehrte zurück und machte den Vermuthungen des Fräuleins ein Ende; seine kräftigen Arme erhoben den Professor der Erdkunde vom Boden und dieser schien sich bei dieser Umschlingung viel wohler zu fühlen, als bei dem Bande Hymens, mit dem Tantchen ihn umwunden.

(Fortsetzung folgt.)

F e n i l l e t o n .

(Die mystischen Erscheinungen in der menschlichen Natur) nennt Prof. Perth in Bern, ein gewissenhafter Forscher, sein neues großes Werk (Leipzig u. Heidelberg, Winter), in dem er alle wunderbaren oder wunderlichen Vorgänge, wie Träume, Alpdrücken und Tischklopfen, bis zur religiösen Extase und zum prophetischen Schauen in die Zukunft mustert und mit vielfachen Beispielen belegt. Er bringt im Ganzen vielen Glauben dazu mit. Da nun seit einiger Zeit ein gewisser Home in Rom, Paris u. eine große Rolle spielte, so theilen wir hier mit Perths Worten dessen Geschichte mit: „Home ist geboren 1833 bei Edinburg; seine Mutter hatte das second sight. Er soll schon mit drei Jahren eine entfernte Cousine haben sterben sehen und Personen um ihr Lager genannt haben. Er schien als Kind sich mit Geistern zu unterreden, vernahm oft himmlische Musik; seine Wiege schaukelte von selbst, seine Spielsachen flogen ihm zu. Mit zehn Jahren kam er nach Amerika. Im Hause seiner Tante bewegten sich dort Stühle, Betten, Tische, Geräthe, so daß ihn die Tante aus dem Hause stieß. Zuerst ist von H. bei Spicer die Rede, etwa um 1850. Bei einer Tischrückungsscene wurde er kataleptisch; es kam eine Botschaft von den „Geistern“ zweier auf dem Meere verunglückter Seeleute. Da machte der Tisch die Bewegungen eines Schiffes bei heftigem Sturme, man hörte das Anarren der Masten, Balken und Taue, das dumpfe Stoßen der Wellen und mit einem Male ward der Tisch zu unterst gekehrt, ohne daß ihn Jemand berührt hätte. Auch wurden Namen und Alter der beiden Seeleute angegeben. Home verhielt sich also hier fernsehend und stellte am Tische die Erscheinungen des zuletzt enternden Schif-

ses dar. Schon damals schwebte H. über dem Fußboden. In einer andern Sitzung kamen auch Lichterscheinungen vor. Als junger Mann kam er nach Europa, wo er z. B. in Florenz auch solche Dinge bewirkte; man sah im Zimmer Schattengehalten erscheinen, erkannte Verstorbene; als Dante aufgerufen wurde, kamen zwei lange dünne gelbe Hände wie aus dem Boden hervor, pflückten von einem blühenden Orangenbaume einen Zweig, legten ihn auf das Haar der Mistreß B. und verschwanden dann. Man fühlte sich von Händen angefaßt, sah solche schreiben, hörte Musik; H. wurde im Moment höchster Verzückung in die Luft erhoben. In Florenz rottete sich deshalb das Volk gegen ihn zusammen, er wurde durch Graf Bramidi gerettet. In Neapel schieden seine Geister am 10. Februar 1856 von ihm mit dem Versprechen, am 10. Februar 1857 wieder zu kommen. H. wurde in Rom Katholik; Pio Nono reichte ihm das Crucifix zum Kusse mit den Worten: Das ist unser Zauberstab. In Paris verkündeten am 10. Februar 1857 um Mitternacht die Geister ihre Rückkehr durch ununterbrochenes Klopfen, d. h. Home fiel wieder in den magischen Zustand zurück, dem er in Rom auf Zureden entsagt hatte. Er war oft in den Tuileries, die Kaiserin Eugenie sorgt für die Erziehung seiner Schwester. Bei den Sitzungen in den Tuileries wurden Gegenstände bewegt, schwebten durch die Luft, wie Home selbst, man fühlte sich von Händen berührt. Ein Fräulein fühlte eine Hand die ihrige fassen und zwei Lippen ihre Finger berühren; als Home von der Dame für seine Angabe, daß diese Liebesbeweise von ihrer vor mehreren Jahren verstorbenen Schwester herrührten, um einen Beweis gebeten wurde, zog jene marmorweiße Hand sofort unter den vier oder fünf Ringen, welche die Dame trug, den ab, welchen sie einst von ihrer Schwester zum Geschenk erhalten hatte, drehte das Kästchen desselben nach der Handfläche zu und schrieb dann, eine Feder ergreifend, auf ein Papier, mit sonderbaren wenig leserlichen Schriftzügen und Orthographiefehlern: Sei eine gute Katholikin! Liebe Gott! Bekenne Deine Sünden! — ein deutlicher Beweis, daß all' Dieses von Home ausging. Schwere Tische wurden von unsichtbarer Hand erhoben und stark geneigt, wobei auf ihnen liegende Gegenstände doch nicht herabfielen; Stühle, auf welchen Personen saßen, wurden gedreht, die Oberkleider der Damen entweder straff abwärts gezogen oder emporgehoben, daß man die Unterkleider bis zu den Knien sah, der Tischteppich hier und dort erhoben, wobei manche der Anwesenden eine Hand unter dem Teppich fühlten; Personen wurden auf die Füße getreten, anderen die Kehle durch eine unsichtbare Hand zusammengeschnürt, in einer Spieluhr Töne angeschlagen, man hörte Klopfen. Home saß die ganze Zeit wie theilnahmslos und ruhig da. Beim Prinzen Murat setzte der entfernt stehende Home, indem er sich zuerst in sich concentrirte und dann die Hand gegen den Tisch ausstreckte, diesen in immer schnellere Bewegung; er bewegte die Pendel der Uhren beider Säle oder ließ sie stehen durch bloßes Strecken der Hand gegen sie; plötzlich läuteten alle Glocken des Hauses, ein Band Voltaires, der in einem Bücherschrank am Ende des Saales

stand und welchen eine Dame verlangt hatte, fiel dieser, nachdem die Glasthür des Schranles sich geöffnet hatte, von unsichtbarer Hand getragen, in den Schoß; ein Clavier spielte mehrere gewünschte Stücke, manchen „ungläubigen“ Herren, auch dem Kaiser, wurden die Taschentücher entrissen. Dann schien der Boden zu weichen, die Thüren schlugen auf und zu, die Lichter erloschen und zündeten sich wieder an, während welcher Scene H. ohne Abschied das Hotel verließ. Die ängstliche und eingeschüchterte Gesellschaft trennte sich bald. Beim Prinzen Napoleon erklärte der ebenfalls geladene Taschenspieler Moreau-Cinti, daß die Wirkungen Homes über Taschenspielerlei hinausgingen. Dort hatte sich unter anderm eine Klingel springend und klingend über den Tisch bewegt. Beim Grafen K. spielte ein Accordeon, indem es über die Knie der Anwesenden wegmarfchte. Als Home gegen 3 Uhr Morgens in eine Art Starrkrampf versiel, hörte Alles auf. Auch in Paris giebt es eine Partei, die im „Univers“ Homes Wirkungen bösen Geistern zuschreibt. — In den Tuilerien saßen einst vier Personen beisammen: der Kaiser Louis Napoleon III, die Kaiserin, der Herzog von Montebello und Home. Auf dem Tische Feder, Tinte, Papier. Da gewahrte man eine Geisterhand, welche die Feder ergriff, eintauchte und den Namen Napoleon mit Napoleons I. Handschrift schrieb. Der Kaiser bat die Hand lassen zu dürfen, und sie ging zu seinen Lippen hin und dann zu denen der Kaiserin. Pécarrat berichtet in der Revue Spiritualiste de Paris, II, 433, daß 1860 H. zu London in Gesellschaft mit dem amerikanischen Medium Squire eine Menge vornehmer Personen zu Gläubigen gemacht habe, auch Lord Lindhurst; er und Squire hätten sich in die Luft erhoben, mehrere Meter hoch, bis zur Decke des Salons. Röhlinger wurde geschrieben, daß H. lange genug oben blieb, um seinen Namen zu schreiben, und daß eine Geister sehende Dame acht Geister ihn halten sah. Ueber besondere Vorfälle im Parke des Schlosses C. im Thale von Hyères berichtet Pécarrat; s. Journ. de l'Amé, IV, 338. H., dort auf dem Anstand stehend, hörte eine Stimme rufen, fühlte sich zuletzt ergriffen und weiter rechts gestellt, als plötzlich ein ungeheurer Ast herunterstürzte, der ihn erschlagen hätte, wäre er an der gleichen Stelle geblieben. Es war dort auch Squire gegenwärtig; bei den Circeln im Schlosse spielte ein Accordeon, welches H. unter den Tisch hielt, und fuhr fort zu spielen, als er es auf die Erde warf. Man fühlte und sah dort wieder Hände und Köpfe, angeblich von Geistern, es zeigten sich Lichterscheinungen. Die Geister erregen oft durch Sprechen und Schreiben schmerzliche Krümmung. Home ist das unwillkürliche Werkzeug der Phänomene um ihn, die unregelmäßig und unvermuthet kommen, schon deshalb könnte er nicht öffentliche Vorstellungen geben; er wendet sich nicht an das Publikum. Er sei mittelgroß, blond, zart, einfach in seinen Sitten, von edler Bestimmung. Er fand auch in den höchsten Kreisen von Belgien, Holland, Neapel günstige Aufnahme und verheiratete sich 1858 mit der Tochter des russischen Generals Stroll.

(Mendelssohn-Bartholdy und Goethe.) In den jüngst

erschiedenen „Reisebriefen von Felix Mendelssohn, Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832 wird auch des innigen Verkehrs des damals jugendlichen Tonsetzers mit Goethe gedacht. Ein Familienfest hatte Mendelssohn früher als Anfangs sein Plan gewesen, nach Hause gerufen. Das reizende Liebespiel „Die Heimkehr aus der Fremde“, das auch später über die königliche Bühne in Berlin mit Beifall ging, verdankte seine Entstehung dieser Veranlassung. Schon im Mai desselben Jahres 1830 verließ aber Mendelssohn abermals Berlin, um eine längere Reise nach Italien, der Schweiz, Frankreich und England anzutreten. Sein erster Brief ist aus Weimar datirt, das er nur flüchtig zu berühren gedachte, wo ihn aber das herzliche Wohlwollen, das ihm Goethe bewies, über eine Woche zurückhielt. „Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stückchen auf dem Clavier vorspielen von allen verschiedenen Componisten nach der Zeitfolge und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Inspector tonans und bligt mit den alten Augen. — An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könnte ihm nicht helfen und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam.“ . . „Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt Ihr schon; da fragt er mich denn sehr genau aus und wird nach Tische immer so munter und mittheilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht.“ . . „Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komme ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: Meine Seele, Du mußt zu den Frauen hingehen und mit ihnen schön thun. — Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Dittlie an, die es bestellte, und sagte: „er müsse recht ordentlich ansagen, mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen.“ — Ich wurde noch einmal so lang, als Dittlie mir das wieder sagte, und da er mir's gestern sogar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch Vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich, „O ja! und dachte „es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein.“ — Mendelssohn war übrigens nicht zum ersten Male Gast im Goetheschen Hause. Etwa zehn Jahre vorher hatte er dort in Begleitung seines Lehrers Zelter den liebevollsten Empfang gefunden. Die vor einiger Zeit erschienenen Memoiren Kellstabs enthalten darüber einen sehr anziehenden Bericht. Vom ersten Augenblicke an hatte Goethe den schönen klugen Knaben in sein Herz geschlossen; ununterbrochen beschäftigte er sich mit ihm, saß Stunden lang neben ihm am Claviere, lud täglich zahlreiche Gesellschaft, um seinen Liebbling bewundern zu lassen. Alles was damals noch im Keime verschlossen gewesen, hatte sich inzwischen zur herrlichsten Blüthe entfaltet. In der Weise, mit der Goethe den Jüngling bei sich

festhielt und endlich von ihm schieb, drückt sich eine recht väterliche Herzlichkeit aus. Was ihn in so hohem Grade an den jungen Freund fesselte, das war die schöne, volle, rein menschliche Natur, die ihm hier entgegentrat. In dieser harmonischen Individualität, in der sich geistige Schärfe und Klarheit, eine productionskräftige Phantasie und die ursprünglichste Frische des Empfindens aufs innigste miteinander verschmolzen, mochte er mit Behagen manchen Zug des eigenen Wesens wiederfinden.

Ueber die heutigen Italiener ist Mendelssohn nicht gut zu sprechen. „Mich macht es jedes Mal grimmig,“ schreibt er aus Rom, „wenn Menschen, die gar keine Richtung haben, sich damit abgeben wollen über andere zu urtheilen, die etwas wollen, und sei es das Kleinste und ich habe deshalb neulich einem Musiker hier in einer Gesellschaft nach Kräften gebient. Der wollte nun gar über Mozart sprechen und weil Bunsen und seine Schwester den Palestrina lieben, suchte er sich bei ihnen dadurch einzuschmeicheln, daß er mich z. B. fragte, was ich denn über den guten Mozart und seine Sünden dächte. Ich antwortete ihm aber, ich meines Theils ließe gleich meine Tugenden im Stiche und nähme Mozarts Sünden dafür; wie tugendhaft er aber sei, könne ich nicht bestimmen. Die Leute fingen an zu lachen und hatten ihre Freude daran. Daß solch Volk sich nicht einmal vor dem großen Namen scheuen will! Indeß ist es ein Trost, daß es in allen Künsten dasselbe ist, da die Maler es nicht besser machen. Es sind furchtbare Leute, wenn man sie in ihrem Café Grece sitzen sieht. Ich gehe auch fast nie hin, weil mich zu sehr vor ihnen und ihrem Lieblingsorte graut. Das ist ein kleines niederes Zimmer, etwa acht Schritt breit und auf der einen Seite der Stube darf man Tabak rauchen, auf der andern aber nicht. Da sitzen sie denn auf den Bänken umher mit den breiten Hüften auf, große Schlächterhunde neben sich, Hals, Backen, das ganze Gesicht mit Haaren zugedeckt, machen einen entsetzlichen Qualm (nur auf der einen Seite des Zimmers), sagen einander Grobheiten; die Hunde sorgen für Verbreitung des Ungeziefers; eine Halsbinde, ein Frack wären Neuerungen — was der Bart vom Gesichte frei läßt, das versteckt die Brille und so trinken sie Kaffee und sprechen von Lizian und Pordenone, als säßen sie neben ihnen und trügen auch Bärte und Sturmhitze! Dazu machen sie so kranke Madonnen, schwächliche Heilige, Milchbärte von Helden, daß man mitunter Lust bekommt, d'rein zu schlagen.“

— r.

(Die Morning-Post und ihre Redactoren.) Es wird von der englischen Presse eine so scharfe Kritik über Deutschland und deutsche Zustände geführt, daß es wohl nicht auffallen kann, wenn wir uns ebenfalls tiefer in die Erforschung englischer Zustände versenken, als es sonst der Fall sein dürfte. Daß wir uns aber nach den Männern genauer erkundigen, unter deren Regide so scharfe Angriffe gegen uns geführt wor-

den, ist ganz natürlich. Die Nationalzeitung hat uns dazu ausreichendes Material zu liefern begonnen, indem sie durch einen ihrer Londoner Correspondenten ihren Lesern Mittheilungen über die Redactoren der Morning-Post, des Organs des Lord Palmerstons, machen ließ, welche des allgemeinen Interesses nicht entbehren. Danach erlebte die genannte Zeitung ihre Blüthezeit unter der Redaction des Peter Borthwid, der Anfangs herumziehender Lehrer bei den Kindern der Besitzler von Meierhöfen war, bis eine Liebesgeschichte diesen Geschäften ein Ende machte. Darauf studirte er Theologie, um Dissentergeistlicher zu werden, errichtete aber auch zugleich mit seinem Bruder eine Buchbinderei, wobei sie bald Bankrott machten. Peter nahm sein theologisches Studium wieder auf, schloß sich aber der Staatskirche an, erhielt auch durch die Gunst eines Geistlichen ein Stipendium in Cambridge, verlor es aber eben so schnell wieder, als sein Gönner dahinter kam, daß er ein Lustspiel schrieb. Jetzt gab er sein Studium der Theologie auf und übernahm die Leitung eines kleinen Theaters in Tottenham, machte aber auch hier Bankrott und trat auf dem Surreytheater als Schauspieler auf. Da er wenig Talent dabei entwickelte, gab er die theatralische Laufbahn auf und zog im Lande umher, indem er über allerhand Gegenstände Vorträge hielt. Seine Einnahmen können aber nicht bedeutend gewesen sein, denn er sah sich genöthigt, seinem Gastwirth in Liverpool durchzugehen. Demungeachtet hatte er die Aufmerksamkeit eines reichen Sklavenbesizers, Sir Bethel Ladrington, auf sich gezogen, der ihn engagirte, gegen die Aufhebung der Sklaverei Opposition zu machen. Diesen Auftrag vollzog er so sehr zur Zufriedenheit seines Auftraggebers, daß dieser ihn in seinem verfaulten Burgsteden Cresham ins Parlament wählen ließ, um seiner Wirksamkeit ein größeres Feld zu eröffnen. Als Parlamentsmitglied arbeitete er zugleich für das Interesse der spanischen Carlisten und machte sich dadurch dem Lord Palmerston bemerklich, der damals eben von den Tories zu den Whigs übergetreten war. Er erhielt vom Lord den Auftrag, den Eigenthümer und Redacteur der Morning-Post zu überzeugen, daß seine, des Viscount Palmerstons, Politik die einzig wahre sei. Das brachte Peter Borthwid um die Gunst Ladringtons und er wurde nicht mehr für Cresham gewählt. Dafür ernannte ihn Palmerston zum Redacteur der Morning-Post mit 1200 Pfd. St. Gehalt und er wußte in dieser Stellung zur Zufriedenheit seines hohen Gönners sich zu erhalten, bis er 1852 starb. Sein Sohn trat nicht sofort in die Stellung des Vaters ein, vielleicht weil Lord Palmerston von seiner Befähigung noch nicht ganz überzeugt war. Erst als er von einer Reise nach Paris zurückkehrte, wo er den Staatsstreich und die französische Frage gründlich studirt und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Kaiser Napoleon anerkannt werde, erlangte er die Gunst des Gönners seines Vaters und hat sie behalten bis auf diesen Tag.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ich danke, meine Damen, ich danke — leben Sie wohl!“ rief er aufathmend und ging schneller als man gedacht, daß er könne.

„Ich begleite Sie, mein Freund!“ sagte die Lehrerin entschieden, „ich begleite Sie nach Hause, Sie bedürfen meiner Pflege.“

Der Gefallene wäre vor Ueberraschung fast wieder hingefallen, er rief verbindlich:

„Zu gütig, liebes Fräulein, — ich kann das nicht annehmen, ich danke.“

Die Lehrerin ergriff statt aller Antwort seinen Arm, zog ihn durch den ihrigen und flüsterte liebevoll:

„Stützen Sie sich auf mich, Theuerster, ich verlasse Sie nicht!“

Dem Professor dunkelte einen Moment vor Augen, er wußte sich nicht zu erklären, ob die Anwendung von Ohnmacht vom Schmerze im Fuße oder von der freudigen Aussicht herrührte, eine so treue Begleiterin zu haben.

Während die drei langsam und vorsichtig die Treppe hinabstiegen, lief Tantchen so rasch wie mög-

lich hinauf und gelangte ohne weitere Unterbrechung in die Mansarde.

Frau Rätthin Harling, welche zum Nähen nicht mehr sehen konnte, saß eifrig spinnend am Ofen, ihre Tochter Marie stand am Fenster, schaute hinaus auf den Abendhimmel, an dem zarte rosa Wölkchen langsam dahin glitten und gedachte wohl jener Zeiten, wo sie das Frühjahr auf dem Lande genießen würde. Agathe saß am Claviere, spielte und sang den Lieblingschoral ihrer Mutter, wunderbar ergreifend erklang ihre volle schöne Altstimme und eine Weile stand Tantchen andächtig den Worten lauschend:

„Man halte nur in Ehrfurcht stille
Und warte bei sich selbst vergnügt,
Wie Gottes Gnad' und heil'ger Wille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt.“

Agathe blickte empor, gewahrte das Fräulein und eilte ihr entgegen.

Zuerst entrichtete Tantchen ihre Schuld, erzählte von ihrem Gewinn, nahm die herzlichsten Glückwünsche freundlich auf, erkundigte sich, ob Fräulein Agathens erwarteter Brief eingetroffen sei und meinte dann, wie schade es wäre, daß jene Stelle in Schlesien und nicht in den Rheinlanden sei, indem sie dann ihre Nichte bis Bonn begleiten konnte.

„Nun ist es auch jetzt nichts mit Agathens Schutze, so vielleicht, wenn Comtes Wildensfurt zurückreist!“ warf die Rätthin hin.

Das Wort „Rückreise“ frappirte Tantchen auf fatale Weise, denn ihre Nichte sollte ja am Rheine

bleiben. Frau Harling sah die Wirkung ihrer Aeußerung und setzte rasch hinzu:

„Ich meinte damit nichts Bestimmtes, liebes Fräulein, ich sprach ohne jeglichen Grund einer Möglichkeit, denn Agathens Ziel ist ganz entgegengesetzt.“

„Wer kann das sagen!“ rief Tantchen, „und wer weiß, ob sie nicht eine Stelle am Rhein erhält.“

„Unmöglich ist allerdings nichts in der Welt, gnädiges Fräulein, und es kommt so häufig im Leben ganz anders, wie man denkt.“

„Wahr, sehr wahr, Frau Rätthin, unverhofft kommt oft!“

Tantchen erzählte nun den Vorfall auf der Treppe und Frau Harling und ihre Töchter erkannten aus der Beschreibung sofort die beiden Personen. Als sie nach dem Fortgehen des Fräuleins den Unfall des Professors besprachen, sagte Marie neckend zu ihrer Schwester:

„Wer weiß was sich heute Abend hier ereignet hätte, wenn Dein treuer Anbeter nicht das Unglück gehabt.“

„Ja, ja, Mariechen, wer kanns wissen!“ antwortete munter Agathe, „alte Liebe rostet ja nicht.“

„Wie Schade, daß er fiel.“

„Besser vielleicht, daß er von der Treppe, als aus seinen Himmeln stürzte.“

„Gott gebe, Agathe, daß Dein nächster Verehrer mehr Glück hat.“

„Wenn er nur nicht größeres Unglück hat und ins Wasser fällt.“

„Du scheinst ja zu glauben, daß es bei Dir nicht ohne Unglück abgeht.“

„Nein, das glaube ich auch nicht, Marie, Du siehst — der Erste und Einzige brach fast den Hals.“

„So möchte der Zweite und Letzte nicht ertrinken, Agathe, damit er Dich, mein liebes Schwesterchen heirathen und glücklich machen kann.“

„Kinder, spricht nicht so gottlos und nicht solchen Unsinn.“

„Du hast Recht, Mutter, namentlich Marien zu ermahnen, denn sie will doch einen Pastor heirathen.“

Ein Klopfen an die Thür unterbrach das Gespräch, man öffnete und Frau Harling wurde ein Brief übergeben, ein Brief von Fräulein Friederike, folgenden Inhalts:

„Du, liebe Schwester, bist die Erste, die ich von dem angenehmen Wechsel meiner Verhältnisse benachrichtige. Denke Dir, mein Freund, der Professor, hatte das Unglück, von der Treppe zu fallen und ich fand

den Hilflosen. Wir sind seit einer Stunde verlobt! — Der Aermste leidet fürchterlich und bat mich, bei ihm zu bleiben. Du wirst hoffentlich einsehen, liebe Schwester, daß ich meinen leidenden Bräutigam nicht verlassen kann, aber in Anbetracht meiner Stellung als Jungfrau bedürfen wir doch der Welt gegenüber Schutz. Eile daher zu uns und vergiß ja nicht Opodeldock und Riechsalz mitzubringen, denn Beides erwartet sehnsüchtig

Deine glückliche Schwester
Friederike.

Nachschrift: Sage Agathen, daß mein Bräutigam sie bitten läßt, unsere Verlobung morgen dem ganzen Institute noch vor der Religionsstunde bekannt zu machen.“

Nachdem Rätthin Harling diesen Brief zwei Mal gelesen, machte sie ihre Töchter mit dessen Inhalte bekannt. Agathe würde ihre Pechlust vielleicht unterdrückt haben, hätte sie nicht bemerkt, wie schwer es ihrer Mutter wurde, ernst zu bleiben. So ließ sie sich denn gehen, lachte herzlich und rief munter:

„Es ist wahr, unverhofft kommt oft! — Ein Anderer verrenkt sich bei einem Falle von der Treppe den Fuß, bricht höchstens Arm und Bein, doch den Professor traf das härteste Unglück, das einem Menschen begegnen kann — er verlor Kopf!“

4.

Das Landhaus der Gräfin Wildensfurt in Arnau hatte in der Mitte einen großen nach dem Garten führenden Salon, an dessen linker Seite sich ihr Wohn- und Schlafzimmer befanden, an dessen rechter Seite zwei eben solche Räume stießen, wie sie sie selbst inne hatte; diese ließ sie mit Freuden an dem Morgen in Stand setzen, wo sie von ihrer Schwägerin die Antwort erhalten, daß die jüngste ihrer Töchter, Alice, schon am nächsten Tage mit dem Dampfschiffe in Bonn eintreffen werde, indem sich gute Reisegesellschaft gefunden.

Graf Wildensfurt traf seine Mutter im vollen Räumen und Anordnen, zwischen offenen Thüren und Fenstern, im größten Zuge, als er ihr seinen gewöhnlichen Morgenbesuch machte.

„Was um alle Götter willen hast Du vor, theuerste Mutter!“ rief er bei seinem Eintritt überrascht aus und das heftige Zuschlagen zweier Fenster begleitete seine Worte.

„Sie kommt schon morgen, lieber Hugo! Schließe die Thür rasch.“

„Wer — ich bitte Dich, wer veranlaßt diese Re-

volution, diesen Zug, diesen Unfug in Deinem stillen Hause?"

„Deine Cousine Alice kommt, lieber Sohn!“ antwortete die Gräfin mit einem Anfluge von Berlegenheit.

„Wie, morgen schon? Gott im Himmel! Du schreibst ja kaum.“

Der Graf machte sein kläglichstes Gesicht — die Mutter mußte lachen, ohne zu wollen. Nach einer Weile sagte sie begütigend:

„Es fand sich gerade zufällig eine gute Reisegelegenheit für Deine Cousine.“

„Nun bin ich beruhigt! — Unter guter Reisegelegenheit verstand die Tante aus der Residenz sicher einen unverheiratheten jungen Mann und Alice kommt hoffentlich als seine Braut in Bonn an.“

„Um Dich der Mühe zu überheben, Dich mit ihr zu verloben?“

„Liebes Mütterchen, ich bin zu alt, zu bequem, um mich Dingen zu unterziehen, die Mühe machen.“

„Bei Deiner Cousine würde es Dir vielleicht keine Mühe bereiten —.“

Die Gräfin wollte hinzusetzen: „sondern eine Freude sein,“ jedoch ihr Sohn ahnte das Kommende, schnitt die Rede der Mutter ab und rief rasch:

„Ach Du meinst, sie würde mir die Sache sehr erleichtern, Mama, — ja, das glaub' ich auch, in dessen —.“

„Nein, Kind, das meinte ich nicht, ich wollte sagen, daß Deine Cousine —.“

„Aber, liebe beste Mutter, ist diese meine theure Cousine nicht auch Deine Nichte? Warum nennst Du also Deine Nichte immer „Deine Cousine?“ Meinst Du, ich fasse das Glück dieser nahen Verwandtschaft nicht?“

„Mein Sohn, Du scheinst ja heute bei vortrefflicher Laune zu sein.“

Das Gesicht des Grafen umbüsterte sich und er sagte nach kurzer Pause ernst:

„Nein, Mutter, ich bin traurig, — mir wird Arnau verleidet sein durch dieses fremde Element — ich will daher fort — wenigstens auf einige Monate! — Laß uns gleich scheiden, leb' wohl, Mutter!“

Die alte Frau wurde todtensbleich, sie umschlang den Sohn zärtlich und rief unter Thränen:

„Nein mein Hugo, bleib! Alice soll Dich in Nichts geniren — Alles sollst Du wie sonst finden. War es Dir so unangenehm, daß sie kam, warum

sagtest Du es nicht, nie — nie würde ich sie dann eingeladen haben.

„Da sie aber kommt, so laß mich gehen.“

„O Hugo bleib, wenn sie kommt! Ihre Mutter schreibt mir, sie sei noch ganz trostlos über den Tod des Vaters, sie könne sich noch gar nicht in den Verlust finden, vergösse täglich Ströme von Thränen.“

„So muß ich denn wohl bleiben, um sie zu trösten?“ fragte der Graf lächelnd.

„Ja, ja!“ rief die Mutter freudig.

„Unter einer Bedingung will ich es thun.“

„Ich gehe auf jede ein, mein Sohn.“

„Wenn ich das nächste Mal Arnau verlassen will, so darfst Du mich nicht zurückhalten.“

„Du sollst frei sein, frei, wie Du es bisher immer warst, Hugo.“

Voll Ehrfurcht küßte der Sohn die Hand, die ihn an dem Tage zum ersten Male im Leben zurückhielt und eine Fessel anlegte. Diese wenigen Worte der Mutter hatten ihn tief gerührt, tief bewegt, ihn stark und mächtig an eine Zeit gemahnt, wo seine Mutter gehandelt, wie vielleicht keine andere Mutter gehandelt, wo sie ihm eine so volle Freiheit gelassen, wie sie vielleicht nie einem Sohne gelassen worden! — Um seine heftige Erregung zu verbergen, wählte er jenes ihm jederzeit zu Gebote stehende Mittel — den Scherz — und rief munter:

„Also einen vollständigen Freibrief, Mamachen. Gut, mit solchem Talisman in der Tasche, wage ich Alles, selbst Dich nach Bonn zu begleiten, um „meine Cousine“ am Dampfschiffe zu empfangen.“

„Wie gut, wie seelengut Du bist, mein Sohn.“

„Eine wahre Perle, Mütterchen, ein solcher seltener Edelstein, daß Du eigentlich Alles ausbieten müßtest, dieses Kleinod Dir ganz und ungetheilt zu erhalten.“

„Ja, Hugo, Du hast Recht, Dein Herz ist ein Edelstein, doch wenn er auch in andere Hände überginge, dieser Brillant hat zu viel Feuer, um nicht auch mich noch erwärmen zu können, zu viel Glanz, um nicht auch mein Dasein zu erhellen, selbst wenn er auch den vollsten strahlendsten Sonnenschein auf das junge Leben einer Andern würfe.“

Graf Wildensfurt trat durch die offenen Glashüthüren des Salons auf die Veranda und indem sein Blick trüb und gedankenvoll zu den vom Morgensonnenglanze umleuchteten stahlblauen Kuppen des Siebengebirges hinüberschweifte, sprach er leise vor sich hin:

„Wie unendlich glücklich könnte ich sie durch Erfüllung ihres heißen Wunsches machen! — Könnte, o nein, nein, ich kann nicht — ich werde es nie, nie können!“

„Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ ertönte es plötzlich in nächster Nähe des Grafen, er blickte sich um und gewahrte den alten David, der neben dem Gärtner stand, welcher sein betrübtestes Gesicht machte, denn Albano, des Grafen treuer Neufundländer, hatte eine Promenade über sein schönstes Blumenbeet angetreten und die Blumen zerknickt, die zum Empfangskranz für Alice Wildensfurt in Arnau bestimmt waren.

Albano mußte sein Verbrechen ahnen, denn mit eingezogenem Schwanz schlich er leise auf dem breitesten Wege des Gartens zu seinem Herrn und der vom Grafen sehr geliebte und verwöhnte Hund fand an ihm wie stets einen milden Richter.

Die Gräfin nahm den Vorfall weniger ruhig auf, doch auch sie konnte Albano nicht zürnen, als er sie mit seinen klaren Augen so treu anblickte, sie sagte nur traurig:

„Es ist Alicen wohl nicht bestimmt, daß ihr hier Blumen blühen sollen!“

Der Gärtner sprach die Hoffnung aus, daß bis zum nächsten Morgen neue Blumen erblühen könnten und David, der die leise geredeten Worte seiner Herrin gehört, fühlte sich durch ihren betrübten Gesichtsausdruck zu einer doppelten Leistung veranlaßt und sagte rasch:

„Es ist noch nicht alle Tage Abend und — unverhofft kommt oft!“

„Unverhofft kommt oft!“ das dachte die Gräfin voll Verzweiflung als sie am nächsten Tage kaum eine Viertelstunde mit ihrer Nichte zusammen war, — unverhofft kommt oft!“ das flüsterte der Graf lachend seiner Mutter zu, als seine Cousine ihm den ersten Beweis ihres vollen Vertrauens gegeben.

Alice Wildensfurt, die anstatt der erwarteten Liebeserklärung die Nachricht erhalten: „daß Baron Gransfeld sich mit einer Andern verlobt,“ war von ihrer klugen berechnenden Mutter sofort von Berlin fortgeschickt worden, um durch ihren leidenschaftlichen Schmerzensausbruch über die Untreue ihres Geliebten keinen Glanz herbeizuführen. Voll Verzweiflung war das junge Mädchen abgereist, hatte kaum den Ermahnungen der welterfahrenen Mutter Gehör geschenkt, war überzeugt, daß Baron Gransfeld sich nicht verlobt und

langte daher unter heißen Thränen an den Ort ihrer Bestimmung.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit schloß Gräfin Wildensfurt am Dampfsschiffe ihre weinende Nichte in die Arme, mit brüderlicher Herzlichkeit reichte Graf Hugo seiner augenscheinlich tief leidenden Cousine die Hand und während Beide mit dem aufgeregten trostlosen Mädchen Bonn verließen, dachten sie, wie dieser Empfang so ganz anders sei, als sie geglaubt hatten.

„Du armes, armes Kind!“ rief die alte Gräfin mit feuchtem Auge und schloß ihre Nichte von Neuem in die Arme, als Bonns Straßen durchfahren und sie die Chaussee erreicht. „Du armes Kind!“ wiederholte sie noch gerührter, als Alice schluchzend die Arme um ihren Hals schlang und mit von Thränen-erstickter Stimme sagte:

„Ach ich kann es noch immer nicht glauben, es ist zu furchtbar!“

„Ja, liebes Kind, es ist hart, daß Du so früh den Vater verloren, sehr hart!“

Alice blickte auf und sagte verwundert:

„Den Vater verloren? Ach ja! — Papa, ist aber schon sehr lange todt! Die Andern tragen bereits schon Halbtrauer, nur weiß mir das Schwarz so gut steht, behielt ich Krepp und Wolle bei.“

Die Gräfin war so überrascht durch die unerwartete Entgegnung, daß sie keines Wortes mächtig, ihres Sohnes Antlitz umzuckte ein Lächeln, er verbannte es und sagte ruhig:

„So weinst Du wohl über die Trennung von Mutter und Schwestern, liebe Alice?“

Ein tiefes Noth überslog das zarte Gesicht des jungen Mädchens, ihr blaues Auge leuchtete von Zorn als sie hastig entgegnete:

„Darum weinen? — O nein, Mama hat schlecht an mir gehandelt, daß sie mich fortschickte und die Schwestern, ach ich bin böse auf sie, daß sie mich so auslachten und — und es ist doch nicht wahr.“

Alicens letzte Worte waren durch ihr heftiges Weinen fast unverständlich, ihr Cousin hatte sie aber dennoch gehört und fragte sanft:

„Was hältst Du für unwahr, — was ist's, das Du nicht glauben kannst, Alice?“

„Ach, Hugo, ach, Tante, vielleicht könnt Ihr mir helfen, aber es muß rasch geschehen, ich muß bald nach Berlin zurück!“

„Nach Berlin zurück?“ rief der Graf überrascht.

„Ja, denn sieh, was soll er denken, daß ich abgereist bin.“

„Wer, liebes Kind?“

Der Graf fühlte die wärmste Theilnahme für den Glücklichen, um den seine, ihm von der Mutter zuge dachte Cousine trauerte.

„Wer? So wißt Ihr nichts?“ fragte Alice erstaunt. „Die Mutter versprach mir doch Euch den Grund meiner Trauer zu schreiben. Sie schrieb davon nichts?“

„Nichts!“ antwortete die Gräfin in Verzweiflung, daß alles verloren.

„Nichts!“ wiederholte der Sohn voll Hoffnung, daß er nichts mehr zu fürchten habe.

„Nun,“ rief Alice erregt, Baron Granfeld liebte mich, seitdem er mich im November auf dem Ball beim Minister Z. gesehen! Er tanzte immer mit mir den ersten Walzer und Cotillon bei Geheimrath D... Das war kurz vor Pappas Tode, da sagte er mir, daß ich nicht allein die Königin des Balles, sondern auch die Königin seines Herzens sei. Mama erwartete nach dieser Liebeserklärung seinen Heirathsantrag und daß er ihn nicht gemacht, lag sicher einzig daran, daß in jenen Tagen der Papa so sehr krank wurde und daran starb. Ach er starb wirklich zur ungelegensten Zeit; der gute Vater. Mama meinte, das sei nicht zu ändern und so ertrug ich denn das Unglück. So schnell wie möglich gingen wir aber wieder ins Theater und Granfeld kam immer in unsere Loge! Noch vor vierzehn Tagen sprach ich ihn dort und er war davon entzückt, wie schön mir die tiefe Trauer stehe, ich hatte mein Kreppkleid an, ach es war ein köstliches Ballet an dem Abend. Granfeld liebt sehr die Ballets! Du auch, lieber Hugo?“

Gräfin Wildensfurt saß bei den Herzensergießungen ihrer Nichte wie auf Nadeln, das Gesicht ihres Sohnes zeigte eine unerschütterliche Ruhe, nur bei Alicens letzter Frage umspielte ein leichtes Lächeln seine Lippen und er fragte nicht ohne Ironie:

„Wolltest Du eigentlich nichts Anderes erzählen, liebe Cousine?“

„Ja, gewiß, es hängt aber damit zusammen!“

„In wiefern? Tänzte der Baron mit bei dem Ballet?“

Alice lachte und rief heiter: „O wie komisch Du fragen kannst!“ weinte dann von Neuem und sagte dann erregt: „Nun kommt die alte hämische Excellenz Basse, deren mulattenartige Töchter so neidisch auf meinen Teint sind, neulich zur Tante Clotilde und bindet der guten Seele das Märchen auf, daß Baron

Granfeld sich mit der Tochter des reichen Bankiers A... verlobt. Das ist aber wie gesagt unmöglich, denn an jenem Theaterabend, wo ich mein Kreppkleid anhatte, machte er sich über diese Dame lustig. Mama glaubte Tantschens Bericht und meinte, es sei das Beste, wenn ich über Hals und Kopf abreiste und Olga, die ärgerlich war, daß ihr die Frau Gräfin in Arnau entgehen könnte, rächte sich durch Lachen. O es war ein entsetzlicher Abend, und welche Tage des Sammers sind diesem Abend gefolgt, denn ich bin trostlos, daß man mich statt Olga fortschickte.“

Alice war unfähig weiter zu reden, Mutter und Sohn wechselten einen Blick und als die alte Frau seufzend die Hände faltete, flüsterte ihr Hugo das Lieblingswort des alten David zu, denn Alles kam so ganz anders, wie beide erwartet und nur jene eine feste Vermuthung des Sohnes bestätigte sich, daß seine Berliner Tante mit der Reise ihrer Tochter nach Arnau den Gedanken verbinden würde: „sie bald als Frau Gräfin Wildensfurt begrüßen zu können.“ Seine Mutter hatte in ihrer Arglosigkeit die sich darauf beziehenden Worte Alicens überhört; um dem ihr so äußerst fatalen Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte sie: „ob Olga gern nach Arnau gekommen sein würde,“ und regte durch diese Aeußerung ein Thema an, bei dessen Besprechung klar die ganze Unbesonnenheit ihrer Nichte und das schlaue Berechnen deren Mutter ans Licht trat. Voller Unbefangenheit erzählte Alice, wie erfreut Olga gewesen wäre, als ihr die Reise nach Arnau bestimmt worden, mit der ihr eigenen Taktlosigkeit berichtete sie die Hoffnungen, die man für ihre Schwester an den Aufenthalt geknüpft, es schien ihr eine Art von Vergnügen zu machen, darüber zu reden, daß sie nicht allein in ihren Erwartungen getäuscht sei. Gräfin Wildensfurt hätte vor Unruhe und Unbehaglichkeit bei diesen Erörterungen aus dem Wagen springen mögen, das herzliche Lachen ihres Sohnes ließ sie einzig darin ausharren und es wälzte sich wie ein Stein von ihrer Seele als sie bemerkte, daß er die ganze Sache von der humoristischen Seite auffaßte und seine offenerzige Cousine durch geschickte Fragen zum unumwundensten Erzählen veranlaßte.

Als Alice Alles ausgeplaudert, rief der Graf munter:

„Nun, Alice, wenn das Märchen der alten bösen Excellenz Wahrheit sein sollte und Du eben so schmählich um Baron Granfeld gekommen bist, wie ich um die schöne Olga, so wollen wir uns in Arnau

zusammen trösten und den Leuten beweisen, daß der Schmerz nicht das Herz gebrochen.“

Alicen fielen in dem Augenblicke die Worte ihrer Mutter ein, die ihr gerathen, sich um des Vetter Hugos Gunst zu bemühen und Gransfeld dadurch am tiefsten zu strafen, daß sie eine noch bessere Partie mache als er, sie sah Den zum ersten Male aufmerksam an, der sich mit ihr trösten wollte und fand — daß er auch kein übler Tröster für sie sei! —

Dem scharfsichtigen Mutterauge entging weder der Blick des Wohlgefallens, mit dem ihres Sohnes Auge auf der reizenden kleinen Cousine ruhte, noch das Erröthen ihrer hübschen Richte, als sie lieblich lächelnd Demjenigen die Hand reichte, der ihr einen so angenehmen Vorschlag gemacht. Sinnend schaute die alte Frau beide an und freudig zitterte ihr Herz bei den Gedanken, die sich bei ihren kleinen Wahrnehmungen in ihrer Brust regten. Leise sagte sie vor sich hin:

„Der alte David ist gar nicht so dumm, nur Sprichwörter zu gebrauchen und er hat gewiß nicht unrecht, wenn er sagt: „Es ist noch nicht aller Tage Abend, denn — unverhofft kommt oft!“

6.

Ende Juni bestätigten zwei Zeitungen die Nachricht, die Alice im festen Vertrauen auf Baron Gransfelds Treue für ein Märchen gehalten. Diese öffentliche Anzeige seiner Heirath wurde indessen von Der, die einst so bestimmt seinen Antrag erwartet, viel ruhiger aufgenommen, als die Kunde seiner Verlobung. Sechs Wochen hatten hingereicht, Alice zu trösten und zwar so vollständig, wie eben nur solche Naturen fähig sind getröstet werden, bei denen das schnelle Auflobern einer Herzensempfindung mit dem Absterben derselben fast Hand in Hand geht, die eben so leichtsinnig ein Band anknüpfen wie lösen und mit einem so enormen Vorrath von Liebesgefühlen gesegnet sind, daß sie jeden Mann damit zu überschütten vermögen, der nur einigermaßen in der Lage ist, heirathen zu können und ihnen das in der Welt zu bereiten, was diese Gattung Mädchen ein „Sort“ nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Hand des Fremden.) Bernd von Gusek, der berühmte Erzähler, hat schon mehrfach in seinen romantischen Darstellungen Gelegenheit genommen, die alte Sitte der Deutschen, sich in ihren heimischen Streitigkeiten der Hilfe des Auslandes zu bedienen, zu geißeln. Auch sein neuester historischer Roman „Der erste Raub an Deutschland“ (Leipzig Costenoble) ist diesem Gedanken gewidmet und wenn auch der Roman in seiner Darstellung gegen die historische Schilderung mehrfach zurückbleibt, so bekundet diese letztere einen so echt deutschen Sinn und hebt das Thatsächliche des Sachverhalts so klar und bündig hervor, daß wohl Niemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird. Der Verfasser schildert jene für Deutschland so unglückliche Zeit der Jahre 1551 und 1552, wo ein großer Theil der deutschen Fürsten sich gegen Kaiser Karl V. verbündete, um dem Protestantismus in Deutschland eine rechtliche Geltung zu verschaffen, den beiden im Schmalkadischen Kriege gefangenen Fürsten, dem Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich dem Beständigen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, die Freiheit wieder zu geben und den Kaiser zu nöthigen, bei Ordnung der deutschen Angelegenheiten weniger auf seine spanischen Rätthe zu hören als auf die deutschen dazu berechtigten Organe. Der Gedanke zu dieser offenen Widersetzlichkeit entstand zunächst in den Fürsten des brandenburgischen Hauses, Markgraf Johann von Küstrin, dem Herzog von Preußen und Markgraf Albrecht von Culmbach. Sie hatten zunächst die Herzöge von Mecklenburg gewonnen, denen sich auch bald der neue Kurfürst von Sachsen-Wittenberg, Moritz, der langjährige Freund und Bögling des Kaisers Karl, der junge Landgraf von Hessen und andere Fürsten anschlossen. Da sie mit ihrer vereinten Heeresmacht gegenüber der kaiserlichen den Sieg zu gewinnen sich nicht trauten, so trugen sie dem König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß mit ihnen an, der dieses Anerbieten natürlich mit Freuden annahm, durch den schlauen und berebten Bischof von Bayonne mit ihnen in Unterhandlung trat und natürlich dafür sorgte, so viel als möglich aus den deutschen Wirren zu gewinnen. Es ist hier nicht der Ort, diese Verhandlungen weitläufig zu berichten, nur so viel mag erwähnt werden, daß noch vor Abschließung des Vertrags mit Frankreich Zwiespalt unter den Verbündeten ausbrach, indem die Einen, zu denen Johann von Küstrin gehörte, den Zweck des Bündnisses nur auf die Abwehr der kaiserlichen Willkür beschränkten, d. h. den alternden Kaiser nur einschüchtern, während die Andern mit Gewalt der Waffen zur Annahme ihrer Forderungen nöthigen wollten. Vielleicht wäre die erstere Ansicht durchgedrungen und dadurch das Bündniß mit Frankreich rückgängig geworden, wenn nicht der französische Unterhändler schlau selbst ein Naturereigniß benutzte, um die Eingeschüchternen wieder zu sich herüberzuziehen. Während der letzten Zusammenkunft auf einem heftigen Jagdschlosse schlug nämlich der Blitz in den Saal, wo die Fürsten versammelt waren, zündete aber nicht. Die Deutschen wollten

schon darin eine Warnung des Himmels erkennen, von dem verrätherischen Unternehmen abzustehen, der Bischof von Bayonne erklärte ihnen aber, daß Griechen und Römer in alter Zeit in solchen Himmelszeichen einen Vorboten des Glücks erkannt hätten — und das Vertragsdocument wurde unterzeichnet. Markgraf von Culmbach übernahm es, den König Heinrich zur Ratificirung der darin enthaltenen Leistungen Frankreichs zu bewegen und reiste daher an das französische Hoflager ab. Der fränkische Brandenburger war ein wilder gewaltthätiger Mann, der nur seinen Launen und Leidenschaften folgte, und es ist unerklärlich, daß er, dessen Stolz in Deutschland keine noch so milde Einrede vertragen, sich doch von den Franzosen ein ganzes halbes Jahr hin und her schleppen ließ, ehe er zu seinem Ziele kam. Um so wilder und unbändiger ward er, als der unheimliche Bund geschlossen war, der Deutschland bekanntlich die drei lothringischen Bisthümer Toul, Metz und Verdun kostete. Da er dem Bündnisse nicht beigetreten war, sondern nur seine Beihilfe versprochen hatte, trennte er sich bald von dem eigentlichen Bundesheere und durchzog brennend und plündernd das südwestliche Deutschland.

Doch er sollte persönlich eine Probe französischer Treue erfahren. Bekanntlich nahm der Kaiser nach der Erstürmung der Ehrenberger Clause durch die Verbündeten Fürsten die Vermittelung seines Bruders, des römischen Königs Ferdinand an, der im Passauer Vertrag die Hauptforderungen der Verbündeten erledigte. Albrecht, der sich weigerte, diesen Vertrag für sich bindend zu erachten, wurde mit der Axt bedroht, wandte sich mit seinem raubgierigen Heere gegen die rheinischen Erzbisthümer und drang bis gegen die Niederlande vor. Hier eröffnete man von französischer Seite mit ihm Unterhandlungen, um ihn für den französischen Dienst zu gewinnen. Der Markgraf war nicht abgeneigt, nur gestehen ihm die Bedingungen nicht. Der französische Hof bot ihm nur 100,000 Kronen als Entschädigung für sein deutsches Fürstenthum und selbst diese armselige Summe wurde im Laufe der Verhandlungen noch verringert. Da brauste der Markgraf auf und brohte alle weiteren Verhandlungen abzubrechen. Jetzt versuchte der Bischof von Bayonne, ihm das Heer abtrünnig zu machen. Inzwischen war aber auch Kaiser Karl mit Albrecht in Verbindung getreten, um seine Kriegserfahrungen für sich zu gewinnen. Die heimlichen Praktiken der Franzosen konnten dem Markgrafen nicht lange verborgen bleiben. Er nahm die Anerbietungen seines Kaisers an, der mit Heeresmacht heranzog, um die Franzosen aus Lothringen zu vertreiben. Den Letztern ihre Treulosigkeit zu vergelten, war leider ein Hauptmotiv dabei. Noch auf dem Wege zum kaiserlichen Heerlager sollte Albrecht durch eine Abtheilung des französischen Heeres unter der Führung des Herzogs von Anjou, mitten in seinem Heere aufgehoben und gefangen werden. Der Markgraf ahnte es und griff, obgleich unter seinem Fußvolk eine Meuterei, Folge der französischen Intriguen, ausbrach, nur mit seinen schweren Reitern die Franzosen an, schlug sie mit großem Verlust zurück und nahm ihren Führer gefangen. Daß Metz nicht genommen

wurde, ist bekannt. Es blieb, als erster Raub der Franzosen, denen deutsche Fürsten es selbst überliefert hatten, in den Händen des Fremden.

— r.

(Der erzbischöfliche Kuß.) In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts saß Emmerich Johann von Breitenbach auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz, der sein kleines Reich mit Milde und Gerechtigkeit regierte und deshalb auch die Liebe aller seiner Unterthanen genoß. Er nahm gern an ihren Freuden und Leiden Theil und besonders erfreute sich das Dorf Emmerichruhe, wo er für sich ein Landhaus gleiches Namens erbaut hatte, seiner Gunst. Zur Zeit der Kirmes wußte er es stets einzurichten, daß er am Abend des festlichen Tages dahin kam, um die allgemeine Lust der Bewohner zu theilen und durch seine Gegenwart zu erhöhen. So geschah es auch einsl. Am Tage der Kirmes von Emmerichruhe arrangirte er eine Jagd, die ihn gegen Abend auf sein Landhaus bringen mußte. Die Bewohner des Dorfes hörten die Jagdhörner erschallen und beschloffen einmüthig, den Kurfürsten durch eine Gabe zu erfreuen, für welche auf den Vorschlag der Tochter des Schulmeisters, Margarethe, welche beiläufig auch das schönste Mädchen des Dorfes war, der mit Blumen und Bändern festlich geschmückte Kirmeshammel bestimmt wurde. Der Schulmeister dichtete eilig ein gut gemeintes Festgedicht, das der schönste Bursch des Dorfes, der Sohn des Schultheißens, einlernen und vortragen sollte. Während diese Vorbereitungen zu Ehren des Landesvaters im Dorfe noch im Gange waren, tafelte schon der Kurfürst mit seinen Jagdgenossen im Gartenpavillon seines Landhauses. Das Mahl war fast vorüber, als Graf Wartenfels, der Günstling des Kurfürsten, den Director des Mainzer Theaters, Großmann, mit dem damals schon, trotz seiner Jugend, gefeierten Schröder, im Garten bemerkte und dem Kurfürsten den Wunsch ansprach, diese ehrenwerthen Künstler zur Tafel zu ziehen. Weiter ging der Fürst auf diesen Vorschlag ein und bedauerte nur, als die Künstler Platz genommen hatten, daß keine große Auswahl mehr vorhanden sein werde. — „Nicht mehr als sechs Schäffeln,“ meinte Graf Wartenfels lächelnd, „und mehr bekommen wir auch nicht bei dem sparsamen Haushalte, der bei uns zur Ordnung geworden ist.“ Während die Gesellschaft sich in heitern Gesprächen erging, ließ sich eine ländliche Musik vernehmen und in festlichem Zuge nahte sich die Dorfschaft mit dem für den Kurfürsten bestimmten Festgeschenke. Dieser trat ihnen freundlich entgegen, doch als der junge Bursch die Festrede beginnen sollte, gerieth er in solche Verlegenheit, daß er kein Wort hervorbringen konnte und das Gedicht des Schulmeisters wäre schmachvoll zu Grunde gegangen, wenn nicht das Mädchen, welches das Schaf führte, schnell entschlossen gewesen wäre und es mit einem Anstand vorgetragen hätte, den man bei ihm kaum voraussetzen konnte. Der Kurfürst dankte ihr gerührt und ließ sie auf die Stirn. Er ließ dann die Bauern bewirthen und die Jugend des Dorfes, in welche sich auch manche Herren des Hofes mischten, tanzte auf dem Plage vor dem Pavillon.

Schröder, leicht entzündlich für Jugend, Schönheit und Talent, hatte mit Entzücken das junge Mädchen gesehen und gehört. Für ihn gab es nur den einen Gedanken, ob Margarethe nicht für ihn zu gewinnen sei; ja er glaubte in ihr ein entschiedenes Talent für das Theater zu erblicken und sich dazu bestimmt, diese Perle für das Theater zu heben. Als er sich aber unter den Tanzenden nach dem schönen Mädchen umsah, war sie verschwunden. Betroffen und ärgerlich durchstreifte er den Garten, aber plötzlich blieb er lauschend stehen, denn hinter einer Läruswand hörte er ein Zwiegespräch, bei dem die schöne Stimme seiner Auserkorenen theilhaftig schien. Der Gegenstand des Gesprächs war kein erfreulicher und Schröders Theilnahme für das schöne Gretchen wuchs, als er vernahm, daß ihre Mutter, die mit ihr eben sprach, peremptorisch darauf bestand, daß Gretchen durch den Kuß des Erzbischofs geheiligt und dadurch für die Kirche bestimmt sei und ihr nun in glänzenden Farben das Glück vorstellte, das sie erwarte, denn die Gunst des Erzbischofs berechtiige sie das reichste und vornehmste Kloster zu wählen. Zugleich reißte die Frau Schulmeisterin das Verbot an ihren Vortrag, fortan an irgend einer weltlichen Lustbarkeit theilzunehmen, namentlich heute Abend zu tanzen und wollte Gretchen zwingen, sofort nach Hause zu gehen und sich in ihr Kämmerlein einzuschließen. Gretchen schien gar nicht mit den Ansichten ihrer Mutter übereinzustimmen, wollte von dem angeblichen Glücke, eine Klosterfrau zu werden, nichts wissen und hat endlich die Mutter weinend, ihr wenigstens das Ansehen des Kirmeßtanzes zu gestatten. Groslend gab endlich die Mutter ihre Einwilligung dazu und entfernte sich; Schröder aber, dem das Herz weh that über die Tyrannei seiner Auserwählten, eilte zu ihr, bot ihr seine Hilfe an, um sie aus ihrer Noth zu retten und als sie, halb erstaunt, halb erschreckt und doch auch erfreut, nichts dagegen einzuwenden hatte, bedeckte er ihre Stirn mit Küßen, um, wie er sagte, den erzbischöflichen Kuß und dessen angebliche Folgen zu verwischen. Gretchen suchte sich diesen unerwarteten Zärtlichkeiten möglichst zu entziehen, doch würde es ihr schwerlich gelungen sein, wenn sich nicht ein Beistand gefunden hätte.

Schröder fühlte sich plötzlich von starker Hand ergriffen und zu Boden geschleudert, während zugleich ein Hilferuf die ganze Gesellschaft herbeilockte. Die eigenthümliche Lage, in welcher sich Schröder befand, wurde dadurch nicht gebessert. Er wurde zwar den weitern Thätlichkeiten des Burschen entzogen, entging aber ernstern Klagen von Seiten des Grafen Wartensfels nicht, die kaum dadurch gemildert wurden, daß er humoristisch meinte, er habe nur eine Othelloscene eingeübt, da er gern nach der Natur studire. In der That war sein Angreifer ein Liebhaber Gretchens, der Sohn des Schulzen, der das Mädchen eben so wie Schröder unter den Tanzenden vermist hatte, und sie jetzt auf den Tanzplatz zurückführte, wo sie zum Aergerniß der Mutter die Königin des Festes war. Um so sorgfamer wurde

aber das Mädchen nach dem Feste von der Welt abgeschlossen; sie durfte kaum das Haus verlassen und verlebte traurige Tage. Daß Schröder, der von seiner plötzlichen Leidenschaft noch nicht geheilt war, Alles that, um das Mädchen wiederzusehen, versteht sich von selbst. Er vernachlässigte seine Kunst, irrte in der Nachbarschaft der Schulmeisterwohnung herum und kam dabei von neuem mit seinem Nebenbuhler in Conflict, den gleiches Interesse die gleichen Wege führte. Der Sohn des Schulzen war über diese neue Begegnung so ergrimmt, daß er den Schauspieler im ersten Aufstoßen der Leidenschaft in den Rhein warf. Schröder rettete sich wohl an das Ufer, aber das kühle Bad heilte ihn nicht, vielmehr suchte er den Schutz und die Vermittelung des ihm günstigen Grafen Wartensfels. Die Schulmeisterin beschloß aber ihr Kind dem Kloster zu sichern und erbat sich eine Audienz beim Kurfürsten, der gern darauf einging, um endlich in dieser Angelegenheit Klar zu sehen; auch Schröder wurde in den erzbischöflichen Palaß beschieden, die Mutter aber fern gehalten, um das Mädchen nicht zu verwirren. Mit freundlichen Worten fragte der Erzbischof das Mädchen, ob es ihr Wille sei, ins Kloster zu treten. — „Ich muß ja wohl,“ entgegnete Gretchen seufzend. — „Rein, Du mußt nicht, wenn es nicht Dein eigener freier Wille ist. Gezwungene Gelübde sind keine Gelübde,“ sagte der Kurfürst. „Sieh, hier steht ein Mann, der Dein Glück begründen möchte,“ fuhr er fort, auf Schröder deutend. „Glaubst Du mit ihm glücklich zu werden?“ — „Rein, nein,“ rief das Mädchen hastig, „ich will ins Kloster. Der Herr ist an all meinem Unglück Schuld. Er hat dem Matthias Uebles angethan und ich mag ihn nicht.“ — „Was habe ich dem Matthias gethan?“ fragte Schröder entrüstet. „War er es nicht, der mich in den Rhein warf?“ — „Ach Gott, das war die Eifersucht, er meinte es nicht böse. Ihr habt's aber auch darnach gemacht.“ — „Wer ist der Matthias?“ fragte der Erzbischof. — „Das ist des reichen Schulzen Sohn, und — und —.“ — „Dein Schatz,“ ergänzte Wartensfels, mit einem lächelnden Blicke auf Schröder. — „Rein, gewiß nicht,“ versicherte Gretchen. — „Es wäre Dir aber lieber, wenn er's wäre?“ — „Was nützte mir's, da ich ihn doch nicht nehmen kann, da sein Vater hoffärtig ist und meinen nicht mag.“ — „Und diesen rohen einfältigen Burschen könntest Du lieben, Mädchen?“ warf Schröder dazwischen. — „O, er ist gar nicht so einfältig,“ erwiederte eifrig Gretchen; „und hübsch ist er auch, so hübsch wie Ihr und wohl noch hübscher. Einen Mann aber, der im Komödienhause solche Wige macht wie Ihr, kann ich ja doch nicht heirathen!“ Diese einzige Bemerkung heilte Schröder gründlich von seiner Einbildung. Es versteht sich von selbst, daß der Kurfürst die beiden Leutchen zusammenbrachte. Paul Stein hat eine hübsche Erzählung aus dieser Anekdote in seinen „Novellistischen Gemälden aus Stand und Land“ (Leipzig, Grunow) gemacht.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 44. 1861.

Preis für 104 hohe Quartbogen mit 68 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Orten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

So hatte denn Alice von Wildensfurt sehr bald eine eben so tiefe Liebe für ihren Vetter Hugo empfunden, wie solche sich einige Monate zuvor bei Baron Granfeld's Annäherung in ihrem Herzen geregt. Ende Juni war sie eben so glücklich, eben so fröhlich in ihren neuen Hoffnungen, wie im Monat Mai in Erwartung der Erfüllung anderer! — Sie dankte ihrer Mutter von ganzer Seele für ihre weise Einsicht und ihren Schwestern versicherte sie in jedem Briefe von Neuem, daß bald der Zeitpunkt anbrechen werde, wo sie ihr höhnisches Lächeln mit triumphirendem Vagen beantworten könne.

Zu Alicens unsagbarem Erstaunen verzögerte aber Hugo von Wildensfurt die Erklärung, die sein Glück und das ihre begründen sollte, er blieb — was er von Anfang an gewesen — der stets gefällige, aufmerksame Vetter, der seine schöne Equipage ganz zur Verfügung der reiseflustigen Cousine stellte und Gesellschaften gab, wenn sie wünschte Leute zu sehen, im Uebrigen that er nichts Anderes, was er nicht bereitwillig für jeden Gast seiner Mutter gethan haben würde. Den Grafen sprach das offene natürliche We-

sen Alicens an, er belachte oft herzlich ihre Unvorsichtigkeiten, ihn reizte immer von Neuem ihr kindlicher Frohsinn und ihre jugendliche Heiterkeit, sie brachte Leben nach Arnau, sie erheiterte seine Mutter und zerstreute ihn. Wie er ihr aber auch zeigte, daß er sie als Cousine gern hatte, eben so verrieth er nie ein tieferes Interesse für sie. Um dieses ihr fehlende Interesse zu erregen, fing Alice an Neigung für die Beschäftigungen zu zeigen, die des Grafen Freude und Erholung waren, sie fragte ihn, ob er ihr Musik- und Zeichenstunde geben wollte und Hugo von Wildensfurt erfüllte mit freundlicher Bereitwilligkeit diese neuen Wünsche seiner Cousine. Er war Meister in der Musik und sein Talent zum Malen erhob sich weit über den gewöhnlichen Dilettantismus. In den ersten Wochen war Alice die eifrigste Schülerin und ihre Fortschritte erfreuten den Lehrer, als aber ihr Fleiß fast zwei Monate angehalten und die Belohnung noch immer nicht erfolgte, die sie erwartete, da verlor sie die Geduld, sie fand das Ueben, das Studiren langweilig, ihren Lehrer pedantisch und wurde verstimmt, verdrießlich! —

Weder der Gräfin noch ihrem Sohn entgingen die Herzenszustände Alicens, während aber die Mutter Hoffnungen an die frohe Laune und den Verneiser ihrer Nichte geknüpft, hatten diese Wahrnehmungen Befürchtungen im Herzen des Sohnes erregt und als er sah, welche Wendung der Stand der Dinge nahm, traf er seine Vorkehrungen Etwas von sich abzuwenden, das ihn als Last zu drücken begann.

Ein heißer Tag des Augusts neigte sich zu Ende

als Graf Wildenfurt die Veranda betrat, wo seine Mutter saß. Sie hatte ihn in den letzten Tagen weniger gesehen und wußte, daß es die Capricen seiner Cousine gewesen, die ihn von sich fern gehalten, der Ausdruck von Freude wich aber schnell aus ihrem Antlitze, als sie den Ernst bemerkte, der auf seinem Gesichte lag, ein Ernst, so tief, daß er das Lächeln fern hielt, mit dem er sonst stets die Mutter zu begrüßen pflegte. Er nahm an ihrer Seite Platz, er schien Etwas sagen zu wollen und schwieg bei dem bekümmerten Blicke des treuen Mutterauges, nur von Zeit zu Zeit drückte er leicht die Hand, die ihm zum Willkommen gereicht worden und die er nicht wieder frei gelassen. So saßen sie denn Beide vereint, wie sie schon so manchen Abend gegessen und doch war es anders, wie es je unter ihnen gewesen, sie konnten zum ersten Mal nicht den rechten Ton treffen, zum ersten Male im Leben nicht das richtige Wort finden, eine Verständigung anzubahnen, die sonst nie zwischen Mutter und Sohn gemangelt. Die Zeit verstrich bei ihrem Schweigen ebenso schnell, wie sonst bei ihrer fließenden Unterhaltung, ihnen Beiden aber war es als sei jede Secunde eine Ewigkeit, jede Minute eine Centnerlast für ihre Herzen! — Immer länger, immer dunkler wurden die Baumesschatten, immer leiser, immer seltener der Gesang der Vögel, um die blauen Spitzen des Siebengebirges legten sich weiße Nebelschleier und hier und da tauchte zwischen den langsam am Abendhimmel hingleitenden leichten Wolken ein goldener Stern auf. Die friedliche Stille dieses milden Sommerabends unterbrach plötzlich der schrille Ton eines falschen Accords und der Dissonanz folgten im wirrsten Durcheinander die Melodien eines Gungelschen Walzer. Alice Wildenfurt war es, die im Salon eines ihres Lieblings- und Meisterstücke vortrug, die geöffneten Fenster gestatteten dieser Welt von falschen Tönen den ungehindertsten Durchzug zur Veranda! — Der Graf fuhr zusammen, ein Anflug von Mißstimmung zeigte sich in seinem Gesichte, — er stand auf und verließ die Veranda. Noch war er zehn Schritte weit entfernt, als der Ruf seiner Cousine ihn zur Umkehr veranlaßte.

„Du wünschst Etwas?“ fragte er verbindlich, aber mit eisiger Kälte.

„Ja, Hugo, daß Du nicht davon laufen sollst, wenn ich spiele!“

„So klimpere nicht diese elenden Walzer, ich hat Dich schon oft darum.“

„Klimpern? — Du bist sehr galant, Herr Better!“

„Ich bin es eben so wenig wie vorgestern, als ich mit ernstern Worten Dein Spiel tadelte und Du mir ankündigtest, keine Stunde mehr bei mir nehmen zu wollen.“

„Du warst zu unartig!“

„Ich sprach offen meine Meinung aus, in der Hoffnung Dich zu ernstlicherem Studium zu bewegen, denn Du hast Talent.“

„Auch zum Zeichnen, Herr Better?“

„Auch dazu!“

„Und doch sagtest Du —.“

„Daß Du schlecht und nachlässig gezeichnet.“

„Ich bitte die Wiederholung zu unterlassen.“

„Gern stehe ich von einem Rechte ab, das Du mir Anfangs beim Unterrichte gabst, liebe Alice.“

„Du mißbrauchtest es und wurdest unhöflich.“

„Ich sagte die Wahrheit, die ich als Verwandter und älterer Mann in der besten Absicht aussprach.“

„Die ich mir aber in solcher Fassung für immer verbitte.“

„Du wirst sie vielleicht nie mehr von mir hören, liebe Alice, denn —“ der Graf hielt eine Secunde inne, er blickte mit tiefer Trauer auf seine Mutter und als er fortfuhr, zitterte seine Stimme: „ich verlasse noch heute Abend Arnau und wenn ich im Winter zurückkehre, bist Du, liebe Alice, wohl längst wieder in Berlin.“

Während die Gräfin mit todtenbleichem Gesichte stumm zu ihrem Sohne aufblickte, rief Alice heftig:

„Wie — Du willst fort? das darfst Du nicht.“

„Glaubst Du mich durch Deine Gungelschen Walzer an Arnau zu fesseln?“ fragte er lächelnd.

„Ich will sie nicht wieder spielen, Hugo.“

„Halte das Wort, Alice, es wird zu Deinem Vortheile sein, und da ich wahrscheinlich zum letzten Male mit Dir in solcher ernstern Weise rede, so nimm meinen Rath an! Benutze die Zeit, verhandle sie nicht ewig in Nichtigkeiten, denn einmal dahin, ist sie unwiederbringlich verloren. Du bist zwar noch sehr jung, aber für Dein Alter doch gar zu unwissend und jedes Deiner hübschen Talente ganz unausgebildet und —.“

„Kein „und“ mehr, Hugo, ich hörte genug, will dergleichen nicht hören! Leb wohl und — glückliche Reise!“ Alice hatte sich bei ihren Worten die Ohren zugehalten und war dann laut weinend in das Haus gelaufen. Klirrend schlugen die Glasthüren hinter ihr zu.

„Wie konntest Du ihr das sagen, Hugo?“ sprach die Gräfin mit sanftem Vorwurfe.

„Um sie von ihren Einbildungen zu heilen und sie vielleicht zu dem Entschlusse zu bringen, anders zu werden. Kommt sie zur Einsicht — bitte Mutter — dann hilf Du ihr weiter, sie ist so jung, es sind viele gute Anlagen in ihr. Pflanze diese Keime — sie wird es Dir einst danken!“

„Daß es so gekommen ist, Hugo! Ich knüpfte so ganz andere Hoffnungen an Dein Bestreben, sie auszubilden!“ sprach die Gräfin seufzend.

„Meine Bemühungen, sie besser zeichnen und spielen zu lehren, ihr einige nothwendige Kenntnisse in den Wissenschaften anzueignen, scheiterten an ihrer Idee, in mir einen Courmacher und Bewunderer ihrer Schönheit sehen zu wollen.“

„Sie ist doch reizend!“

„Gewiß, Mutter, aber wäre sie noch zehn Mal schöner, sie bliebe mir ungefährlich durch ihre Oberflächlichkeit, durch ihre Arroganz!“

„Vielleicht wird sie anders und kehrt Du zurück, so —“

„Das hoffe nie, Mutter, was Du eben sagen wolltest.“

Der Graf setzte sich wieder neben seine Mutter, streichelte sanft ihre Wange und fragte leise:

„Kann Dein Sohn Dir nicht allein genügen, meine liebe Mutter, kann ich Dir nicht Ein und Alles sein, wie Du es mir doch bist, — Du in meinem Besitze nicht das Glück finden, das ich in Dir habe?“

Ein inniger Kuß war die Antwort der Mutter, Hand in Hand blieben sie sitzen, Aug' in Aug' sendend und in dem Herzen all' die Liebe lesend, die sie seit Jahren verband.

„Darf ich Dich etwas fragen, Hugo, das ich noch nie zu wissen begehrt?“ fragte die Gräfin nach langer Pause mit sanfter Stimme.

Eine tiefe Blässe legte sich über des Grafen Antlitz, er zögerte eine Weile, dann antwortete er ruhig:

„Was wünscht meine Mutter zu erfahren?“

„Hast Du nie geliebt, Hugo?“

„Ja, und zwar so heiß, so tief, wie nur ein Mann zu lieben vermag, so — daß ich nie wieder lieben kann, Mutter.“

„Wie kam's, daß Du mich mit dieser Liebe nicht vereinigtest?“ fragte die Gräfin voll Theilnahme.

„Frage nicht weiter, Mutter!“

„O nein, sag' mir Alles, sag' mir zuerst, warum heirathetest Du sie nicht?“

„Sie war verheirathet, als ich sie kennen lernte.“

„Wie? Du eine Frau — das Eigenthum eines Andern lieben? Wie war das bei Deinem streng rechtlichen Charakter möglich? O Hugo, solches Unrecht — solche Sünde mußte sich bitter bestrafen!“

„Verurtheile mich nicht, liebe Mutter, ehe Du Alles erfahren! — Auf der Ueberfahrt nach Asien traf ich auf dem Schiffe mit einer englischen Familie zusammen, — Eltern, die ihre einzige Tochter vier Monate zuvor an einen reichen, aber kränklichen Erben, den Lord Edward Hallyle verheirathet und dem die Aerzte längern Aufenthalt in Cairo verordnet. Lady Amabel Hallyle zählte achtzehn Jahre, war blühend wie eine Rose, heiter wie der junge Morgen — ihr Gatte nur zehn Jahre älter und doch ein Greis! Wir wurden bekannt — wir befreundeten uns später, die Eltern behandelten mich wie ihren Sohn, den jungen Leuten war ich Bruder! — Der Aufenthalt in Aegypten hatte nicht den erwünschten Erfolg auf Lord Edwards Gesundheit, dazu kam Sehnsucht nach der Heimath. Er bat mich, ihn nicht zu verlassen, ihm die kurze Zeit, wo er noch auf Erden sei, meinen Umgang nicht zu entziehen und mit dieser Bitte vereinigte sich die seiner Frau und Schwiegereltern. So reiste ich denn mit ihnen und zu jener Zeit fesselte mich kein anderes Band an die ganze Familie als das der reinsten Freundschaft, damals bewunderte ich Lady Hallyle nur wegen ihrer seltenen Aufopferungsfähigkeit, wegen ihrer Pflichttreue. In England angelangt, geleitete ich Lord Edward und seine Frau nach Heavencourt in Cumberland, er war dem Tode nahe, sie in Verzweiflung. Monate lang währte seine Krankheit und seine Frau und ich wichen nicht von ihm. Eines Nachts, als er zu sterben glaubte, die Aerzte ihm nur noch stundenlanges Leben verheißen, da richtete er zu meiner größten Ueberraschung die Bitte an mich: „seine Frau nach seinem Tode nicht zu verlassen und nach Ablauf der Trauerzeit mich mit ihr zu verbinden.“ Auf meine Entgegnung, daß ich nie daran gedacht, seine Frau zu lieben und ihm kein solches Versprechen leisten könne, drang er ernster in mich, — ich konnte ihm das Gelübde nicht ablegen, er rief seine Frau — sie flehte ihn an, nicht solche Gedanken zu hegen, er blieb bei seiner Behauptung, nur dann ruhig sterben zu können, wenn er die Erde mit dem Gefühle verlasse, uns nach seinem Tode vereint zu wissen. Auf seine stete Wiederholung: „Ihr werdet Euch lieben, Ihr seid für

einander geschaffen," da legte Amabel Hallyle endlich ihm eine Hand in die seine, und indem sie mir die andere reichte, sprach sie leise, aber fest die Worte, die seitdem wie mit Flammenschrift in mein Herz gegraben waren: „Edward, ich gelobe Dir, Hugo Wildenfurt meine Hand zu geben, wenn er sie einst von mir verlangen sollte zum Bunde fürs Leben!“ — Lord Hallyle beruhigte sich mit diesem Versprechen, drückte uns Beide an sein Herz und schloß die Augen. — Seine Todesahnung erfüllte sich nicht — sein Zustand hatte die Aerzte getäuscht — er blieb am Leben! — Als er wohler war, bestand er darauf eine Reise nach Italien zu machen. In Nizza — ein Jahr, nachdem seine Frau ihm das Gelübde abgelegt, befand Lord Hallyle sich abermals an der Pforte des Todes — und als er zu jener Zeit dieselbe Bitte an mich richtete, deren Erfüllung ich einst nicht versprechen konnte, zu jener Zeit, da sagte nicht allein mein Mund ein leises Ja, sondern tausend Stimmen riefen es laut in meinem Innern und mein Herz war voll Jubel, daß seine brennende Sehnsucht gestillt werden sollte, gestillt werden konnte! Lord Edward hatte Recht gehabt, indem er sagte, seine Frau und ich würden uns einst lieben und wir wären für einander geschaffen. Bitteres Unrecht hatte er aber gethan, solche Gedanken auszusprechen, solche Gefühle in uns zu erwecken! O Mutter, Mutter, welche Stunden des Elends hatte Dein Sohn in diesem einem Jahre durchlebt! Die Freundschaft war der Liebe gewichen, einer Liebe, die einst von der Hand des Todes in die warmen Herzen der Lebenden gepflanzt, dort starke mächtige Wurzel geschlagen. Amabel Hallyle und ich wir sanken zu jener Zeit nicht an die Brust des Sterbenden, der segnend seine Hände auf unsere Häupter legte, sondern fest ruhten wir Arm in Arm und als wir aus kurzem Glückstaumel in die Wirklichkeit zurückkehrten, das selige Lächeln desjenigen sahen, der uns selbst vereinigt hatte, da flehten wir nicht mehr wie einst: „das Gott ihn am Leben erhalten möchte!“ — Lord Hallyle überwand auch diesen Anfall, kehrte vom Rande des Grabes an die Schwelle des Lebens zurück und erholte sich von dem Zeitpunkte an sichtlich! — Indem er langsam auf dem Wege der Genesung vorschritt, erfaßte seine Frau ein Uebel, das wohl nur durch starke gewaltsame Gemüthserschütterungen und tausend innere Kämpfe hervorgerufen, sie rasch dem Tode entgegen führte! — Die Aerzte hofften, daß ein Aufenthalt in Madeira sie dem Leben erhalten könne, wir reisten dahin, doch ihre zarte Natur erlag den Anstrengungen

der Reise, sie hatte sich stärker gezeigt als sie war, sie kam ganz geschwächt dort an und acht Tage später an ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstage, folgten wir ihrem Sarge! — Als die Erde dröhnend auf diesen Sarg fiel, der mein Leben, meine Liebe barg, da schwanden meine Sinne und erst nach Wochen kam ich wieder zum klaren furchtbaren Bewußtsein dessen, das ich verloren. Mein treuer Pfleger war Edward gewesen; als ich genesen, da brach seine Kraft zusammen und sechs Monate nach Amabels Tode war er von Neuem mit seiner Frau vereint! — Ich reiste, reiste so lange, bis der ewige Wechsel des Reiselebens mich den entsetzlichen Wechsel meines Schicksals ertragen gelehrt und als ich ruhiger geworden, als ich mich überzeugt hielt, Dir durch meinen Anblick kein zu tiefes Weh mehr zu bereiten, da kehrte ich mit Albano, Amabels treuem Begleiter, ins Vaterland zurück! — Mit gebrochenem Herzen, gebeugtem Muthe kam ich zu Dir, meine Mutter, und bei Dir fand ich, was ich seit ihrem Tode vergeblich gesucht — Frieden, tiefen innern Seelenfrieden! Du wolltest mir noch mehr geben und bei diesen Versuchen, mir Glück zu verschaffen, büßte ich das Einzige ein, das mein Trost gewesen, die Ruhe! — So gehe ich denn noch ein Mal von Dir und laß mich, wenn ich nach Monaten zu Dir zurückkehre, wieder das finden, das nur in der Welt meine Freude ist und meinem Leben Reiz giebt — nämlich, den stillen Frieden unseres schönen Verhältnisses und — Deine treue Liebe!“

Der Graf beugte sich zu der Hand seiner Mutter herab, küßte sie zärtlich und ihre Thränen fielen langsam auf sein weiches lockiges Haar, das ihre zitternden Finger mechanisch streichelten, er fühlte diese Thränen nicht, ahnte sie aber und fester drückte er die Hand, die seine Rechte umschloß. So verharreten sie lange Zeit in stummem und doch so berebtem Schweigen, Niemand störte sie, außer Albano war kein lebendes Wesen in der Nähe und der kluge treue Hund verhielt sich ganz ruhig, nur als seines Herrn Reisewagen am Thore des Gartens vorfuhr, stieß er ein kurzes Freudengeheul aus, das arme Thier schien jede Reise mit dem Gedanken anzutreten, an andern Orten die wieder zu finden, die er ewig vermisse!

Der Graf erhob sich beim Geräusche des vorfahrenden Wagens und als er am Thore hielt, schloß er seine Mutter mit thränendem Auge in die Arme. Noch ein Kuß, ein kurzes Lebewohl, dann entriß er sich dem einzigen Herzen, das er in der weiten Welt

liebte und bald verkündete der immer mehr im Dunkel der Nacht verhallende Ton der Räder diesem so stark und mächtig klopfenden Herzen, daß es wieder allein.

Als das aufmerksam lauschende Ohr nichts mehr vernahm, da brach die Kraft der alten Frau und erst ein Thränenstrom erleichterte ihre gepresste Seele. Lange und heftig weinte die verlassene Mutter, sie glaubte sich allein und doch war sie es nicht, denn mit angst-erfülltem Sinne stand der alte David in ihrer Nähe und beobachtete ihren Schmerz. Ihm feuchtete das Weh seiner geliebten Herrin auch das Auge und diese Thränen abwischend, jagte er endlich mit frommem Blick auf den gestirnten Nachthimmel:

„Nach Regen folgt Sonnenschein!“

Die Gräfin vernahm die Worte, richtete sich auf und reichte dem alten Diener die Hand. In ihrem Gesichte lag die Antwort: „Für mich folgt kein Sonnenschein!“ so deutlich ausgedrückt, daß David sie zu hören glaubte und daher eifrig hinzusetzte:

„Was lange währt, wird endlich gut und — unverhofft kommt oft!“

„Ja, unverhofft kommt oft!“ wiederholte die alte Frau seufzend, „denn wo hätte ich heute Morgen gehnt, diesen Abend von meinem Sohne getrennt zu sein.“

„Der Mensch denkt und Gott lenkt, Frau Gräfin!“

„Möchte er diese Reise zum Guten lenken, David.“

„Er wird es, nur getrost, der Herr verläßt die Seinen nicht!“

6.

In den Morgenstunden des neunzehnten Augusts durchzog eine Gruppe böhmischer Musikanten eine kleine Stadt Schlesiens und concertirte mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in den verschiedenen Straßen des Ortes. Während acht dieser Kunstjünger durch die Töne ihrer Blasinstrumente die nicht verwöhnten Ohren des Publikums entzückten, sammelte der Neunte zur großen Befriedigung aller Hausfrauen den milden Beitrag für die musikalischen Genüsse in einer geschlossenen Büchse. Die Frau Bürgermeisterin hatte beim Anblicke dieses bleichen schwindfüchtigen Cassirers, dessen Lunge als Opfer solcher Straßenconcerte gefallen war, ein ganzes Gröschel geben wollen, doch

ihr Anfall von Generosität legte sich, als der hustende Sammler ihr unter demüthiger Verbeugung die verschlossene Büchse reichte. Ihr Gröschel konnte mithin auf Rechnung der Frau Directorin, Frau Landwehrmajorin fallen oder gar der Frau Assessorin oder Frau Apothekerin zugeschrieben werden. Darum ließ sie die Silbermünze schnell in die Tasche hinabgleiten und wählte einen Kupferdreier, der außerdem so viel Spektakel in der Büchse machte, als rollte ein Fünfgroschensstückchen hinunter. Die Verbeugung des Cassirers wurde nach diesem geräuschvollen Sturze des Dreiers in die leere Tiefe der Büchse so devot, daß die Frau des Stadtoberhauptes sich veranlaßt fühlte, ein Weiteres für den bleichen Jüngling zu thun und dem Kranken den Gebrauch von Schweizer-Brustthee anzurathen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilletou.

(Wiener und Wienerin.) In einem pikanten Aussage in Nr. 43. von Kolatschels „Stimmen der Zeit“ heißt es u. A.: Am schärfsten tritt der Mangel jeder höhern geistigen Bildung an dem reichen hausbesitzenden Bürger hervor, welcher in äußerem Benehmen und erworbenem Wissen sehr oft hinter dem nächstbesten norddeutschen Handwerker zurücksteht. Von früher Jugend gewöhnt er sich, wenn die Geldmittel nur einigermaßen ausreichen, an theure Vergnügungen und Zerstreuungen, treibt sich beständig in Gesellschaft, an öffentlichen Orten umher und fürchtet sich beinahe einen Tag allein zu bleiben; — wo soll da die Zeit für Unterricht und Wissen herkommen? Dem sprichwörtlich gewordenen Geselligkeitstrieb, welcher ihn besetzt und häufig zu gänzlicher Abneigung gegen jedes Familienleben und allabendlicher Permanenz-Erklärung in Gast- und Kaffeehäusern verführt, wird die Ausbildung des Geistes zum Opfer gebracht. Der eifrigste Verkehr der Spießbürger unter einander vermag letztere natürlich nicht zu heben.

Daß der Wiener Philister gern auf den Geldsack schlägt, hat er mit seinen Geistesverwandten in der ganzen Welt gemein; eine spezifische Eigenheit aber, von welcher auch die höheren Stände Wiens nicht ganz freizusprechen sind, ist sein beständiges Bestreben, die zu thun, wie der Berliner sagt, oder „aufzuschneiden“, wie es der Oesterreicher nennt. Alles, was er kauft und besitzt, taxirt er seinen Bekannten gegenüber wenigstens auf das Doppelte des wirklichen Werthes. Zeigt er sich einmal des Monats auf der obersten Gallerie eines Theaters, so versichert er, einen abonnierten Speersitz im Parterre

zu haben; trinkt er Abends einige Gläser Bierzigkreuzerwein, so erzählt er am folgenden Morgen, daß er ein Paar Bouteillen *veuve Cliquot* ausgetrunken; geht er Sonntags im Schweiße seines Angesichts nach Döbling oder Dornbach, so preist er die angenehme Fahrt im *Fiacre*. Es kommt sogar vor, daß Familien, deren Verhältnisse keinen Sonntagsausflug gestatten, sich in ihrer Wohnung einsperren und mühsenstill verhalten, um am Abend von der schönen Landpartie in *partibus montis* zu berichten. — Eine besondere Schwachheit hat der Wiener, bei der kleinsten Beche möglichst hohe Banknoten wechseln zu lassen, und es ist sein höchster Triumph, in irgend einer obskuren Restauration einen „Tausender“ hervorzuziehen und zu schelten, daß man nicht einmal so ein „Lumpengeld“ zur Verfügung habe, wenn die *Marqueure* darum nach allen Seiten rennen. Mit dem Banknotenpaket, welches er zurückerhält, hat er dann nichts Eiligeres zu thun, als in eine Wechselstube zu laufen und sich eine neue Tausendguldennote zu holen, damit sein Paradespferd nicht ausstirbt. Hier und da erhielt freilich dieses finanzielle Effectstück den für den *Regisseur* höchst tragischen Schluß, daß ein europäischer *Marqueur* mit der verlotenden Note nicht mehr wieder kam und dem geprellten Eigenthümer zehn Jahre Zeit ließ, fern von fröhlichen Gelagen über den schmerzlichen Verlust nachzudenken.

Die Leidenschaft, alles auf die eigene Person Bezügliche zu übertreiben und möglichst großartig auszumalen, wendet der Wiener *Abderit* merkwürdiger Weise auch auf seine Schwächen und Fehler an. Geräth man durch ein böses Ungefähr in eine Gesellschaft junger *Bürgerstöhne* und hört ein Weibchen ihrer Unterhaltung zu, so glaubt man sich in eine Versammlung von Spielern, Schlemmern und *Roués* erster Classe versetzt. Jeder ist nach seinen Erzählungen ein zweiter *Lord Rochester*, unüberwindlich bei der Flasche, unwiderstehlich in der Liebe. *Philister A.* erwähnt mit vornehm sein sollender Gleichgültigkeit, daß er neulich in einer halben Stunde mehrere Tausend Gulden verspielt habe, und *Philister B.* schildert die Reize seiner Geliebten, welche ihm jährlich so und so viel koste. Der Fremde, welcher diese vertraulichen Mittheilungen für baare Münze annimmt, würde sehr häufig nicht nur gänzlich irren, sondern noch das heimliche Gelächter Derer einernten, welche ihm derlei „Aufgeschnittenes“ präsentiren. — Wir kennen einen solchen jungen *Pfahlbürgerstöhling*, ein kleines kugelförmiges Männchen mit rothigen Wangen und siebenhundert Gulden jährlichen Einkommens, welcher natürlich ziemlich knapp leben muß, aber nichts desto weniger hinter dem Bierglase unglaubliche Dinge von der Liebenswürdigkeit und Hingebung seiner „speciellen“ *Ballerina* zu erzählen weiß, welche er ohne Zweifel eben so wenig je gesehen wie der edle *Ritter Don Quixotte* seine heißgeliebte *Dulcinea* von *Toboso*.

Um das Wiener *Philisterium* in seiner Totalität zu begreifen, muß man auch seiner schöneren Hälfte einige Aufmerksamkeit schenken. Wer aber über die *Wienerin* ein richtiges Urtheil abgeben will, kann die Scheidelinie zwischen der wahrhaft gebildeten salonsfähigen Gesellschaft und den *philiströsen Sphä-*

ren nicht scharf genug ziehen. Der durch Rang und Ruf ausgezeichnete Fremde, welcher sich ausschließlich in den höhern Kreisen bewegt, wird von der Liebenswürdigkeit und dem fröhlichen Humor der reizenden *Wienerinnen*, welche bei den feinsten Formen stets eine gewisse Natürlichkeit und Ungezwungenheit zu bewahren wissen, auf das Angenehmste berührt und entschuldigt den Mangel gründlicher Geistesbildung mit dem im Verhältniß zu Norddeutschland etwas dürftigen Unterrichte, welchen ein österreichisches Mädchen in der Regel genießt. Wer aber in Wien lebt und mit den verschiedensten Classen der Bevölkerung verkehrt, hat leicht Gelegenheit zu bemerken, wie gerade jenes natürliche ungebundene Wesen, das im Salon so anziehend wirkt, in den Kreisen des *Philisterthums* in eine urwüchsige naive Keckheit ausartet, welche nichts weniger als ein reizendes Attribut bildet. Die gewöhnliche *Wienerin* ist ungeheuer „g'schnappig“, welcher Ausdruck sich hochdeutsch gar nicht durch ein Wort wiedergeben läßt und die Begriffe von munsfertig, wigig und ungezogen in sich enthält; sie hat eine Unzahl rasch wechselnder Launen oder, wie der echte *Wiener* sagt: *Gizen*, liebt *Rüffiggang*, *Putz* und *Luzus* über Alles und betrachtet jedes männliche Geschöpf als einen *Sklaven* ihrer Reize, welcher ihr huldigen und sich widerstandslos von ihr „*papierl'n* — *foppen* — lassen muß. Ist sie glücklich unter die Haube gekommen, so hält sie ihren Mann fast in der Art, welche der berühmte Reisende *Kohl* an den amerikanischen *Ladies* schildert, für eine *Geldmühle*, welche ihre Ausgaben bestreiten, ihr jedes Vergnügen gewähren, *Shawl* und *Manille* tragen und auf die Kinder Acht geben, aber nur wenige Ansprüche auf eine häusliche Thätigkeit, auf ein Schaffen und Wirken von ihrer Seite machen darf, wenn sie sich nicht unglücklich fühlen und in die theilnehmenden Arme des obligaten Hausfreundes werfen soll. Als Mädchen, als „*fisches Gschwuslerl*“, wie die historisch-politische Individualität des *Vercheuselers* zu sagen beliebt, ist die *Wienerin* des Mittelstandes noch ziemlich erträglich, als Frau jedoch keine erfreuliche Erscheinung, kein Vorwurf für eine humoristische Schilderung. Unwissenheit, Zerrüttung des Familienlebens durch ihre Schuld, Widerwille gegen stille Häuslichkeit und beständige Jagd nach *Putz* und Vergnügen. — Dies sind die Elemente, aus denen ihr Charakter zusammengesetzt ist.

(*Apoll von Byzanz*.) Es liegt wohl in der Zeit, daß alle historische Romane der Gegenwart oder wenigstens ein großer Theil derselben Zeugniß von der politischen Gesinnung ihrer Verfasser geben und in irgend einer Weise tendentiös sich gestalten; ja, schon die Wahl der Stoffe lassen den Standpunkt der Schriftsteller erkennen. So haben wir neulich in diesen Blättern auf den echt vaterländischen Roman *Bern von Guseck's* „Der erste Raub an Deutschland“, aufmerksam gemacht und können nicht umhin, auch jetzt wieder einen historischen Roman zu erwähnen, der vielleicht an demselben Fehler leidet, wenn überhaupt das Tendentiöse ein Fehler bei einem historischen Romane genannt werden kann, der aber zugleich manches Interessante seinen Lesern bietet. Wer die Geschichte der ersten französischen Revolu-

tion nur einigermaßen in ihren Einzelheiten kennt — und Alex. Dumas hat Sorge getragen, daß dies in einem großen Kreise von Lesern der Fall ist — dem ist gewiß auch der Name Chénier nicht unbekannt. Besonders zwei Brüder dieses Namens André und Maria Joseph, haben nicht bloß durch ihre Theilnahme an der Revolution ihres Vaterlandes, sondern mehr noch durch ihre dichterischen Talente eine Bedeutung gewonnen, die noch jetzt von den französischen Literaturhistorikern bereitwillig anerkannt wird. André, der ältere der beiden Brüder, war Lyriker und wird als Vorläufer der romantischen Schule betrachtet, die Revolution machte ihn aber zum Satyriker und Pamphletisten, während Maria Joseph als Dramatiker große Triumphe zu seiner Zeit erntete. Zu den Hauptern der Revolution standen Beide in ganz verschiedenen Beziehungen. Zwar hatte André sich dem Enthusiasmus nicht entziehen können, dem alle edel gesinnte Herzen in den ersten Jahren der Staatsumwälzung sich hingaben; aber kaum zeigten sich die ersten Symptome, daß die Leitung der Bewegung den Händen der wahrhaftigen Staatsmänner entsank und in die Hände ehrgeiziger Männer fiel, so wandte er ihr den Rücken und suchte lähn durch Wort und Schrift der blutigen Tyrannei, die sich allmählich aus dem Blut der Jakobiner, namentlich der Cordeliers entwickelte, entgegen zu treten und durch sein Beispiel auch andere gemäßigte Männer für sein Streben zu gewinnen. Er fand fast gar keine Anhänger als unter der Aristokratie, die doch wieder ganz andere Zwecke damit verband als er. Selbst sein Bruder Maria Joseph trat offen gegen ihn auf, kündigte ihm seine Freundschaft auf und suchte den Bruch, der zwischen ihm und seinem Bruder bestand, so officiell als möglich zu machen. Es war die Furcht für die Sicherheit seiner Person und seines Lebens, die ihn zu diesem Verfahren trieb. Er hatte sich den mächtigen Männern, einem Marat, einem Robespierre und Anderen angeschlossen, war durch ihren Einfluß Mitglied des Convents geworden, und mußte nun natürlich jeden Schein vermeiden, zu den Reactionären oder den Aristokraten zu gehören.

Demungeachtet war in seinem Herzen die Liebe zu seinem Bruder nicht erloschen und wenn es, ohne sich selbst zu compromittiren, geschehen konnte, wachte er über seinem Bruder und Allem was diesem lieb und theuer war. Ein Beispiel mag dies erläutern. In den aristokratischen Kreisen, welche André vorzugsweise besuchte, hatte er eine junge reizende Wittwe, die Marquise Duplesses, kennen gelernt, deren Umgang er bald eben so eifrig suchte als sie ihn gern kommen sah. André hatte von seinen aristokratischen Freunden und Freundinnen den Namen „Apoll von Byzanz“ erhalten, theils in Erinnerung, daß er wie sein Bruder in Konstantinopel und von einer griechischen Mutter geboren worden, theils in Anerkennung seiner hohen geistigen Begabung. Für die Marquise konnte man dem jungen Dichter in der That diesen präciösen Namen zuerkennen, denn er widmete ihr die schönsten Blüten seines Geistes und so entstand nach und nach jenes schöne innige Verhältniß, welches nur von den edelsten, zartfühlendsten Gemüthern in seiner

ganzen Schönheit empfunden werden kann. Die Zeit mit ihren wachsenden Schrecken war fast unbemerkt an Beiden vorübergegangen; die Marquise hatte ja keinen Grund, die gegenwärtigen Gewalthaber zu fürchten, da sie sich von Politik ganz fern hielt; da überraschte sie plötzlich ihren Freund mit der Mittheilung, eine dunkle Furcht vor kommenden Ereignissen habe sie erfaßt und den Gedanken in ihr reifen lassen, aus Paris und Frankreich zu entfliehen. Alles sei dazu vorbereitet, sogar in dem Besitze eines Passes befinde sie sich und könne daher jeden Augenblick den Entschluß zur That machen. Nur der Gedanke, sich von ihm trennen zu müssen, halte sie noch zurück. André ward durch dieses Geständniß wahrhaft überrascht; ihm war der Gedanke noch nicht gekommen, sich aus Frankreich zu entfernen, da er immer noch des Glaubens war, er sei in dem Parteilampfe, unter dem das Vaterland litt und seufzte, noch nothwendig. Auf der anderen Seite fühlte er ebenso lebhaft, daß ohne Valerie Duplesses das Leben jeden Reiz verlieren würde und willigte daher gern ein, sie zu begleiten, nur bedürfe er noch einige Tage um seine Angelegenheiten zu ordnen.

Valerians Ahnung sollte nur zu schnell zur Wahrheit werden. Noch an demselben Abend erbat sich Louthon von Marat und Robespierre als eine Gunst die schleunige Verhaftung der Marquise. Er haßte André Chénier und glaubte ihn durch den Gewaltact gegen Valerien um so tiefer zu verwunden. Die Gunst wurde gern gewährt und schon am nächsten Morgen sollte die Verhaftung vorgenommen werden. Auch Maria Joseph Chénier war in der Gesellschaft der Schreckensmänner, doch hörte er nichts von Louthons Plänen. Aber seltsamer Weise fand Marat keinen Gefallen an diesem Gewaltact und suchte ihn wenigstens zu vereiteln, wenn er ihm auch keinen offenen Widerstand dagegen leistete. Er wohnte dem Hôtel der Marquise gegenüber und war durch ihren Anblick, der ihm täglich ward, an ein schönes Mädchen erinnert worden, die er vor Jahren liebte, deren Besitz ihm aber durch den Tod verwehrt worden war. Er erwartete Maria Joseph auf der Straße, theilte ihm die Gefahr mit, in welcher die Marquise schwebte und gab ihm die Erlaubniß seinen Bruder zu deren Rettung aufzufordern. Eben war der Bruch der beiden Brüder offenkundig geworden. Maria Joseph scheute sich zu André zu gehen und ihm persönlich die Schreckenskunde zu überbringen, denn er besorgte, sich dadurch bei seinen Freunden, den Jakobinern, zu compromittiren. Er sandte daher seinen Diener mit einigen Zeilen an André ab, welche die Warnung enthielten. Dieser war schnell zur Rettung seiner Geliebten entschlossen, eilte in das Hôtel der Marquise, ließ sie wecken, traf die nöthigen Anstalten, um jede Spur der Flucht zu verdecken und brachte glücklich Valerien in Sicherheit. Marat hatte aber behaglich den Fliehenden aus seinem Fenster nachgesehen und — freute sich, daß er seinen Genossen das Opfer wenigstens vor der Hand entrißen hatte.

Es war leider nicht für immer. André hatte Valerien zu einem Gärtner in einer Vorstadt von Paris gebracht, der ihm seine behagliche Existenz dankte und ihm daher treu erge-

ben war. Jean Collier, das war der Name des Gärtners, nahm die Verfolgte freundlich auf und ließ sie als eine Verwandte seiner Frau gelten; aber unter seinen Gartengehilfen war Einer, der ein Mitglied des Clubs der Cordeliers war. Er beobachtete Valerien mit steigendem Mißtrauen um so mehr, als ihn gar bald eine verzehrende Leidenschaft für das schöne Weib erfaßte. Als sie seine schändlichen Anträge mit Verachtung zurückwies, klagte er sie beim Wohlfahrtsausschusse an als verkappte Aristokratin und veranlaßte ihre Verhaftung. Die wiederholten Schrecken und die Einflüsse der Kerkerluft warfen Valerien aufs Krankenlager und obgleich ihre Freunde endlich durch einen glücklichen Zufall ihre Befreiung veranlaßten, war ihre Gesundheit doch so zerrüttet, daß sie den Folgen ihres Schicksals gar bald erlag. Wir schildern die Trostlosigkeit Andrés über diesen Vorfall nicht. Er kannte hinfort nur noch eine Aufgabe seines Lebens: die Schredensmänner mit seinen Satiren zu verfolgen und sein Freund, der Redacteur des Journal de Paris, Souchon, ein Gesinnungsgenosse von ihm, unterstützte ihn gern, indem er sein Journal zur Veröffentlichung seiner Angriffe darbot. Er hatte Freunde genug, die ihn verbargen, wenn Robespierre seine Verhaftungsbefehle gegen ihn erließ. Daß er endlich doch seinem Schicksale erlag und sogar von seinem eigenen Vater den Schredensmännern verrathen ward, mögen unsere Leser in dem historischen Romane „Apoll von Byzanz“ von Ernst Hellmuth (Wien, Markgraf) ausführlicher nachlesen.

— r.

(Ein sonderbarer Verschwörer.) In dem sehr interessanten Auffage des Dr. Karl von Weber „Zur Geschichte der geheimen Verbindungen in Deutschland“ finden wir auch die Geschichte eines Franzosen, der von dem damaligen englischen Ministerium unterstützt wurde, um feindliche Complotte gegen Napoleon I. auszuführen. Der Mann, den wir sogleich nennen werden, hatte den Hauptzweck, seiner eigenen Person so viel Vortheile als möglich zuzuwenden und verkaufte sich beiden Parteien. Im October 1808 erschien ein gewisser Delau bei der französischen Gesandtschaft in Dresden, um auf mehrere ungemein verwegene Gauner aufmerksam zu machen, unter denen der verwegenste den falschen Namen Daumont angenommen haben sollte. Im Anfang des Jahres 1809 kamen auch zwei Personen nach Dresden, von denen die eine sich Buchholz nannte und seinen Begleiter als seinen Geschäftscompagnon darstellte. Sie begaben sich zu einem Uhrmacher, der auch Geldgeschäfte machte und wünschten auf einen Ring 300 Thlr. zu leihen. Der Uhrmacher gab ihnen endlich 25 Louisdor, wogegen sie ihm den Ring versiegelt übergaben. Als die Fremden sich entfernt hatten, vermißte der Uhrmacher eine Uhr und eine Summe von 257 Thlr. in Papiergeld; er wirft seinen Verdacht auf die Fremden und als er das Papier öffnet, in welches der Ring eingewickelt sein sollte, findet er nicht das Kleinod, sondern ein Zweigroschenstück; die Fremden waren aber verschwunden. Einige Monate darauf wird die Dresdener Polizei auf zwei Fremde aufmerksam, auf

deren Einen das Signalement Daumont's paßt. Der Marschall von Ponte Corvo, davon benachrichtigt, läßt sie verhaften und übergiebt sie der Polizei zur weiteren Behandlung. In dem mit ihnen angestellten Verhör bekennen sie, dem Uhrmacher den oben erwähnten Betrug gespielt zu haben, zugleich aber macht der eine, in welchem man Daumont zu erkennen glaubte, andere Geständnisse, die sie als weit gefährlichere Subjecte darstellten. Darnach hatte Daumont schon seit Jahren mit der englischen Regierung in Verbindung gestanden, um Vernichtungspläne gegen den Kaiser Napoleon I. auszuführen. Schon 1804 war er nämlich in Brüssel mit einem gewissen le Simple bekannt geworden, der ihn einlud nach London zu kommen, wo er sein Glück machen könne. In London war er mit einflussreichen Personen in Verbindung getreten und hatte ihnen mit le Simple versprochen, den ersten Consul zu ermorden, Moreau aus dem Temple zu befreien, und ihn zur Armee bei Boulogne zu führen, damit er nach Paris marschiere. Die ausschweifendsten Entwürfe waren gemacht worden, um dieses Ziel zu erreichen, und beide Verschwörer reisten mit Geld und Pässen versehen, nach dem Festlande ab.

Doch ehe sie noch die englische Küste verließen, erhoben sich ernste Hindernisse gegen das Unternehmen. Am Mittag speisten die Reisenden in einem Gasthose mit zwei Engländern und einem Polizeibeamten zusammen, der des Französischen besser mächtig war als des Englischen und ein eifriger Bonapartist war trotz seiner englischen Anstellung. Beim Dessert trank er Daumont einen Toast auf Bonaparte zu, den dieser freundlich erwiderte. Le Simple, dem dieses Betragen nicht entgangen war, führte Daumont nach Tische an die Meeresküste und stach ihn hier als Verräther nieder, rühmte sich auch dieser That nach seiner Rückkehr in den Gasthof. Der englische Polizeibeamte beschwor ihn, seine Familie nicht unglücklich zu machen und le Simple ließ sich bewegen. Daumont, der nur gefährlich verwundet war, wurde aufgehoben und in gute Pflege gebracht, während le Simple wieder nach London zurückkehrte, wohin ihm sein Gefährte nach seiner Genesung folgte. Hier erregte ihr seltsames Betragen Verdacht, sie wurden verhaftet, nach 14 Monaten aber wieder freigelassen, worauf man neue Pläne mit ihnen schmiedete. Sie gingen jetzt zunächst nach Hamburg, von wo le Simple nach Holland abging, Daumont aber nichts Besseres zu thun wußte, als mit Bourrienne in Verbindung zu treten und diesem die englischen Pläne zu verrathen. In dieser Weise geht das Geständniß des seltsamen Verschwörers weiter. Jener entwirft zur großen Genugthuung der Engländer furchtbare Pläne gegen den Kaiser, trägt aber zugleich Sorge, daß die französische Regierung davon Kenntniß erhält. Demungeachtet war diese wenig erkenntlich dafür. Der Marschall Ponte Corvo in Dresden ließ ihn nach Königstein bringen. Was weiter aus ihm geworden, verlautet nicht.

— r.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 45. 1861.

Preis für 104 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Moden für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Modenblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten zc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Während dem Frau Bürgermeisterin eine weitläufige Anweisung zur Bereitung des Brustthees gab, hüpfte ein junges Mädchen über den Hausflur, flog der dem Arzte ins Handwerk pfuschenden Frau Bürgermeisterin an den Hals und rief flehend: „Gute, liebe, beste Mutter, sag' doch dem Vater, daß er den Böhmen Erlaubniß erteilt, heute Nachmittag in der weißen Taube ein Concert zu geben! Apothekers Minchen rief mir eben zu, daß sie es gern wollten, der Vater es aber verweigert habe!“

Frau Bürgermeisterin sah ihr einziges Töchterchen wohlgefällig an, bedachte, daß Minchen gerade beim Bügeln ihres weißen Kleides sei, dieses Gewand ihrer Tochter reizend stehe und wenn der junge Actuar sie darin erblicke, er vielleicht endlich seinen Gefühlen Ausdruck gebe, sie bedachte ferner, daß an dem Tage passendstes Wetter für solch' weißes Kleid und zugleich gute Gelegenheit wäre, ihre neue Haube einzuweißen, die sie acht Tage zuvor zum Geburtstage erhalten. Aus der Behandlung von Brustthee wurde eine Verhandlung über ein Concert und als der schwindsüchtige Böhme endlich das Haus des Bürgermeisters ver-

ließ, wo er während eines Galopps und Walzers von sechs Theilen geblieben, beschwichtigte er den ausbrechenden Zorn seiner erschöpften Gefährten durch die Nachricht:

„Daß sie Nachmittags im Garten des Gasthofes zur weißen Taube concertiren und den Eintrittspreis à Person auf einen Silbergroschen setzen dürften.“

Die weitere Verbreitung dieser wichtigen Nachricht wurde dem Ausrufer der Stadt überlassen. Nachdem dieser würdige Vertreter einer Zeitung und eines Tagesblattes seine Obliegenheit erfüllt, mit einer Stimme, die zur Posaune des Weltgerichts die beste Anlage hatte, dem aufhorchenden Publikum verkündet, was sich an dem Tage in der „weißen Taube“ ereignen würde, konnte man im Hinblick auf die erregten Gemüther jenes schlesischen Städtchens mit Schiller ausrufen: „Freude herrscht in Trojas Hallen.“

Raum erscholl vom Thurm der Kirche der Klang der zweiten Nachmittagsstunde, so strömten vors Thor die Honoratioren der Stadt und ein ausgewähltes Publikum des Bürgerstandes. Die bunte Menge der rasch dahineilenden Wallfahrer zur weißen Taube wurde noch bunter durch einzelne Uniformen. Die Repräsentanten der preussischen Heeresmacht bestanden nicht allein in dem Kreiseinnehmer, der zugleich Landwehrmajor und zu dieser Zeit der gewöhnlichen Militairübungen sammt seinen Adjutanten in Uniform zu gehen verpflichtet war, sondern das in der Gegend Statt findende Herbstmanöver hatte mehrere Offiziere eines Li-

nieninfanterie-Regiments als Einquartirung in das Städtchen geführt und diese Bürger des Mars mit Jubel die Abwechslung eines Concerts in ihrer militairischen Laufbahn begrüßt. Unter diesen uniformirten Herren war aber Einer, der alle Begriffe des an militairischen Kenntnissen Reichsten zu verwirren vermochte, denn seine Uniform paßte zu keiner der preussischen oder deutschen Heeresmächte. Er gehörte als geborener Westphale einer Schützengilde an und in Erinnerung an seine glorreiche Vergangenheit als Oberster eines westphälischen Schützenbataillons trug er diese Phantasiuniform seines Heimathlandes bei allen feierlichen Gelegenheiten. Die Einheimischen kannten diese Grille des alten Herrn, den Fremden bot sie stets Stoff zum Lachen, er ging aber unbekümmert seines Weges und stolz an der Seite seines Schwiegerohnes, des Landwehrmajors Breitenbach und dessen sehr gepuzter Gattin, seiner Tochter, die eine ähnliche Phantasie bei Zusammenstellung von Farben in ihrer Toilette an den Tag gelegt wie ihr Vater in Bezug zu seiner Uniformwahl.

Das Gasthaus zur weißen Taube lag eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt hart am Ufer der Oder. Ein hübscher, wenn auch nicht großer Garten nahm die Concertgäste auf, und auf dem mit Bäumen bepflanzten Plage, in dessen Mitte die acht Böhmen auf erhöhter Tribüne saßen, konnte eine Stunde nach Beginn des Concerts so zu sagen kein Apfel zur Erde fallen. Schmunzelnd betrachtete der dicke Taubenwirth die Anzahl seiner Gäste, die er im Schweiße seines Angesichts bediente und sein breites Vollmondsgezicht erglänzte noch mehr als ungefähr eine Stunde nach Beginn des Concerts sich am Eingang seines Gartens die hohe aristokratische Erscheinung eines Mannes zeigte, in dem er sofort einen Fremden von Rang und Auszeichnung erkannte. Er eilte ihm entgegen, prallte aber zurück, als ein Hund, so groß wie er ihn noch nie erblickt, seine Nase in etwas nahe Berührung mit dem Theile seines Beines brachte, auf den der Taubenwirth ganz besonders stolz. Der Hund zog sich auf einen Ruf seines Herrn schnell zurück, der Taubenwirth athmete auf und konnte nun die Verbeugung anbringen, die Schreck und Angst verzögert. Der Herr erwiderte den Gruß kurz, reichte dem Cassirer, der sich bei seinem Eintritt ebenfalls erhob, einen Thaler und schritt dann langsam gegen den Platz vor. Alles starrte ihn an, der so ruhig die versammelte Menge musterte, und die Neugierigen bedauerten, daß der liebe Gott in seiner Weisheit vergessen, der Men-

schen Namen und Lebensverhältnisse auf der Stirn zu verzeichnen. Die Erwartung Aller, daß der Herr Landrath diesen Herrn kennen müsse, wurde getäuscht, man sah aber plötzlich, daß der Doctor Voigts von seinem Plage am entferntesten Tische aufsprang und sein helles graues Auge fest auf den Fremden richtete. Dieser lächelte, grüßte und winkte, der Doctor brach sich hastig Bahn durch die Menge, Andere machten dem Fremden Platz und nach kurzer Zeit sah man Beide Hand in Hand stehen, mit den Anzeichen lebhaftester Freude zusammen reden.

Der Fremde, dem es nicht entgangen, wie sehr er Gegenstand allgemeinsten Bedenken gewesen, forderte den kleinen beweglichen Doctor auf Platz zu nehmen. Lebhaft entgegnete dieser:

„Das ist hier leichter gesagt wie gethan, mein lieber — lieber — theurer — Gott, wie heißen Sie doch?“

„Ich sage Dir weder meinen Namen, noch irgend etwas Anderes, lieber Voigts, wenn Du mich nicht, wie in guter alter Zeit, Du nennst. Wie werden Unversitätsfreunde — noch dazu solche treue Freunde, wie wir waren, beim Wiedersehen Sie sagen! Pfiu, Bernhard, schäme Dich!“

„Ich will Sie ja gern, mit Freuden, wahrhaftig lieber, lieber Freund, ich will Dich Du nennen, sag' mir nur erst Deinen Namen, ich muß ihn doch wissen!“

„Höre, guter Bernhard, Du behälst ihn nicht von einer Secunde zur andern, ich kenne diese Deine Schwäche aus frühern Jahren, und so wie Du im Außern und Wesen ganz der Alte bist, scheinst Du Dich auch darin durchaus nicht verändert zu haben.“

„Leider hast Du recht! Jene unselige Schwachheit des Gedächtnisses in Bezug zu Namen ist mir geblieben, ja, sie hat sich vermehrt! Ach, wie oft hätte ich im Leben Etwas darum gegeben, wenn die Menschen Namen trügen, die mit meiner medicinischen Wissenschaft zusammenhängen, doch leider ist's nicht so, anstatt sich einfach wie Wurzeln und Kräuter zu nennen, heißen sie, na still von dem Unsinn! Sag' mir, lieber alter Junge, welch' glücklicher Zufall Dich hierher geführt, welchem Grunde ich diese unverhoffte Freude zu danken. — Ah sieh da, lieber — die Herren rücken zusammen, machen uns Platz! Danke ergebendst, danke!“

Der Doctor setzte sich, auch der Fremde nahm nach verbindlicher Verbeugung den Platz an, den ihm einige Herren überlassen und antwortete dann:

„Reiselust trieb mich aus der Heimath fort, Sehnsucht, Schlesien kennen zu lernen, in diese Gegend. In Breslau fiel mir ein, daß Du in dieser Provinz des preussischen Landes ansässig, ich gedachte unserer Jugendfreundschaft und natürlich, daß ich mich nach Deiner Vaterstadt aufmache. Kaum angelangt mit der Post, eilte ich zu Dir und — es ging mir, wie das stets zu sein pflegt, ich fand Dich nicht zu Hause!“

„Hörtest aber von meiner Martha, daß ich im Concert sei!“

„Ja, eine alte Person, ein Original wie Du, beschrieb mir, wo Du zu finden.“

„Ach sag' nichts auf meine Martha, das ist eine Perle, lieber —; aber zum Kukuk nenne mir endlich Deinen Namen!“

„Ich heiße Hugo Wildensfurt, doch daß Du mich je so nennen wirst — bezweifle ich. Du liebest nie Jemand seinen ehrlichen Namen.“

„Der Deinige ist nun aber auch einer der complicirtesten, die ich je in meinem Leben gehört, aber ich werde ihn schon behalten.“

„So sprich ihn nur einmal aus.“

„Hubert Wildensfeld! Siehst Du wohl?“ rief der Doctor triumphirend. Der Graf lachte herzlich, der Doctor riß die Augen auf. „Sagte ich ihn nicht richtig?“ fragte er weniger sicher.

„Nicht im Entferntesten! Bitte, gieb Dir auch keine Mühe, sage mir nur, wie Du es in Deiner Praxis machst?“

„Nun das ist kinderleicht! Ach, wenn Alles so einfach wäre, wie da, dann —.“

„Bitte, Dich näher zu erklären, lieber Bernhard.“

„Nun, ich sag's Dir ja, das ist ganz einfach! Ich behalte die Krankheiten, an denen die Leute leiden, Jahr, Monat, ja oft den Tag ihrer Erkrankung! Meine Martha merkt sich das auch und so geht's vortreflich.“

„Bezeichne mir doch einige Deiner Patienten in der Weise, wie sie in Deiner Erinnerung leben.“

„Gern! Dort der Herr mit dem grauen Hut „Magenkatarrh 1839,“ Jener im blauen Frack „Nervenfieber 1842,“ daneben „Masern 1845“, die dicke Dame hier an dem Tische rechts „Kopfschmerz mit Wirkungen,“ Jene neben ihr Gallenfieber —.“

„Wie — was sagst Du? Kopfschmerz mit Wirkungen?“

„Kein Jahr dabei, jede Woche, fatales Uebel! Ist zu viel, macht zu wenig Bewegung! Frau des Herrn in der seltsamen Uniform.“

„Was heißt Wirkung? Das interessirt mich mehr

als alle Uniformen der Welt! Das ist gewiß eine Deiner originellen Benennungen.“

„Es ist Migräne, Erbrechen! Ach ihr ist nicht zu helfen, sieh nur, sie ist unaufhörlich und dieser Blätterteig! Der reine Magenverderber, ich sagte es dem Taubenwirth schon so oft, daß der Kuchen zu fett ist!“

Graf Wildensfurt lachte so herzlich über den medicinischen Eifer seines Freundes, daß er nichts mehr genau von den weitem Kennzeichen des Arztes hörte; alle möglichen Krankheiten und die letzten fünfzehn Jahre von dessen ärztlichem Wirken rauschten in einzelnen Jahreszahlen an ihm vorüber. Von den Gesunden wußte der Doctor nichts. Die gingen ihn nichts an, wie er sagte.

Ein neu beginnendes Musikstück machte der Unterhaltung der Freunde ein Ende, sie brannten ihre Cigarren an und dem Grafen wurde sein bestellter Kaffee gebracht. Hugo von Wildensfurt betrachtete während dieses Potpourris aus der Regimentstöchter die versammelte Menge und der Tisch in seiner Nähe, an dem die dicke Dame mit dem wirkungsvollen Kopfschmerz und der Oberst der westphälischen Schützengilde saßen, interessirte ihn bald vorzugsweise. Es war aber weder der seltene Appetit der Frau, noch der außergewöhnliche Geschmack des Mannes, das Beides seine Aufmerksamkeit fesselte, sondern — die jüngere Generation an dem Tische, der Kreis-einnehmer und Landwehrmajor, dessen auffallend ge- kleidete Frau, zwei kleine Affen gleich herausstarrte Kinder — und eine Dame von sechs- bis achtund- zwanzig Jahren. Diese war einfach, aber hübsch ge- kleidet oder vielmehr die blaue Farbe ihres Kleides, der große braune Strohhut standen ihr gut. Ihr durchgeistigtes Gesicht hatte den anziehendsten Aus- druck, trotz seiner großen Blässe war es schön, obgleich Ermattung in jedem Zuge lag und die ernstesten seelen- vollen Augen traurig, ja kummervoll aufschauten, der feingeschnittene Mund oft so schmerzlich zuckte. Dieses bleiche Antlitz konnte mit dem blühendsten wetteifern und über das jugendfrischeste und hübscheste den Sieg davon tragen.

Hugo von Wildensfurt fand, daß es zu den in- teressantesten gehörte, die er in seinem Leben gesehen. Gesiel dem Grafen schon das Aeußere dieser Dame, die offenbar die Gouvernante der Kinder war, so steigerte sich sein Interesse an ihr bei Beobachtung ihres hübschen taktvollen Benehmens. Ihre Stellung war keine leichte! Sie hatte die ungezogensten Kinder

der Welt zu beaufsichtigen, die Galanterien des Mannes und die Eifersucht der Frau zu ertragen und außerdem deren Ungerechtigkeiten ruhig hinzunehmen. Eine Hauptbeschäftigung der kleinen Mädchen war der Großmutter den Blätterkuchen fortzunehmen, den Großpapa an den dicken silbernen Troddeln zu reißen, die statt Epauletten seine phantastische Uniform zierten. Beide Alten verstanden bei den Anfechtungen der lieben Enkelchen keinen Spaß, wurden zornig und die Mutter machte die Gouvernante verantwortlich. Der Landwehrmajor stand in solchen Fällen zum Schutze dieser Bedrängten auf und solch hevalereskes Benehmen verschlimmerte die Scene. Die kleinen Urheber saßen nach jeder durch sie erfolgten Explosion einige Secunden ruhig, doch kam ein Hund ruhig in ihre Nähe, erfaßten sie anstatt der großväterlichen Troddel dessen Schwanz und erst wenn das Thier heulte, ließen sie ihn frei. Als ihnen das Schwanzersassen auch verboten, rissen sie ihrer Gouvernante den Hut ab. Wildensfurt sah mit Vergnügen den seltenen Reichtum ihres schönen bläulich schwarzen Haares, die reizende Form ihres Kopfes und ihr hübsches Errotthen bei diesem neuen Experimente ihrer Zöglinge. Diese letzte Unart der Kinder, die Wildensfurt mit all ihren frühern Thaten ausföhnte, schien der sonst vollständig blinden Mutter den Staar zu stechen. So wie sie sah, daß der große braune Strohhut vom Kopfe der Erzieherin flog und ihres Mannes Auge nun festgebannt an dem interessanten Gesichte hing, dessen vollen Anblick er nur in solchen Momenten genießen konnte, da rief sie ihren kleinen Mädchen ein indignirtes: „P sui, Eulalie, psui, Aurora!“ zu, und half das nicht, so ergriff sie zum Kummer ihrer Mutter zum unfehlbarsten Mittel — sie lockte Eulalie und Aurora durch Blätterkuchen zu sich und fütterte sie damit so lange, bis der braune Strohhut festgebunden.

Eine Pause trat im Concerte ein, die Bekannten statteten sich Visiten ab. Trozdem mit der Frau Landwehrmajorin die drei Linienoffiziere sprachen, ließ sie die Gouvernante ihrer Töchter nicht eine Secunde unbeobachtet. Das große dunkle Auge dieses Mädchens schweifte sinnend über die sie umschwirrende Menge fort, hastete auch eine Weile auf Wildensfurt und ruhte dann auf Himmel und Bäumen, während ihre Gedanken weit hinaus zu eilen schienen in fernste Fernen. Der Major näherte sich ihr, richtete mit verbindlichem Wesen wenige Worte an sie, aber diese reichten hin, das bleiche Gesicht in Purpurgluth zu tauchen und ein stolzes Zurückziehen bei seiner größern Annäherung zu

bewirken. Kaum daß die Worte gesprochen, die Gouvernante sich zu den Kindern gewandt, trat die Frau, die sie nicht außer Augen gelassen, hastig an sie heran, redete eifrig mit ihr und sagte dann ihren Kindern einige Worte. Laut aufjubelnd erfaßten beide Kleinen das Kleid ihrer Gouvernante und zogen sie mit sich fort.

„Wie heißt die Frau in dem auffallenden Anzuge, lieber Bernhard? Sie spricht soeben mit dem Major und scheint sehr erregt zu sein! Kennst Du sie vielleicht?“

„Genau! — Gallenfieber 184—5 und 46!“ antwortete der Arzt ruhig.

„Weißt Du mir sie nicht anders zu bezeichnen?“

„Tochter des Kopfschmerz mit Wirkungen!“

„Ist sie die Frau des Majors?“

„Ja! Er inclinirt zu Rückenmarkleiden.“

„Und sie zur Eifersucht?“

„Ah, Du triffst den Grund ihres Gallenübel! Du hast süperben Blick, würdest als Arzt in der Diagnose viel leisten.“

„So sah ich also doch richtig?“

„Ganz! — Sie hat keine Erzieherin länger als ein Vierteljahr — eine Jungfer kaum vier Wochen — jedes Mal Ansammlung von Galle, die —“

„War die bleiche Dame die Gouvernante?“

„Deren Kopfschmerz ist gefährlicher, reine Nervenüberreizung! Sie müßte einmal gründlich ausruhen.“

„Du kennst sie? Weißt vielleicht ihren Namen —“

„O nein, ich sah sie nur. Sie ist kaum zwei Monate hier, wird auch bald fortgeschickt werden. Martha sah sie schon oft mit verweinten Augen, sie kennt sie, woher, das weiß ich nicht mehr, hat sie aber sehr lieb.“

Wildensfurt schwieg etwas nachdenklich, dann sagte er aufstehend:

„Es ist unerträglich warm hier, sollen wir nicht eine kleine Promenade machen?“

Der Doctor sprang rasch empor, er war zwar ein großer Musikfreund, doch kein Freund vom langen Sitzen und sich an den Arm des Grafen hängend, verließ er mit ihm den Garten, als der zweite Theil des Concertes begann. Wildensfurt blieb einen Augenblick vor dem Eingange stehen, sah sich um, bemerkte aber weder einen Menschen auf dem Wege zur Stadt, noch auf dem sich längs der Oder jenseits der weißen Taube hinziehenden Feldpfade. Des Arztes Auge ruhte unterdessen auf den in Sonnenschein hellglühern-

den Wellen des Flusses, der weiten lachenden Ebene, die der lichtblaue Höhenzug des Riesengebirges begrenzte und fragte mit Stolz:

„Nicht wahr, es ist sehr hübsch hier, lieber Heinrich?“

„Meinst Du mich?“ entgegnete Wildensfurt lachend.

„Gewiß.“

„Ich heiße Hugo, wenn Du es gütigst erlaubst.“

„Richtig, Hugo Wollendorf!“

„Wildensfurt!“

„Nun, bester Wildensfeld, wohin sollen wir gehen? Doch hinauf der Oder entlang?“

„Der Weg scheint hübsch zu sein.“

Sie gingen. Plötzlich hielt der Doctor inne, sah nach der Uhr:

„Wie dumm!“

„Was hast Du?“

„Ah, wir haben noch über eine halbe Stunde Zeit! Ich muß nämlich heute noch aufs Land.“

„Wohin?“

„Ja, lieber Waldburg, das weiß ich nicht. Meine Martha weiß es aber, die schickt mir den Wagen hierher und mein Kasper fährt mich hin, wo die Leute mich bestellt.“

„Du Glücklicher, der Du eine Martha und einen Kasper hast, die für Dich denken.“

„Ja, ja, denke aber nur nicht, daß Beide so heißen. Das sind die einzigen Namen, die ich je behalten, die meiner Eltern, und so nenne ich meine Leute jetzt.“

„Wie wirst Du 'mal Deine Frau nennen, Bernhard?“

„Ich heirathe nie! Ich war zwar zwei Mal verliebt, vergaß das aber einmal und so unterblieb der Antrag, das andere Mal liebte ich die Tochter von „Typhus 1837“ und ging leider in der Zerstreuung zu Typhus 1838, der in dem Hause nebenan wohnte. Dieser Mann hatte nur drei Söhne und als ich daher um seine Tochter warb, hielt er mich für verrückt, sah mich so seltsam an, ich nahm das übel, wir zankten uns, ach, Herbert, es war eine dumme Geschichte! Genug davon, denn seitdem hab' ich Liebe und Heirath satt.“

Graf Wildensfurt bestand auf ausführlicher Beschreibung der verunglückten Affaire und nach dem sprachen sie von frühern Zeiten. Langsam schlenderten sie vorwärts, langsam zurück. Als sie wieder in die Nähe des Taubengartens gekommen, fesselte ein den

Strom aufwärtsfahrendes Segelschiff Weider Aufmerksamkeit, es schlug so mächtige Wellen gegen das Ufer, daß eine kleine, nach einem Badehäuschen führende Brücke in das heftigste Schwanken kam.

„Die Böhmen sollten ein Concert zum Besten einer neuen Brücke geben!“ rief Wildensfurt.

„Ich sagte es dem Schlingel von Wirth schon so oft, daß der Steg morsch sei, aber der Geizkragen behauptet, sie hielte noch lange. Uebrigens ein wahrer Segen solch Badehaus! Flußbäder äußerst gesund! Mir thut nur leid, daß ich sie nicht gebrauchen kann, ich scheue das Wasser noch eben so, wie damals in Bonn! Bist Du denn noch solch ausgezeichnete Schwimmer?“

Des Grafen Antwort schnitt ein Ereigniß ab, das nur wenige Secunden zu seiner Entwicklung brauchte. Aus dem Badehäuschen sprangen nämlich, während der letzten Worte des Arztes die kleinen wilden Mädchen des Landwehrmajors, ihnen folgte die Erzieherin. Kaum daß Wildensfurt den wehenden blauen Schleier gesehen, Diejenige erkannt, die ihn zuvor beschäftigt, so verschwand sie auch schon vor seinen Blicken. Die dünnen Brückenpfeiler hielten den Wellenandrang nicht aus, das morsche Holz brach, als die drei Personen den Steg betreten, ein lauter Schrei und alle Drei waren in den Fluthen des Wassers versunken.

Mit dem Grafen zugleich sprang sein treuer Alban in die Oder und als die ersten Concertgäste durch die lauten Hilferufe des Rastirers, der den Bruch der Brücke gesehen, ans Ufer kamen, da schwammen bereits Wildensfurt und sein Neufundländer mit den beiden geretteten Kindern an das Land. Diese lagen kaum in den Armen Derer, die sie den Rettern abgenommen, als sie sich auch schon wieder einem blauen Punkte über dem Wasser zuwandten, den die Macht des Stroms mit reißender Schnelligkeit fortführte. Ausrufungen der Bewunderung, des Entsetzens, der Angst verfolgten den kühnen Schwimmer, der mit einer unglaublichen Geschwindigkeit die Fluth durchschnitt, eine Todtenstille trat aber ein, als neben dem sich über dem Wasser erhaltenden blauen Schleier plötzlich eine Hand auftauchte und dann Beides in den Wellen verschwand. —

Man athmete von Neuem auf als der Fremde jene Stelle erreicht, dort untertauchte, — Todesangst erfaßte aber jedes Herz, als er nach Verlauf weniger Secunden wieder zum Vorschein kam, sein Ruf erklang: „Hilfe, ich kann sie nicht finden!“ er dann wiederum in der Fluth des Wassers verschwand und

die Wellen über ihm und seinem ihm folgenden Hunde zusammenschlugen.

Den Herren, die dem Rufe Folge leisten wollten, hingen sich Frauen und Kinder, Schwestern oder Bräute weinend und kreischend an den Hals, nur einen jungen Offizier hielt Niemand von seinem Vorhaben zurück! Er war zwar Allen bekannt, der Sohn einer armen Wittve und im Orte aufgewachsen, doch hatte er keine Verwandten unter der Menge und unbehindert konnte er dem Gefühle folgen, das ihn zur Rettung eines Nebenmenschen antrieb.

Nur eine kurze Strecke war er vom Ufer abgeschwommen, als Wildensfurt über dem Wasser auftauchte, in seinem Arme eine weibliche Gestalt! — Lauter Jubelruf erscholl und gar manches Auge feuchtete sich; lauter Jubel empfing den Retter, als er glücklich das Ufer erreicht und die Verrettete dort niederlegte. Seine Stimme zitterte, als er den Doctor fragte, ob sie lebe und erst als dieser nach kurzer Untersuchung laut und freudig: „Ja, ja!“ rief, überflog ein Schein von Farbe sein bleiches Gesicht.

„Sie muß rasch ins Haus, schnell umgekleidet werden!“ setzte der Arzt hinzu.

Mehrere Herren wollten die todesblaß und reungelos Daliegende erfassen, doch Wildensfurt kam ihnen zuvor, erhob Die, auf welche er ein Anrecht errungen, trug sie selbst in das Haus und überließ sie einigen Frauen und dem Arzte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Lord Nelson und Lady Hamilton.) Vor Kurzem ist in England ein Buch erschienen, welches die Aufmerksamkeit des Publikums in mehr als einer Hinsicht in Anspruch nimmt. Es enthält Auszüge aus dem Reisetagebuche einer Dame, die ihr Sohn, der Dechant von Westminster, der Oeffentlichkeit zu übergeben für gut befunden, wie denn auch die Times sich nicht geweigert hat, denselben durch eine ausführliche Besprechung und Mittheilung von Excerpten noch größere Publicität zu geben. Der große Reiz liegt aber in der pikanten Schilderung Lord Nelson's und der Lady Hamilton, welche die Dame auf einer Reise durch Deutschland in den Jahren 1799 und 1800 in Dresden kennen lernte. Bekanntlich haben die Berühmtheiten

und Helden der Zeit neben der von poetischem Dufte umhüllten officiellen Seite auch eine Kehrseite, in der sie einfach als Menschen erscheinen. Diese letztere tritt vorzugsweise in den Reiseerinnerungen der Mutter des Dechanten hervor, und so erhalten wir denn unter anderen folgende Schilderung der genannten Personen: „Es ist klar, daß Lord Nelson an nichts Anderes denkt als an Lady Hamilton, die ihrerseits gänzlich mit demselben Gegenstande beschäftigt ist. Sie ist led, vorlaut, roh, anmaßend und eitel. Ihre Gestalt ist kolossal, jedoch wohlgebaut, mit Ausnahme ihrer Füße, die abscheulich sind. Ihre Knochen sind stark und sie ist außerordentlich beleibt. Sie gleicht der Büste der Ariadne; all ihre Züge sind schön gebildet, wie auch die Form ihres Kopfes und insonderheit ihre Ohren; ihre Zähne sind etwas unregelmäßig, aber ziemlich weiß; ihre Augen hellblau mit einem braunen Fleck auf einem Auge, ein Fehler, der übrigens ihrer Schönheit keinen Abbruch thut. Sie hat dunkle Augenbrauen und dunkles Haar und eine grobe Gesichtsfarbe. Der Ausdruck ihres Gesichts ist lebhaft, veränderlich und interessant; ihre Bewegungen im gewöhnlichen Leben sind ohne Anmuth, ihre Stimme laut, jedoch nicht unangenehm. Lord Nelson ist ein kleiner Mann, ohne alle Würde und muß meiner Ansicht nach Suwaroff, in dessen Jugend, sehr ähnlich sehen, denn er gleicht allen den Gemälden, die ich von diesem General erblickt habe. Lady Hamilton ergreift Besitz von ihm und er ist willig ihr Sklave, der unterwürfigste und ergebenste, der mir je vorgekommen. Sir William ist alt, gebrechlich, in Bewunderung seines Weibes aufgelöst; er sprach kein anderes Wort heute als um ihr Beifall zu zollen. Nach Tisch hatten wir mehrere Gesänge zur Ehre Nelson's, vorgetragen von Lady Hamilton. Sie bläst ihm den dicksten Weichrauch in's Gesicht, er aber empfängt ihn mit Vergnügen und verschluckt alles mit dem innigsten Wohlbehagen. Jeder Gesang endete in Matrosenweise mit „hipp, hipp, hipp, hurra“, mit Ausleeren gestrichen voller Gläser und der Nagelprobe, eine Ceremonie, die ich früher weder gesehen, noch gehört hatte.“

Einige Tage darauf sah die Verfasserin des Tagebuchs bei einem Frühstück, das sie mit Lady Hamilton einnahm, dieselbe die besten Statuen und Gemälde der Reihe nach darstellen, ein Talent, durch welches das ehemalige Schenkermädchen ihr Glück gemacht hatte. Merkwürdig, heißt es dabei im Tagebuche, so plump und ohne Grazie sie im Leben ist, in diesen Aufführungen wird sie höchst anmuthig und selbst schön. Nicht minder sonderbar ist trotz der Treue, mit der sie den schönsten Faltenwurf der Antike nachzuahmen versteht, ihr täglicher Anzug geschmacklos, gemein, überladen und unschicklich. Sie hat mehrere meiner Kleider geborgt und bewundert sehr meinen Anzug, was nicht sehr schmeichelhaft ist, da der ihrige so abscheulich. . . Ich halte sie für led, rücksichtslos, eitel bis zur Thorheit, und in ihrem Benehmen trägt sie stets das Gepräge ihrer frühesten Lage und zwar in einem Grade, der auffallen muß, nachdem sie königl. Majestät vertreten und fünfzehn Jahre lang in guter Gesellschaft gelebt. Ihre vorherrschenden Leidenschaften scheinen eine Eitelkeit, Habgucht und ein Hang für die

Genüsse der Tafel. Sie verräth eine große Eier für Geschenke und hat deren in Dresden bereits mehrere errungen durch das gemeine Kunststück von Bewunderung und unwiderstehliches Verlangen. . . . Lady Hamilton hatte großes Verlangen der Kurfürstin vorgestellt zu werden, was diese aber um jeden Preis zu umgehen suchte und so lange die Anwesenheit Lord Nelson's in Dresden dauerte, keinen Hof hielt. Als der Letztere dies hörte, sagte er zu dem englischen Gesandten Elliot: „Sir, im Fall eine Schwierigkeit der Art gemacht wird, wird Lady Hamilton den Kurfürsten „zusammenhauen und, Gott verdamme mich, ich will dasselbe thun.“ Elliot, der der Lady den Wunsch verleiden wollte, versicherte sie, daß es sie wenig unterhalten werde, denn der Kurfürst gebe weder Mittags- noch Abendtafel. „Was, kein Fraß!“ (no guttling) schrie sie und ihre Lust war gestillt. Der Gesandte hatte ihre Natur richtig erkannt.

-r.

(Die Lage der Frauen.) Die zweite Abtheilung der „Lebensgeschichte“ von Fanny Lewald ist unter dem Sondertitel „Lebensjahre“ (Berlin, Janke) erschienen und enthält wie die erste des Trefflichen, Interessanten und Beherzigenswerthen viel. Die Verfasserin versteht es, ihre Vergangenheit ziemlich objectiv ihren Lesern vorüberzuführen, dabei manchen praktischen Blick in das seltsame Triebwerk, das wir Leben nennen, zu thun und auf die Mängel, Fehlgriffe und Mißverständnisse aufmerksam zu machen, aus denen sich so manches Familienunglück, so manches verlorene Leben entwickelt. Das Schicksal unbemittelter Frauen und Mädchen scheint sie wiederholt zum Nachdenken über etwaige Abhilfsmittel dieses oft zu trostlosen Erscheinungen führenden Krebsgeschadens der bürgerlichen Gesellschaft angeregt zu haben. Sie hatte ja an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie unangenehm die Lage eines unbemittelten Mädchens ist, das es verschmäht, die Ehe als eine reine Versorgungsanstalt anzusehen. Wir erlauben uns ihren Gedankengang über diesen wichtigen Gegenstand anzudeuten, wenn wir ihr auch nicht überall beizustimmen vermögen. „Wohin man sich wendet“, sagt sie, „kann man die Klage vernehmen, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der unverheiratheten Frauenzimmer zunimmt. Man braucht sich nur in unseren Gesellschaften umzusehen, um sich zu überzeugen, wie viel Hilfslosigkeit und Hoffnungslosigkeit sich hinter den bleichen Gesichtern jener alternden Mädchen verbergen, die mit allem ihren guten Willen sich zu helfen und mit dem erzwungenen Lächeln die Traurigkeit ihres armen Daseins nicht abändern und verbergen können. Kaum in eine Familie kann man eintreten, die nicht in ihrer Verwandtschaft alternde und unverheirathete Schwestern und Töchter hätte, die gelangweilt und müde, ohne eigene Freude und Hoffnung, ein leeres nutzloses Dasein führen und sich ohne Lust von einer Gesellschaft und einem Vergnügen zum andern hinschleppen, um nur einen Wechsel in die Rede ihrer Tage zu bringen. Sich selbst zur Last, in den meisten Fällen auch den Ihrigen eine schwere Bürde, hört man gar oft die Frage: wohin mit ihnen? was soll man mit ihnen machen? Und da man sich die rechte Ant-

wort aus Vorurtheilen nicht geben mag, bescheidet man sich, die alten Mädchen in der Gesellschaft und in den Familien als ein unvermeidliches Uebel zu ertragen.“

Die Verfasserin sieht gegen diesen Uebelstand nur ein wirksames Mittel: die Frauen zu Erwerb und zur Arbeit von Jugend auf heranzubilden, und das Vorurtheil aufzugeben, Frauen in gewissen Rang- oder Gesellschaftskreisen dürften nicht für ihren eigenen Unterhalt sich dem Erwerbe widmen. Sie meint: „Keine bürgerliche Familie auf der Welt hat es Hehl, daß sie bei der Erziehung eines Sohnes das Ziel im Auge hat, ihn so früh als möglich zu selbständigem Erwerbe fähig zu machen. Man gesteht es mit Freude und Genugthuung ein, wenn der Sohn es mit zwanzig Jahren einmal dahin gebracht hat, dem arbeitsbeladenen Vater nicht mehr zur Last zu fallen. Während man es aber für einen jungen Mann als eine Sache der Ehre ansieht, sich sein Brot zu erwerben, betrachtet man es als eine Art von Schande, die Töchter ein Gleiches thun zu lassen. Bringt irgendwo die Nothwendigkeit es mit sich, daß ein Mädchen für ihren Unterhalt arbeitet, nimmt eine Kaufmannstochter, eine Geheimrathstochter, eine Professorentochter eine Stelle als Lehrerin, als Gouvernante, als Kinderwärterin oder als Haushälterin an, so wird dieses Ereigniß irgendwie beschönigt. Es heißt: die Tochter habe eine unwiderstehliche Neigung, die Welt kennen zu lernen, sie habe eine große Vorliebe für Kinder, sie solle sich doch einmal auch einige Zeit unter fremden Menschen bewegen lernen. Man erfindet irgend eine Verwandtschaft oder Bekanntschaft mit den Familien, in welche das Mädchen eintreten soll, um der Sache einen unverfänglichen, gemüthlichen oder vornehmen Anstrich zu geben; aber man entschließt sich nur in den seltensten Fällen dazu, einfach zu sagen: das Mädchen geht fort, um sein Brot zu verdienen, um doch etwas zu thun, um uns das Leben zu erleichtern, und man nimmt ihm damit die Genugthuung, seinen Entschluß von Andern gebilligt und anerkannt zu sehen, man nimmt ihm die Freude, mit welcher es vielleicht seinen Beruf ergriffen hat, mit welcher man einer neuen Lebenslage entgegen treten muß, um Behagen und Fortkommen darin zu finden.“

Die Verfasserin erkennt gern an, daß die Zeit selbst viel gethan habe, um dieses Vorurtheil gegen den selbstständigen Broterwerb junger Mädchen aus dem gebildeten Mittelstande zu zerstören; aber immer noch bleibe Vieles zu thun, denn der Hauptgrund jener verkehrten Ansichten über den Beruf der Frauen liege doch nur in dem andern Vorurtheil, daß die Ehe die Hauptsache für die Frau sei, woraus sich von selbst ergebe, daß sie nur zu oft der Gegenstand der Berechnung werde. „Diese Zustände“, sagt sie, „haben den weiblichen Charakter in der Masse verdorben. Was man von der Selbstlosigkeit unseres Geschlechts, was man von dem Egoismus der Männer in ihrem Verhalten gegen die Frauen behauptet und als ein Axiom in den weiblichen Katechismus aufgenommen hat, ist nach meinen Erfahrungen und meiner Ueberzeugung, das eine wie das andere, zum größten Theile eine Unwahrheit. Wenn Behttheile der unglücklichen Lieben und Leidenschaften, mit

benen die weibliche Jugend in sich zu kämpfen hat, sind nur eine natürliche Folge ihrer mißlichen Lage und ihrer schlechten Erziehung, und die jungen Männer sind bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft in gewissem Sinne weit naiver, als die Mädchen in dem gleichen Zeitpunkte. Das aber ist natürlich, denn die Männer sind freier und ihr Verhältniß zu den Mädchen ist daher unbefangener, absichtsloser und also schöner als das der Mädchen zu den Männern. Ein junger Mann, der ein Mädchen hübsch, geistig, angenehm findet, verräth ihr das in der Regel so absichtslos, so unbefangen, wie man seine Freude an dem schönen Wetter ausspricht, und weil sie ihm wohlgefällt, möchte er auch ihr gefallen, er macht ihr in aller Form den Hof, wie man das nennt. Er kann aber dieses Wohlgefallen für drei oder vier Mädchen zu gleicher Zeit in sich tragen, ohne bei einer einzigen zu denken, daß gerade sie seine Frau werden solle, denn seine täglichen Berufsarbeiten erinnern ihn daran, daß er vorläufig noch Anderes zu thun habe als aus Heirathen zu denken. Das Wohlgefallen an einem Mädchen ist ihm eine Freude, ein Genuß; die aufwallende Neigung bleibt ihm ein reines Empfinden, und selbst wenn aus der flüchtigen Neigung ein tieferes Gefühl entstehen, ihm aber Hindernisse entgegentreten sollten, so kann er davon vielleicht schwer getroffen werden, aber auch hier bleibt sein Schmerz rein, denn sein Verlust ist nur ein geistiger und er steht in allen seinen übrigen Beziehungen unangetastet da. Bei dem Mädchen ist das nicht der Fall. Von frühesten Jugend wird ihnen die Ehe als ihr einziger Lebensberuf vorgehalten und kaum sind sie aus der Schule entlassen, so treten sie trotz ihrer Unfertigkeit und mangelhaften Bildung als berechnete Mitglieder in die Gesellschaft ein. Dabei behütet und bewacht man sie auf das Sorgfältigste vor jeder Neigung, die nicht die sichere Anwartschaft auf die Ehe, auf die bürgerliche Versorgung in ihrem Gefolge hat. Das zur Liebe vorzugsweise geschaffene Geschlecht soll gar nicht lieben, sondern vor allen Dingen sich verheirathen; denn dem Rufe eines Mädchens ist schon das nicht vortheilhaft, wenn es heißt, sie habe Jemand geliebt, dessen Frau sie nicht geworden ist.

„So ist es denn allmählig dahin gekommen, daß ein junger Mann einem Mädchen ohne jeden Nebengedanken von Herzen huldigen, und kaum ein Mädchen die Huldigungen eines Mannes annehmen kann, ohne sehr bald darauf bestimmte Ansprüche zu gründen und an die Ehe zu denken. Dadurch wird aber die Partie ganz ungleich; denn der junge Mann sucht in der Gesellschaft das Vergnügen, das Mädchen hat man aber dahin gebracht, dort unter der Hülle und unter der Negide des Vergnügens die Erreichung ihres Berufes, den Mann zu suchen — und ich wiederhole es, das hat den Charakter des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen heruntergebracht.“ Die Verfasserin glaubt diesen sehr ernstlichen Uebelstand dadurch zu heben, daß das weibliche Geschlecht schon von Jugend auf zu einem ernstlichen Berufe vorbereitet werden möge,

um ihm einen innern Halt und eine Selbstständigkeit zu sichern, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen gänzlich abgeht.

— r.

(Literatur.) Wir hatten schon vor längerer Zeit die Freunde der lyrischen Dichtung auf ein Bändchen „Gebichte“ von Marie Clausniger aufmerksam gemacht, die sich namentlich durch einen Einblick in ein reiches Gemüthsleben auszeichneten. Der vielseitige Beifall, welcher dieser ersten Sammlung ward, hat die Verfasserin ermutigt, eine zweite Sammlung unter dem Titel „Neue Gebichte“ von Marie Clausniger (Leipzig, in Commission bei Hunger, Mainz, Selbstverlag) folgen zu lassen. Ihre Gabe zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus, die an der ersten Sammlung gerühmt werden mußten. Beigefügt sind einige Räthsel und Charaden, deren sinnige Form vorzugsweise beachtenswerth ist. Wir fügen zum Beleg unserer Ansicht einige Proben bei:

Charade von zwei Silben.

Beugt uns des Schicksals Hand auch nieder,
Zieht die Erste bang durch unsre Brust,
Schnell erhebt uns dann die Zweite wieder,
Ihrer Stärke macht sie uns bewußt.

Nicht'st Du von des Lebensstromes Welle
Deinen Blick auf die Vergangenheit,
Weilest dort an mancher schönen Stelle,
Manchem Bild, das einst Dich hoch erfreut:

Dann, o dann wirst Du das Ganze kennen,
Und die Thräne, die im Auge glänzt,
Wird ein seliges Gefühl Dir nennen,
Das an Schmerz und auch an Wonne grenzt.

(911119088)

Räthsel.

Ich bin der treue Diener
Von einem strengen Herrn,
Ich komm' oft, wenn Ihr meint,
Ich sei von Euch noch fern.
Der heißt mich froh willkommen,
Der kalt, nur weil er muß —
Kein Wunder, ich begrüße
Sie auch mit kaltem Gruß.
Ich bin des Kindes Freude,
Doch wenn es mich berührt
Und drückt — o weh! die Freude
Gar bald zu Wasser wird.
Und nun, mein lieber Leser,
Wer hätte das geglaubt,
Ich dien' als Lederbissen,
Umglänz' einer Jungfrau Haupt.

(201112)

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Kaum wurden die Leute Wildenfurts von Neuem ansichtig, so überschüttete man ihn mit Lobeserhebungen, reichte ihm die Hand und während Männer und Frauen sich mit ihm beschäftigten, trockneten verschiedene junge Mädchen dem sich fortgesetzt schüttelnden und immerfort niesenden Albano mit ihren Tüchern sein langes seideweiches Haar.

„Mein Hund hat wie es scheint den Schnupfen und ich werde ihn bekommen, wenn ich mich nicht umkleide!“ rief der Graf lächelnd.

Albano entriß sich der zarten Behandlung und lugelte sich auf dem weichen Rasen, und sein Herr entzog sich den Lobeserhebungen, um trockene Kleider anzulegen. Als er seine Toilette so gut es ging beendet, erfuhr er von dem Doctor, daß der Major mit seiner Familie so eben im Wagen des Landraths fortgefahren wäre und ihn gebeten hätte, für Aufnahme der Gouvernante im Krankenhause zu sorgen, da ihr dort eine bessere Pflege zu Theil werden könne als in ihrem Hause, in dem schon zwei kranke Kinder zu versorgen.

Wildenfurt war empört und beruhigte sich erst, als sein Freund hinzusetzte:

„Daraus wird natürlich nichts und ich bringe diesem eifersüchtigen Gallsieber, die das Alles angezettelt, die Dame mit meinem eigenen Wagen in ihr Haus, werde ihr dort Bescheid sagen und mag sie vor Aerger über mich sich ganz in Galle verwandeln, die Erzieherin kommt nicht ins Krankenhaus, so wahr ich — heiße! Gott, wie heiße ich doch? — Nun sie kommt nicht hinein!“

Der Doctor that wie er gesagt und als er eine Stunde später in seine eigene Wohnung trat, fand er Wildenfurt dort.

„Ich habe gesiegt!“ rief er triumphirend, dann sagte er bedenklich: „doch wie, lieber Friedrich, Du legtest Dich nicht wie ich Dir rieth zu Bette?“

„Dein lieber Friedrich mag darin liegen, bester Bernhard, aber ich befinde mich so besser.“

„Du fühlst Dich wohl?“

„Munter wie ein Fisch!“

„Als solcher hast Du Dich heute benommen. Gott steh mir bei, war das ein gründliches Flußbad.“

„Wie geht es ihr — den kleinen Mädchen?“

„Den Kindern gut, — die Andere wird länger an diesem Brückenbruche leiden. Ich erweckte sie eben mit Mühe aus der dritten tiefen Ohnmacht.“

„Ist Gefahr vorhanden?“

„D nein.“

„So könnte sie bald diesen Ort verlassen?“

Munster

„Ich bezweifle, daß lange Krankheit sie daran verhindern würde.“

„Desto besser!“

„Du gedenkst Doch nicht, sie mit Dir zu nehmen, lieber Heklenstein?“

„Um so weniger als ich noch heute Abend mit der Post abreise.“

„Wie, Du abreisen? Bist Du bei Sinnen?“

„Vollständig! Ich mag nicht hier bleiben und in diesem Neste als Wunder angestarrt werden. Daß — wenn ich heute abreise, Niemand meinen Namen erfährt, dafür bin ich sicher, da nur Du ihn kennst.“

„Bitte sehr! — Ich nannte ihn schon dem Fräulein — nur der ins Wasser Gestürzten, sie fragte, wem sie die Rettung ihres Lebens zu danken.“

„Weiß ihn auch Fräulein Agathe Harling von Dir, so kennt sie ihn darum noch nicht!“ rief Wildensfurt lachend.

„Wohl möglich,“ seufzte der Arzt, „doch sag' mir, Adalbert, woher weißt Du, daß sie Amalie Hafer heißt?“

„Ich sprach Deine Martha, sie sagte mir auch, daß Fräulein Harling eine ausgezeichnete Musik- und Zeichenlehrerin sei und in Folge dessen wird die Dame nächstens das Anerbieten einer sehr guten Stelle am Rhein erhalten. Gib mir Dein Wort, Bernhard, ihr die Idee auszureden, wenn sie darauf kommen sollte, daß ich das Engagement veranlaßt.“

„Ich gebe es Dir! — Doch nicht wahr, Du verschaffst ihr die Stelle?“

„Ja, — ich möchte sie, die ich aus den Klutthen gerettet, auch vor dem Wogenandrang des bösen Geschicks bewahren, das ihrer bei den Leuten harret, wo sie jetzt ist.“

„Du bist doch ein guter, edler Mensch, lieber Milzborn!“

„Weil ins Wasser gesprungen, was ich hundert Mal zu meinem Vergnügen gethan? — Nein, mein Bernhard, rede mir davon nicht, die kleine That verdient keines Wortes!“

„Nun, Du benimmst Dich doch auch jetzt auf festem Lande als Menschenfreund, als —“

„Ich thue auch auf festem Lande nichts Besonderes. Die Nichte der Dame, an die ich Fräulein Harling empfohlen, bedarf einer guten Musik- und Zeichenlehrerin und da Deine Martha mir sagt, sie sei Beides, so leiste ich nur jener Dame am Rhein einen Dienst.“

„Und die Stelle ist eine gute?“

„Bei der besten Frau der Welt, lieber Bernhard.“

„Welches Glück für das Mädchen, — wer hätte gedacht, daß der Sturz ins Wasser diese Folgen haben würde!“

„Unverhofft kommt oft!“ sprach Wildensfurt sinnend. „Auch ich dachte nicht, als ich heute der weißen Taube entgegen wanderte, dort —“

Er hielt inne.

„Was dachtest Du nicht, lieber Wilhelm?“

Nur einen Moment ruhte des Grafen Auge mit tiefem Ernste auf dem Freunde, dann rief er lachend:

„Ich dachte nicht, dort Wilhelm, Friedrich, Hubert und andere schöne Namen zu erhalten.“

„Nein, bester Freund, das wolltest Du nicht sagen, das war nicht das Unverhoffte, das Dir in der weißen Taube begegnet ist! Was ist es?“

Der Graf schwieg eine Secunde, sann offenbar über das nach, was er dem Doctor antworten sollte und rief dann rasch:

„Aber das, Bernhard, daß ich keine Ahnung davon hatte, heute Gelegenheit zu finden, mir die Rettungsmedaille zu verdienen.“

„Ja, da hast Du Recht, das war ein unerwarteter Fall, ein glücklicher Zufall!“

„Zufall?“ wiederholte Wildensfurt ernst. „Nein, Bernhard, das war kein blinder Zufall, sondern eine sichtbare Fügung des Himmels — eine ganz unverhofft glückliche Fügung!“

6.

Während ihrer achtjährigen Laufbahn als Institutslehrerin in England hatte Agathe Harling immer gedacht, daß es kein furchtbareres Loos als ein solches auf Erden gebe; heiß und immer heißer war im Laufe der Zeit in ihr die Sehnsucht geworden, einem so elenden Dasein zu entgehen und mit wahren Jubel hatte sie den Ablauf ihres Contractes begrüßt. Das Leben einer Erzieherin in Familien war Agathen im Vergleich zu dem, das sie zu führen verdammt war, als ein glückseliges erschienen und voll froher Hoffnung, voll Vertrauen auf erträgliche bessere Tage war sie nach Schlessien gereist. Ein Aufenthalt von vier Wochen in der Familie Breitenbach hatte aber hingereicht Agathe zu belehren, daß es noch Schlimmeres geben könne als täglich sechs Musik- und vier Zeichenstunden zu ertheilen, noch Schlimmeres als von den scharfen Blicken einer Pensionatsvorsteherin

beobachtet zu werden, die ihre Lehrerinnen wie Sklavinnen behandelte.

Nachdem Agathe während mehrere Wochen von dem Herrn des Hauses mit Liebeserklärungen und von der Frau mit Eiferjucht verfolgt worden, fing sie an sich nach dem Sklavenleben im Institute zurückzusehen. Sie war in der sechsten Woche ihres neuen Wirkungskreises in solcher Verzweiflung wie sie noch nie in ihrem Leben gewesen. — Eines Abends zu dem Entschluß getrieben, am nächsten Morgen zu ihrer Mutter zurückzukehren, erhielt sie Nachrichten aus Berlin, die sie zwangen von ihrem Vorhaben abzustehen und in ihrer unangenehmen Stellung so lange auszuharren, bis sich ihr eine andere und bessere geboten.

Dem Verlobten ihrer Schwester Marie, der so fest und sicher auf die Pfarrstelle gerechnet, die ihm zugesagt worden, war ein anderer Candidat vorgezogen. Die Hochzeit war aus dem Grunde bis auf ungewisse Zeit hinausgeschoben, Mariens Anwesenheit bei der Mutter in Berlin auf so lange verlängert bis der Bräutigam eine andere Stelle erhalten oder sie sich zur Annahme eines neuen Engagements entschlossen.

Wie selten ein Glücks- oder Unglücksfall im Leben ohne Gefolge kommt, so auch der bei der Familie Harling. An demselben Tage, wo der Rätthin schon der eine Kummer mit Marie zu Theil geworden, traf die arme Frau ein neuer Schicksalschlag ihre vierte Tochter, Theodore, gut versorgt als Erzieherin bei einer Familie, kam ganz plötzlich nach Berlin zurück. Der Todesfall des Hausherrn hatte einen Umschlag in jenen Familienverhältnissen herbeigeführt und Theodore war ihrer Stelle entlassen, wenn auch mit Entschädigung entlassen!

Diese beiden Nachrichten theilte die Rätthin Harling Agathen in voller Trauer mit und sprach in dem Briefe zugleich ihre Freude aus, daß sie wenigstens von Neuem in Schlesien versorgt sei. So blieb denn Agathe, sie ertrug ein qualvolles Dasein noch vierzehn Tage mit vollem Bewußtsein, dann erhielt ihr Schicksal eine andere, vorläufig sehr traurige Wendung. — Sie wurde nach dem Falle ins Wasser krank — so krank wie Doctor Voigts nicht gedacht, daß sie werden könne. Die Frau Landwehrmajorin bestand nun darauf, daß Agathe ins Krankenhaus geschafft werden sollte, doch der Doctor, der das nicht zugeben wollte und Wildensfurt fest versprochen hatte für Agathen zu sorgen, nahm nach kurzer Berathung mit seiner Martha

Agathen in sein Haus, wo die Wirthin noch zwei Zimmer zu vermietthen hatte.

Agathe rief in ihren Fieberphantasien zur größten Verwunderung des Doctors immer: „Thee!“ — auch bei klarerem Bewußtsein sagte sie dieses eine Wort oft im Tone der größten Sehnsucht, er gab seiner Patientin alle Theesorten der Welt, die sich mit ihrem Zustande vertrugen, doch sah er ein, daß er nie ihren Wünschen genügte.

„Thee, o Thee!“ rief Agathe am Morgen des dritten Tages traurig, als Martha ihr Medizin reichte und Doctor Voigts seine Patientin beobachtete.

„Was für Thee wünschen Sie denn eigentlich, liebes Kind?“ rief er ungeduldig. „Sie erhielten Kamillen, Flieder, Pfeffermünze und sogar Brustthee! Pecco oder andere chinesische Theesorten, darf ich Ihnen nicht geben, die sind zu aufregend!“

Agathe sah den Sprechenden groß an, sie schien sich zu bemühen, ihn zu verstehen, doch es mußte ihr nicht gelingen, sie murmelte leise:

„Nein, nein, keine Kamillen, keine Pfeffer—, Thee, ach Thee!“

Sie sah so betrübt aus, daß das Herz des guten Doctors sich erweichte und er, um seine Patientin zufrieden zu stellen, hastig ausrief:

„Nun, Martha, besorge einmal schnell eine Tasse vom besten Souchonthee, er hilft ihr am Ende, denn die Natur des Menschen ist ein zu wunderbar Ding.“

Wie wunderbar die Natur des Menschen, das sollte sich dem Doctor jetzt recht klar offenbaren, heftig entgegnete Agathe auf seine freundliche Verordnung:

„Keine Tasse Thee!“ Sie schwieg erschöpft.

„Vielleicht ein Glas Souchon, mein Kind? Trinken Sie den Thee nicht aus Tassen, so —.“

„Nein, nein, kein Glas, keinen Souchon!“

„Ziehen Sie den Conjothee vor? Sie können auch den haben.“

„Nein!“

„Pecco?“

Agathe schwieg. Der Doctor glaubte das Richtige getroffen zu haben, er sagte schnell:

„So besorge Peccothee, Martha!“

„Keinen Peccothee!“ Agathe erhob sich, ihr glänzendes Auge hastete fest auf dem Arzte und sie sagte hastig: „Ich will ja nicht solchen Thee —.“ Sie fiel zurück und schloß die Augen. —

„Lieber Himmel, ich kann ihr doch nicht diese abschaulichen grünen Theesorten geben!“ rief der Doctor verzweiflungsvoll und setzte erregt hinzu: „Nun mei-

netwegen auch dies, wenn sie einmal darauf besteht! Wollen Sie Imperial oder Haysan? Auch Beides! Sprechen Sie Ihre Wünsche nur offen aus!" Der gute Doctor war zu Allem bereit.

"Nichts davon, ich will — Thee, meine Schwester!" rief Agathe heftiger.

"Thee, — meine Schwester! Heißt etwa Ihre Schwester so?"

Agathe nickte, lächelte glücklich, brach dann in Thränen aus und sagte leise und traurig:

"O Thee, komm, komm!"

Martha wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen und rief lebhaft:

"Ach ich Dummbart! Ja, ja, Theodore wurde immer Thee genannt, Herr Doctor! Thee ist die Schwester des Fräuleins, ich entsinne mich jetzt deutlich, daß man die Kleine so nannte."

"Thee, Thee!" wiederholte der Doctor und setzte ärgerlich hinzu: „Hat einmal im Leben ein Mensch einen vernünftigen Namen, und noch dazu ein Frauenzimmer und den versteh ich nicht. Ja Martha, wir sind Dummbärte.“

"Sie nicht!" entgegnete die alte Haushälterin in der Seele ihres Herrn beleidigt, „Sie nicht, Herr Doctor, denn wie konnten Sie wissen, daß Fräulein Harling einen so verrückten Namen hat?"

"Verrückten Namen? Martha, ich glaube Du bist selbst verrückt, diesen hübschen Namen, den ich doch auch 'mal behalten kann, so zu bezeichnen. — Ich werde gleich an diese Thee schreiben, daß sie herkommt."

"Sie sind so gut, Herr Doctor!"

"Ach was gut, ich war dumm nicht zu verstehen, daß Sie mit Thee nicht das gewöhnliche heiße Magenspülwasser meinte, dazu ist die Person zu vernünftig! — Papier und Feder, Martha, ich will gleich hier an Fräulein Thee schreiben."

"Lassen Sie mich aber nur die Adresse machen, Herr Doctor!"

"Die Adresse werd' ich schon selbst machen können, Du alter Hase!"

Der Doctor bezeichnete seine Haushälterin nur als „alter Hase," wenn er in der vortrefflichsten Laune war, Martha durfte diese Stimmung auch zum Scherz benutzen und that es, indem sie heiter rief:

"Der Hase muß doch die Adresse schreiben, denn blos mit der Bezeichnung „Thee" möchte der Brief

weit kommen und die Postbeamten ebenso wenig Klug daraus werden wie wir vorhin."

Der Doctor sah ein, daß seine alte Martha wie immer Recht hatte, ließ sie die Adresse machen und während sie schrieb: „An Fräulein Theodore Harling, Berlin, Leipziger Straße Nr.," da hielt er plötzlich ihre Hand fest und fragte ernst:

"Du kennst diese Thee, liebe Martha?"

"Ja, gewiß! Ich sah die Frau Rätthin Harling, bei deren Eltern ich einst gedient, ja wieder als sie Wittve geworden und nach Berlin zurückgekehrt war. Da sah ich denn doch auch ihre Kinder, die kleine Thee, die mit größter Liebe an ihrer Schwester Aga — diesem Fräulein hier, hing! Ach wie lang ist das her, ja bald sechszehn Jahre!"

"Wie war die Thee damals, Martha?"

"Nun, ein kleines dickes, rundes Ding, in Wahrheit rund wie a Theekörndel. Sie war gerade vier Jahre alt."

Der Doctor trat, mit dem Bilde dieses kleinen runden vierjährigen „Theekörndels" beschäftigt, den Rundgang zu seinen Patienten an, und verordnete er an dem Morgen vorzugsweise den Kranken „Thee", so lag das lediglich an seiner aufrichtigen Herzensfreude, daß sich die Sehnsucht seines Lebens erfüllt und es außer Martha und Kasper noch einen dritten Namen in der Welt gab, den er behalten konnte.

Was der Lauf der Jahre aus kleinen runden Dingen zu gestalten versteht, das zeigte sich dem Doctor und seiner Haushälterin schon nach wenigen Tagen, als Theodore Harling zu ihrer Schwester kam. Aus dem runden Theekörndel war ein allerliebstes schlankes Mädchen erblüht, mit rosigen Wangen und hübschen blauen Augen. Zeigten sich diese Wangen dem Doctor beim ersten Anblick auch etwas blaß, die blauen Augen roth geweint, so verlor sich beides doch bald, als „Fräulein Thee," wie der Arzt sie sofort nannte, von ihm hörte, daß ihre liebe Aja nicht vollständig ertrunken und keine Gefahr für ihr Leben vorhanden sei.

Vierzehn Tage war aber Agathe Harling recht krank. Fräulein „Thee" zeigte sich in dieser schweren Zeit als eine so vortreffliche Pflegerin in den nächsten drei Wochen, als eine so liebenswürdige heitere Gesellschafterin, daß Doctor Voigts Martha erklärte: „dieses Frauenzimmer mit dem vernünftigen Namen würde auch gewiß eine höchst vernünftige Frau sein und solch vernünftige Frau gebrauche vorzugsweise der Arzt!" Martha lächelte zu dieser Erklärung pffiffig und lächelte

noch pfiffiger als Agathe Harling nach Lesung eines Briefes von einer Gräfin Wildensfurt aus Arnau, den sie ihr bei ihrer Reconvalescenz zum Lesen gab, verwundert ausrief:

„Mein Gott, woher mag die Dame nur gehört haben, daß ich Musik- und Zeichenlehrerin bin?“

Martha, die ihrem Herrn den Anblick ihres pfiffigen Lächelns entzogen, wußte dasselbe auch vor Agathe zu verbergen und so ruhig, wie sie zu dem Doctor gesagt, „Thee ist nicht allein ein vernünftiges Mädchen, sondern eine sehr hübsche junge Dame und viel liebenswürdiger als die Tochter vom Magenkatarrh 1837,“ eben so ruhig entgegnete sie der erstaunten Agathe, „Bestes Fräulein, ganz solcher Krähwinkel, wie Sie bei Ihrem Herkommen glaubten, ist unser Städel nicht und von hier aus kann sich schon gut die Nachricht von der Berühmtheit einer Erzieherin, wie Sie sind, in der weiten Welt verbreitet haben und daher Jemand darnach trachten Sie zu engagiren!“

Kannte Agathe Harling trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre auch noch sehr wenig von der Welt, so doch genug, um zu wissen, daß Erzieherinnen nie berühmt werden und ohne ganz besondere Veranlassung sich nicht leicht eine hochgestellte Dame so dringend, so freundlich um eine einfache Lehrerin bewirbt, wie sich Eine in dem Briefe um sie bewarb und zu gleicher Zeit ein Gehalt bietet, wie solches im gewöhnlichen Leben nicht üblich ist. Sie zersann sich den Kopf, wie sie zu einem so brillanten Engagement komme und da sie die Veranlassung nicht herausbekam, so nahm sie sich vor den Doctor zu fragen, ob er für sie gewirkt. In dem sie an den Doctor dachte, fiel ihr dessen Freund, jener fremde Herr, ein, der sie den Wellen der Oder entriß und bei dem Gedanken überslog ihr Antlitz ein so tiefes brennendes Roth, daß Martha ganz erschrocken heibeilte und ein Glas Limonade gegen solch plötzliche aufsteigende Hitze verordnete. Agathe trank zwar die bereitete Limonade, doch sie kühlte nicht die Gluth in ihrem Innern, die die immer stärker in ihr werdende Ueberzeugung anfachte:

„Ihm, — ihm ganz allein verdankst Du auch diese glückliche Wendung Deines Geschicks!“

Mehr als alle Pulver und Mixturen des Arztes trug diese frohe Ueberzeugung zu Agathens schneller Genesung bei. An dem Tage gegen Ende September, wo sie ihren ersten Ausgang machte und sich zur Majorin Breitenbach begeben wollte, um anzufragen, ob sie jenes Engagement annehmen dürfe, sagte Doctor Voigts zu ihr:

„Das Haus, mein Fräulein, betreten Sie mit meinem Willen nicht wieder. Ich habe dort alle Verbindlichkeit zwischen Ihnen und dem „permanenten Gallenfieber“ abgebrochen. Sie sind frei und können getrost die Stelle bei der Gräfin Filzenstern annehmen, die ich bereits für Sie zugesagt habe.“

Agathe kannte jetzt längst die Schwachheit des Doctors, keinen Namen behalten zu können, sie lächelte leicht, als er Gräfin Wildensfurt in der Art umtaufte, fragte aber ernst:

„Ist Baron Hennethal vielleicht ein Verwandter der Dame, die mich engagirt hat?“

„Wer ist der Baron Hennethal, liebes Kind?“ entgegnete er verwundert, „ich kenne keinen Baron Hönnenberg!“

„Hennethal, bester Herr Doctor, nicht Hönnenberg.“

„Weber Berg, noch Thal sind mir in der Weise zusammengesügt bekannt.“

„Sie nannten mir jenen Fremden, der mich gerettet, damals Hennethal!“

„So! — Ach nein, er heißt ja Hardenstein!“

„Hardenstein, — ist das sicher?“

„Vielleicht nicht ganz, Fräulein Pauline.“

Agathe zeigte leichte Ungeduld, sie war betrübt, nicht einmal den Namen ihres Lebensretters erfahren zu sollen, der Doctor befand sich in Verlegenheit, er entsann sich jetzt plötzlich des Versprechens, das er Wildensfurt in Bezug der Angelegenheit gegeben und fürchtete schon mit dem Namen Hardenstein seinen Freund verrathen zu haben! — Seine Verlegenheit bestärkte Agathe in der festen Annahme, daß er mehr wisse und mit zitternder Stimme fragte sie:

„Habe ich Recht, ist der Fremde ein Verwandter der Gräfin Wildensfurt, vielleicht ihr Sohn — oder —“

„Daß mein Freund keine Mutter mehr hat, weiß ich ganz genau! Sie ist schon bei seiner Geburt gestorben oder als er noch kleiner Knabe war. Ebenso wenig, wie er aber der Sohn jener Dame ist, eben so wenig hat er einen Namen, der jenem nur ähnlich ist! Darauf können Sie sich fest verlassen.“

Der Doctor war von seinen Versicherungen so durchdrungen, daß er sie im Tone der vollsten Ueberzeugung sprach und Agathe glaubte seinen Worten, war aber traurig.

„Duäle Dich doch nicht damit, wer Dir die Stelle verschafft hat,“ rief Theodore Harling, „sondern freue Dich, daß Du sie hast.“

Der Doctor war entzückt von der praktischen

Auffassung seiner lieben Thee und als sie nach Agathens Fortgehen seufzend sagte:

„Ich wollte ich hätte diese Stelle!“ da sprach er lächelnd, „Nehmen Sie eine andere an, Fräulein Thee!“

„Ich habe kein Anerbieten, Herr Doctor; um mich reißt man sich nicht!“ antwortete sie lachend.

„Ich würde glücklich sein, liebe Thee, wenn Sie ein Anerbieten annähmen, das ich Ihnen zu machen habe.“

„Nennen Sie es mir, lieber Doctor, denn was Sie vorschlagen, nehme ich unbedingt an.“

Dem Doctor wurde es ganz heiß bei der freimüthigen Erklärung des offenen unbefangenen Mädchens, er konnte kein Wort sagen, reichte ihr nur die Hand und sie nahm sie ohne Ahnung, daß sie damit ihr Lebensschicksal besiegelte. — Martha trat in dem Augenblicke ins Zimmer, als sie ihren Herrn mit Derjenigen Hand in Hand stehen sah, die er als passendste Frau für einen Doctor bezeichnet, da glaubte sie, daß unter Beiden Alles abgemacht und glücklich beendet sei, sie stürzte auf ihren geliebten Herrn zu, rief: „Ich gratulire!“ küßte seine Hand und die Theodorens, versicherte, „sie würden das glücklichste Paar der Stadt werden,“ eilte dann mit den Worten fort: „Ich muß rasch die Fräulein Aja holen.“

Der Doctor kannte die Geschwindigkeit seiner Martha und ohne langes Besinnen ging er ans Werk, dem überraschten Mädchen seine Gefühle zu erklären; als Agathe zu der Schwester kam, hatte Fräulein Thee den besten Beweis von ihrer großen Vernunft abgelegt — und den Antrag eines Mannes freudig angenommen, der sich in den vergangenen Wochen ihre ganze Hochachtung erworben.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Guthows „Urbild des Tartüffe.“) Guthow giebt bei Brodhans in Leipzig seine dramatischen Werke in einer wohlfeilen schön ausgestatteten neuen Auflage heraus und ließ zuerst das „Urbild des Tartüffe“ erscheinen. Es ist dies Stück, das auf allen Bühnen so großen Beifall gefunden hat, jetzt vielfach verändert, selbst der Name der „Tartüffe“ ist ein anderer geworden und der Dichter spricht sich darüber in einem Nachwort wie folgt aus:

Das Lustspiel wurde im Sommer 1844 geschrieben und nahm seine nächste Veranlassung aus dem Geiste und den Käm-

pfen der damaligen Zeit. Am Bundestage, in Oesterreich, in Sachsen, in Preußen waren die Bücher-, Zeitungs- und Dramenverbote an der Tagesordnung. Rücksichtslos gingen die polizeilichen Maßnahmen über die Lebensinteressen der Autoren hinweg. Eine kalte, mumienhaft vertrocknete Praxis der Censurbehörden kümmerte sich um keine Bitte, um keine Versicherung über die Harmlosigkeit der ihnen vorgelegten Erfindungen; namentlich herrschte in Preußen eine Coterie von höhern Polizei- und Regierungsbeamten, deren oberster Chef, Eschoppe, an seinen fixen, man könnte sagen, Alba-Ideen schon wahnsinnig war, noch ehe man ihn ins Irrenhaus brachte.

Die historischen Thatsachen, die ich diesem Lustspiele zu Grunde legte, machten, da die eigentliche Absicht anderswo lag, keinen Anspruch auf besondere historische Treue. Der Präsident, den Molière nur gemeint haben konnte, war Guillaume de Lamoignon, der damalige Chef der ausübenden Gerechtigkeit in Frankreich.

Jetzt erst hat man in Frankreich angefangen, aufmerksamer auch in den alten Büchern zu lesen. Erst jetzt sind aus dieser anmuthigen, von Rosenguirlanden umzogenen Watteau- und Rubens'schen Liebesgartenperiode, die nur zuweilen von den Späßen der Bastille und des Schaffots bitter unterbrochen wurde, Memoirenplaudereien à la Baruhagen, Briefwechsel à la Frau von Stein bekannt geworden, die den bösen Freund Orgons und Elmirens genannt haben. Man begreift die Macht der Intriguen, die den „Tartüffe“ unmöglich machen sollten, wenn man hört, daß es ein Geistlicher war, Abbé Roquette, Almosener des Prinzen Conti, Bischof jener alten Stadt Autun, die hundert Jahre später noch einmal einem andern Keineke-Fuchs das bischöfliche Pallium umwarf, Talleyrand. In der „Revue française“ (1859, Nr. 101 bis 105) hat Eduard Fournier den ausführlichen Beweis geliefert, daß Paris nur über den Bischof von Autun, Abbé Roquette, lachen konnte, als Molière den Tartüffe gab. Beide waren eine Zeit lang gute Bekannte gewesen — bis zu Roquettes aufsteigender Carrière. Einen empfindlichen Schlag versetzte der galante Bischof von Autun dem „Kammerdiener und Tapezierer des Königs, Poquelin“ (als welcher Molière in dem französischen Staatshandbuche figurirte) dadurch, daß ihm der „fromme“ Sinn desselben die Vorstellungen seiner Truppe verbot, die diese in Languedoc geben wollte. Molière glaubte seitdem überall von Roquette, der trotz seiner Bischofswürde in Paris als Mann der Gesellschaft lebte, verfolgt zu sein. Während sein „Tartüffe“ verboten blieb, schrieb er den ersten Act des „Misanthrope.“ Auch hier, behauptete man, hatte Molière nur Roquette im Auge, wenn er von einem „Schurken“ spricht, den alle Welt kenne und der dennoch durch sein Lächeln sich überall den Weg bahne.

(Tasso und Leonore.) Seit früher souveraine Länder Italiens in den Besitz des Königs Victor Emanuel von Sardinien gekommen, sind auch manche reichhaltige Archive geöffnet worden, die sonst schwer oder gar nicht zugänglich waren, darunter das Estensche, das man nicht nennen kann, ohne an

Torquato Tasso und die Prinzessin Eleonore zu denken. Die Beweisstücke eines Verhältnisses, worüber so viel hin- und hergerathen worden ist, sollten hier liegen; heftige Federkriege haben sich, noch in unserer Zeit, mit dieser Angelegenheit befaßt. Der Marchese Campori hat nun den Carton mit dem Briefwechsel der Prinzessin und die Papiere der gleichzeitigen Mitglieder des Hauses untersucht. Das Ergebnis, sagt er, entsprach den Wünschen nicht im geringsten. Er fand einige Details, die den Biographien hinzugefügt werden können, namentlich aus der Zeit der Gefangenschaft in San' Anna, in Bezug auf sein Einkommen, Geschenke, Heilmittel u. s. w. Ueber ein Verhältniß zur Prinzessin, als Grund der Einsper- rung, hat sich bis jetzt nichts gefunden. Im Gegentheil „be- stärkten die neuen Documente den Genannten in der aus der genauen Vergleichung der Briefe und Dichtungen des großen Unglücklichen, wie aus den Zeugnissen Gleichzeitiger, geschöpften Ueberzeugung, daß der Grund der Einschließung kein anderer war als der periodische Irrsinn, der ihn nicht bloß zu den un- überbelegtesten Handlungen trieb, sondern auch alle mit denen er in Berührung kam ihm verdächtig erscheinen ließ.“ Fünf inedite Briefe Tassos, welche der Marchese Campori auffand, wurden von dem fleißigsten Historiker Piemonts, Luigi Cibra- rio, mit andern Urkunden herausgegeben. Auch von Ariosto wurden bei dieser Gelegenheit manche Briefe und Schriftstücke entdeckt, aus jener Zeit als er Gouverneur der Garfagnana war, ein Aufenthalt den er in einer seiner lebendigsten Sati- ren schildert. Die Archive von Florenz und Lucca enthalten gleichfalls aus dieser Zeit verschiedene Briefe des erfindungs- reichen Messer Lodovico, deren baldige Bekanntmachung ver- sprochen wird.

(Der österreichische Staats-Minister v. Schmerling.) In einem Briefe in der A. A. Ztg. heißt es über diesen berühm- ten Staatsmann: Ich kenne den Toni Schmerling seit dreißig Jahren, und ich halte es nicht für schwer seinen Charakter zu bezeichnen, weil derselbe scharf ausgeprägt und sich immer gleich geblieben ist. Die Familie stammt, so viel ich weiß, aus Kärnten und zeigt in all ihren Gliedern etwas Ritterliches und Lächtiges. Einer der Brüder ist ein sehr geachteter Mili- tair, welcher seit Jahren im Kriegeministerium eine wichtige Stelle ausfüllt. Anton, der jetzige Staatsminister, welcher die juristische Laufbahn erwählte, war von jeher eine stattliche Er- scheinung, ein guter Kopf, ein angenehmer Lebemann, der sich für alles Höhere interessirte, und namentlich durch die Wahl seiner Frau auch allen künstlerischen Interessen nahe gerückt wurde. Diese Frau, das Ideal seines Lebens, besaß ein schö- nes Talent zur Malerei und war ein sinniges, ungemein lie- benswürdiges Geschöpf. Sie ist unverrückt der innere Mittel- punkt seines Herzens geblieben und der frühe Verlust derselben durch den Tod ist die Wunde seines Lebens geworden, welche noch heute nicht geschlossen ist. Wer ihn nur äußerlich kennt, und von seiner etwas starren Haltung auf Trockenheit des Gemüths schließen möchte, der ist sehr im Irrthum. Man hört wohl selten ein sentimentales Wort von ihm, aber er hat

ein nicht nur kräftiges, sondern auch sehr gutes Herz, welches jeder warmen Regung zugänglich ist. Er spricht in dieser Richtung kurz und wenig, aber er handelt, wenn es die Gele- genheit fordert, auf der Stelle und vollständig; er ist ein schweigsamer Wohlthäter. Den Eindruck des Schweigsamen macht er überhaupt; er hört lange zu und nimmt das Ver- schiedenartigste scheinbar gleichgiltig auf. Aber er hört sehr gut, ordnet sich das Gehörte sehr genau und erwiedert dann sehr bestimmt und erschöpfend.

(Ein Glück bringender Pantoffel.) Der berühmteste und selbst in Volksliedern gefeierte Kriegsheld Englands, der Herzog von Marlborough, hieß in seiner Jugend einfach John Chur- chill und hatte es bis zum Capitän gebracht, als er sich in ein Ehrenräulein der Herzogin von York, Namens Sarah Jen- nings, sterblich verliebte. Es gelang ihm auch bald, die Nei- gung der jungen Dame zu gewinnen und zu dem ferneren Glück des jungen Paares fehlte nichts weiter als die Einwilli- gung der nächsten Verwandten von Miß Sarah, einer alten Tante, die an ihr Mutterstelle vertreten hatte. Diese hatte aber bereits in Gedanken über die Hand ihrer schönen Nichte verfügt, indem sie sie ihrem alten Freunde, dem Lord Crow- land, bestimmte, und als Sarah ihr ihren Wunsch mittheilte, die Gattin des Hauptmanns Churchill zu werden, verweigerte die Tante geradezu ihre Einwilligung dazu, nannte den jungen Mann einen Abenteurer und verbot der Nichte, ferner an ihn zu denken. Doch diese hatte einen eben so harten Kopf wie die Tante und war gewöhnt nur nach diesem Köpschen zu han- deln. Sie verweigerte der Tante geradezu den Gehorsam und da sie überdem mündig war, so konnte die alte Dame nichts thun, um ihren eigenen Willen durchzusetzen. Vergeblich wandte sie sich an den Herzog von York und beschwor ihn, eine Ver- bindung zu verhindern, die so wenig mit ihren Wünschen über- einstimmte. Dieser hatte dem Capitän Churchill bereits seine Gunst zugewandt, da er sich in dem Hilfscorps, das damals England dem König Ludwig XIV. im Kriege gegen Holland zusendete, als ein fähiger Offizier ausgezeichnet hatte, und war keineswegs Willens, seines Günstlings Glück zu durchkreuzen. So wurde Miß Jennings auch von dieser Seite in ihrem Wi- derstreben gegen den Willen ihrer Tante geschützt. Die Tante protestirte zwar gegen diese Heirath überall, wo sie die Hoff- nung zu haben glaubte, derselben Hindernisse entgegen zu stellen, fand aber nirgends ein geneigtes Ohr. Wüthend darüber, daß ihr Lieblingsplan vernichtet worden war, wies sie alle Einla- dungen, die aus Convenienz an sie gerichtet wurden, zurück. Die Vermählung wurde in York gefeiert, der Herzog patro- nisirte das schöne Brautpaar, und vertrat die Stelle anderer Verwandten der Braut.

Nach der Trauung begab sich das junge Paar nach der Wohnung der Lady Jennings, um einen letzten Versöhnungs- versuch zu machen. Als der Wagen am Hotel der Tante hielt, stieg Lord Wigton, einer der Trauzeugen, zu der alten Dame hinauf und meldete ihr, ihre Nichte Sarah lasse um Erlaubniß bitten, ihr ihren Gemahl vorzustellen und sie zugleich um ihren

Segen zu bitten. „Meinen Segen!“ schrie die Alte erbittert auf, „ja gewiß, den sollen sie haben.“ Mit diesen Worten lief sie auf den Ballon und warf dem gepuderten Paare ihre alten Pantoffeln an den Kopf. „Das schide ich Euch zur Reise!“ rief sie. „Geht zum Teufel und kommt mir nie mehr vor die Augen!“ Damit wandte sie sich um und ging in ein Hinterzimmer, um sich ihrer ohnmächtigen Wuth zu überlassen.

Dieser seltsame Ehesegen brachte aber in der That den beiden Gatten Glück. Capitän Churchill machte auf den Pantoffeln, die ihm Lady Jennings an den Kopf warf, eine der glänzendsten Carriären. Ein Jahr später ward er zum Dank für den glücklichen Ausgang einer Mission zum Peer von Schottland ernannt, und als kurz darauf der Herzog von York den Thron von England bestieg, wurde er als Gesandter nach Versailles geschickt. Auch in der Folge ward ihm das Glück nicht untreu. Herzog von Marlborough wurde er in Folge seines Sieges über die Franzosen in Spanien und das Volkslied, das seinen Namen selbst in Frankreich populär machte, entsproß seinen Vorbeeren, die er in seinen Kämpfen gegen Talland, Villeroi und Villars errang. Das französische Volk rächte sich an dem Sieger, indem es ihn lächerlich zu machen suchte. Der seltsame Segen, den die erbitterte Taute ihrer ungehorsamen Nichte nachwarf, scheint in England sich auch unter anderen Verhältnissen erhalten zu haben. Vor kurzem fand in Paris die Vermählung des Lord Lincoln, Sohn des Herzogs von Newcastle, mit Henriette Hope, Tochter des reichen londoner Banquier und Großnichte des verstorbenen, auch in Paris wegen seines Prunkes bekannten Mr. Hope statt. Nach dem Diner, welches im Hotel Louvre eingenommen wurde, traten die Neuvermählten eine Reise und zwar nach der Schweiz an, bedienten sich aber, um einem alten Brauch treu zu bleiben, nicht der Eisenbahn, sondern der alten classischen Postkutsche. Als Alles bereit war, die Reisenden im Wagen, Kammerdiener und Kammerfrau auf dem Hinterstge, der Postillon, das Zeichen zur Abfahrt erwartend, im Sattel, wichen die Herren, welche an dem Diner Theil genommen hatten und die Postkutsche umstanden, etwas zurück, sandten aber zugleich einen wahren Hagel von Pantoffeln und Holzschuhen auf die Reisenden, vor dem sich die Diensthoten unter einem ungeheuren Regenschirme zu schützen suchten; dann jagte die Postkutsche im gestreckten Galopp davon, die Gäste gingen lachend ihres Weges und die Diener des Hotels setzten die alten Schuhe zusammen. Ob dieser Gebrauch immer seine alte Kraft bewährt?

(Eine Erinnerung.) Als König Ludwig XIV. im Jahre 1674 Oesterreich in Krieg mit den Türken verwickelt hatte, unternahm er als treuer Allürter der Letzteren einen Raubzug gegen Süddeutschland, um die deutschen Fürsten zu verhindern, dem Kaiser Hülfstruppen nach Ungarn zu senden. Auf Befehl des Königs war Turenne angewiesen, die Rheinpfalz zu verheeren und anzuplündern. Es war dies die gewöhnliche Art der Kriegsführung des „großen“ Königs. In der Pfalz, wo

man doch in der Vermählung einer Prinzessin des Kurfürsten mit dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orleans, eine Garantie für die freundschaftliche Gesinnung des französischen Hofes zu besitzen glaubte, machten diese Raubzüge Anfangs ungewöhnliches Aufsehen und verbreiteten Schrecken und Entsetzen durch das Land. Manche Edelleute, die sich noch mit Entzücken ihres Aufenthaltes in Paris und Versailles erinnerten und in ihrer tiefen Verehrung für alles französische Wesen, die ja gerade damals in ihrer Blüthe in Deutschland stand, wollten an die Möglichkeit einer solchen Barbarei nicht glauben. Sie meinten, es bedürfte nur ihres persönlichen Erscheinens im französischen Heerlager, und die angeblichen Bande der Freundschaft, die sie in Paris geschlossen zu haben glaubten, zu erwähnen, um das Unwetter wenigstens von ihren Besitzungen abzuwenden. Diesem thörichten Glauben huldigte auch ein Herr von Theinau, ein alter jetzt gichtbrüchiger Herr, der die Prinzessin von der Pfalz zur Zeit ihrer Vermählung nach Paris begleitet hatte und dort die Bekanntschaft des Herrn von Turenne gemacht hatte. Er ließ sich nicht überzeugen, daß die ritterliche Nation der Franzosen im Felde gerade solche und noch schlimmere Barbaren seien als andere Völker und von der Courtoise in den Salons gar wenig in das Kriegslager mitnehmen. Er ließ sich vom Kurfürsten ein Beglaubigungsschreiben an den französischen Feldherrn geben und machte sich nach Straßburg auf den Weg, wo, wie er hörte, das Hauptquartier noch sein sollte. Leider erhielt er gar bald eine Züchtigung für seine unverständige Vorliebe für französische Gesittung, die nicht schärfer und bitterer gedacht werden konnte. Noch ehe er die Hauptstadt des Elsaß erreichte, fiel er einem Streifcorps in die Hände, das ihn als Spion festhielt und aufknüpfen wollte. Vergeblich lieferte er seine Papiere aus, um seinen Stand und völkerrechtlichen Charakter zu beweisen; der Sergeant konnte nicht lesen und glaubte seinen Worten nicht. Aber auch das Erscheinen eines französischen Offiziers brachte keine Aenderung in seine peinliche Lage. Der junge aufgeblasene Mensch, ein Herzog von Chateauroux, ward schon gegen ihn eingenommen, weil der alte Mann, von Schmerzen in seinen Füßen gepeinigt, nicht aufstehen konnte, um ihm die Honneurs zu machen. Ohne einen Blick in die Papiere zu werfen, auf die sich Herr von Theinau berief, bestand er darauf, ihn als Spion zu behandeln und hatte schon den Befehl gegeben, ihn aufknüpfen zu lassen, als ihn ein anderer Offizier, ein Deutscher, dadurch von der unverantwortlichen Gewaltthat abhielt, daß er die Person des Herrn von Theinau anerkannte. Die Mission des Friedens, die der Letztere übernommen, war natürlich gescheitert, denn er bekam Herrn von Turenne gar nicht zu sehen, weil man ihn längere Zeit als Gefangener im französischen Lager festhielt. Das war früher der Gerechtigkeitsinn der ritterlichen Nation gegen Deutschland, die Freundschaft ihres Adels gegen den deutschen Adel, der keine höhere Aufgabe kannte, als ihm nachzuahmen.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

In sprachloser Ueberraschung stand Agathe vor dem Brautpaare, doch sagte sie auch nichts, Martha dafür desto mehr und ihre Rede schloß mit den Worten:

„So geht's im Leben, Agathchen, unverhofft kommt oft!“

Daß diese Verlobung des Doctors unverhofft gekommen, fanden nur die bei der Sache Betheiligten und einzelne wenige Andere im Städtchen. Die Mehrzahl behauptete, den Fall vorausgesehen zu haben, als „das kokette Berliner Ding“ ins Haus des Arztes gekommen sei und gleich so geschickt die schwache Seite des armen Doctors entdeckt und darnach ihren Namen eingerichtet. Die Frau Bürgermeisterin, die nach der am Concerttage glücklich Statt gefundenen Verlobung ihrer einzigen Tochter mit dem wohlhabenden jungen Actuar ganz uninteressirt bei allen übrigen Partien war, trat bei den Angriffen auf das „kokette Berliner Ding“ als Theodores Verttheidigerin auf. Diesem menschenfreundlichen Bestreben legte man mit boshafter Zunge andern Grund unter und

die Frau Apothekerin meinte lächelnd: „Unsere liebe Bürgermeisterin wird sich der Harlingschen Familie schon deshalb immer tief verpflichtet fühlen, weil Fräulein Agathens Fall ins Wasser die Veranlassung zur Verlobung ihrer Tochter geboten, denn wer hätte nicht gesehen wie das junge Mädchen dem Actuar in die Arme gefallen und ihn zurückgehalten als er dem Fremden zur Hilfe kommen wollte. Man entsann sich, daß Bürgermeisters Wilhelmine wirklich den Actuar umfaßt und — fand die Dankbarkeit der Brautmutter gerechtfertigt! — Vor der Abreise der beiden Harlingschen Mädchen besannen sich die über die Verlobung indignirten Mütter und Töchter noch; sie erwiesen der Braut ihres Arztes die Ehre, ihren Besuch zu erwidern und versicherten dem „koketten Berliner Dinge“, wie sie sich ganz unendlich freuen würden, sie bald als Frau „Doctorin“ wiederzusehen.

Bei diesen Visiten wurde Agathen auch der Schlüssel zu ihrem neuen Engagement verabreicht. Man erzählte ihr, daß der Offizier, der dem Fremden zu Hilfe gekommen sei, einige Tage darauf die Nachricht erhalten: „daß ihm ein alter fernstehender Verwandter das in der Nähe von Bonn liegende Gut Haindorf vermachte habe und Herr von Bielow, „der Hauptmannsfritze“, wie er kurzweg im Orte genannt wurde, gleich nach dem Rhein gereist wäre, um seine Erbschaft anzutreten.

Jede der Damen behauptete nun, den Hauptmannsfritzen beim Abschiede aus Schlesien gebeten zu haben, dem armen Fräulein Agathe am Rheine eine

Manuscript

Stelle zu besorgen, da man überzeugt gewesen sei, daß sie bei Breitenbachs doch wohl nicht bleiben würde.

So wenig dieser Zusammenhang mit ihrem Engagement auch Agathen behagte, so gern sie auch einzig dem Fremden diese Fürsorge für ihr künftiges Wohl zugeschrieben hätte, es war doch möglich, daß er seine Hand nicht im Spiele gehabt und Lieutenant von Bielow die Stelle am Rheine für sie erwirkt.

In Berlin wurden ihre Vermuthungen in eine andere Bahn, in eine noch wahrscheinlichere gelenkt. Als sie nämlich ihrer Mutter angab, dem Lieutenant von Bielow wohl das Engagement zu verdanken, rief die Rätthin Harling lebhaft: „Kind, das hängt viel einfacher zusammen und ich begreife nicht, daß weder Du noch Thee auf diese einzig richtige Fährte gekommen seid!“

Agathe und Theodore wurden daran erinnert, daß das alte Fräulein Clotilde eine Verwandte der Gräfin Wildensfurt in Arnau und ihre Nichte ja dort zum Besuch sei. Es fiel Agathen nun wie Schuppen von den Augen und als ihre Mutter hinzusetzte: „Bilde Dir nur nie ein, liebe Agathe, daß solch vornehmer Herr sich um eine arme unbedeutende Erzieherin bekümmern wird!“ Da schämte sie sich, daß sie Wochen lang den beseligenden Gedanken gehegt, daß solch vornehmer Herr an sie gedacht und für sie gesorgt. Alle ihre schönen Illusionen schwanden als ihre verständige Mutter ihr ferner die That ihres Lebensretters in dem einfachen Lichte gewöhnlicher Menschensepflicht zeigte und diese ernste Rede mit der ruhigen Bemerkung schloß: „Rettete ein unvernünftiger Hund ein Menschenleben, warum sollte ein Mann von Ehre nicht mit Freuden bereit sein, sein Leben für das Leben eines Mitmenschen zu wagen!“

Die beiden Bräute, namentlich die sinnige Marie, verstand Agathens Gefühl für jenen Fremden, der sein Leben für sie gewagt und in der Scheidestunde sagte sie lächelnd zu der traurigen Schwester:

„Der unverhoffte Fall, daß Du die Reisebegleiterin von Comtesse Wildensfurt wirst, kann nun eintreten, vielleicht erfüllt sich auch das Andere, was wir im Mai als Scherz besprachen.“

Als Agathe die Schwester fragend anblickte und offenbar nicht wußte, was Marie meinte, setzte diese heiter hinzu: „Nun, als ich Dir wünschte, daß Dein zweiter Verehrer mehr Glück haben möchte, als der Erste, der arme Professor, da sprachst Du die Befürchtung aus, daß er größeres Unglück haben könne, nämlich ins Wasser zu fallen.“

„Ja, ja, ich entsinne mich, Marie, Du wünschtest auch, er möchte nicht ertrinken —“

„Und wünschte auch, er möchte Dich heirathen und glücklich machen.“

Wie damals, so ermahnte auch jetzt die Rätthin ihre Töchter, nicht solchen Unsinn zu sprechen und Agathe war ihr dieses Mal dankbarer für ihre Ermahnung, denn ihr glühendes Erröthen machte die beiden Bräute lächeln und dieses Lächeln verfestete sie in die unendlichste Verlegenheit.

„Mein Trost ist das alte Sprichwort: „unverhofft kommt oft!“ rief Theodore lachend „es kann sich, wie bei mir, auch bei Agathen bewähren.“

Die Rätthin schüttelte ernst den Kopf und sagte lebhaft und eifrig:

„Das Unverhoffteste würde Euch heirathslustigen Mädchen wohl das sein, wenn Agathe in ihrem Lebensretter einen glücklichen Ehemann und Vater von einem halben Duzend Kindern entdeckte.“

„Ein Solcher stürzt sich nicht ins Wasser!“ entgegnete die kluge Thee mit Seelenruhe.

Die Frage, wer es gewesen, der, um sie zu retten, sein eigenes Leben so muthig gewagt, beschäftigte Agathen noch unausgesetzt auf ihrer Reise nach dem Rhein. In Arnau angelangt, nahmen aber die Gedanken, wie sich dort ihr Leben gestalten würde, ihren Geist in Anspruch und indem sie mit laut klopfendem Herzen dem alten David folgte, der sie zu Derjenigen führte, in deren Hand jetzt theilweise ihr Schicksal ruhte, da flehte sie inbrünstig zu Gott: „daß Er es in dieser Hand zu einem bessern machen möchte, als ihr bisher von denen bereitet worden, von welchen sie abhängig gewesen.“

Die milde Freundlichkeit, der herzliche Empfang der alten Gräfin Wildensfurt ließen Agathen das Beste für ihre Zukunft hoffen und den Gedanken in ihrer Seele Raum fassen, daß unter der Obhut dieser Dame sie vor den Widerwärtigkeiten geschützt sein würde, an denen ihr Leben bisher so reich!

Welche Fluth von Gedanken aber Agathens Geist durchströmte, welch ein Chaos von Gefühlen ihr Herz bewegte und was für Hoffnungen in ihrer Seele rege wurden, als sie kaum wenige Minuten in dem Zimmer der Gräfin war — das wagen wir nicht zu beschreiben. Die Gräfin verließ nämlich nach der ersten Bewillkommung das Zimmer, um ihre Nichte zu holen und Agathe schaute sich flüchtig in dem wohnlichen Raume um, der sie umsing und ihr Blick fiel auf das lebensgroße Portrait eines Mannes, das die

Wand über dem Sopha einnahm. Er lehnte an einem hohen offenen Bogenfenster, durch das man die schöne Gegend bei Sorrent sah und sein ruhiger Blick haftete an den unruhig bewegten Wellen des Meeres. Diese Gestalt war Agathe nicht unbekannt! Dieses klare Auge hatte einmal mit ähnlichem, ruhig sinnendem Ausdrucke sie angeblickt — kaum, daß sie das Bild gesehen, so erkannte sie auch sofort in ihm den Fremden aus dem Concerte, den Freund des Doctors, ihren Lebensretter! —

Wie war sie auf den Namen dessen gespannt, den sie auf so unverhoffte Weise wieder sah; — wie war sie überrascht, als sie einige Tage später von ihrer neuen Schülerin erfuhr, daß es der Sohn der Gräfin Wildenfurt sei und wie traurig blickte sie seitdem zu dem Bilde auf als sie gehört: „daß der Graf jetzt in Schweden wäre und vielleicht Jahre lang von der Heimath abwesend bleiben würde!“

8.

Der Weihnachtsmarkt zu Bonn konnte es als ein ganz besonderes Glück betrachten, daß Alice von Wildenfurt seine Bekanntschaft erst im Jahre 1846 zu der Zeit machte, wo er seine Armseligkeit schon mehr abgestreift und der heilige Niklas doch einen nicht so gar unbedeutenden Nebenbuhler an dem 24. December hatte.

Die durch Berliner Christmärkte und Weihnachtsausstellungen verwöhnte junge Dame war ganz außer sich über einen rheinischen Christmarkt und Agathe Harling, die sie bei dem Gange durch die winzigen Budenreihen begleitete, hatte Mühe den Zorn Alicens zu beschwichtigen: „daß die Rheinländer dem heiligen Nikolaus den Vorrang vor dem Geburtsfeste unsers Herrn und Heilands eingeräumt.“ Comtes Alice hätte auf diesen geehrten und verehrten Heiligen nicht böser sein können, wenn er sich eines ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht wie Baron Gransfeld und Graf Wildenfurt, die Beide versäumt, sie als heiligstes Heiligthum ihres Lebens zu erringen. Erst in dem Augenblicke söhnte sich Alice mit dem Christmarkt zu Bonn aus, als sie die Entdeckung machte, daß sein Aufschwung sich bis zu der Höhe erstreckt, der für sie eine Art von Culminationspunkt des Lebens war. Sie sah nämlich plötzlich in einer Bude gebrannte Mandeln, Nürnberger Lebkuchen und nun war der Gang über den Markt doch nicht ganz vergeblich!

Agathe mußte herzlich über ihre getröstete Schü-

lerin lachen, blickte sie aber erstaunt an, als Diese beim Vertilgen eines Pfefferkuchens seufzend sprach:

„Dieser Christmarkt ist eben so trübselig wie unser Christfest trostlos sein wird.“

„Weshalb, Comtes Wildenfurt, soll unser Christfest trostlos sein?“

„Ach es ist tödtend langweilig in Arnau, die gute Tante ist zu alt!“

„Ich bin so glücklich in Arnau!“

„Das kann ich nicht von mir sagen, ich sterbe fast vor Sehnsucht nach meinem pedantischen Vetter und das will viel bedeuten! Er ist klug gewesen abzureisen, doch großer Gott, was seh' ich! Seh' ich recht? Dort geht er! Wahrhaftig er ist's. Hugo, Hugo!“

Alice stürzte fort und lag nach wenigen Sekunden in den Armen des Grafen, der sie lächelnd über ihre Freude betrachtete.

„Gott sei Dank, daß Du da bist, Hugo! Du wie himmlisch, daß Du endlich wiedergekommen, ich werde nie mehr Gungelsche Walzer spielen! Du kommst doch nach Arnau, ach, wie freue ich mich, wie glücklich bin ich!“

„Gewiß, Alice, komme ich nach Arnau, ich hörte so eben im Hôtel, wo ich mir den Wagen bestellen wollte, daß die Equipage der Mutter in Bonn sei.“

„Ja! Agathe und ich sind hier zu Markte. Ach Du kennst Agathe nicht! Mein Gott, wo ist sie nur geblieben? Ich sehe sie nicht.“

„Ist sie vielleicht jene Dame dort — dort Alice, die mein Albano so behelligt?“

„Ja, ja, das ist Agathe! Wie seltsam, daß Dein Hund so freudig an ihr in die Höhe springt, man sollte meinen, er kenne sie.“

„Woher sollte er sie kennen, es ist das seltsamste Thier in der Welt in seiner Anhänglichkeit, er schließt sich oft an wildfremde Menschen an.“

Albano hatte keine Ahnung, daß er von seinem eigenen Herrn so bitter verleumdet wurde, er war nur glücklich über ein so unvermuthetes Wiedersehen und legte seine große Freude so augenscheinlich an den Tag, daß er Agathe in die größte Verlegenheit brachte. Sie vermochte nicht das Ende dieser Scene zu berechnen, ängstigte sich und als Alice sie rief, dann zu ihr ging, glühte ihr Antlitz im dunkelsten Purpur, erst die weitem ganz unbefangenen Worte des nichts ahnenden jungen Mädchens, die zwei Personen einander vorstellte, die sich Monate lang zuvor auf so außergewöhnliche Weise kennen gelernt und seitdem außerge-

wöhnlich viel aneinander gedacht, erst diese Worte gaben ihr die verlorene Fassung wieder. Sie war im Stande, mit Ruhe den formellen Gruß des Grafen zu erwidern, mit Sicherheit seine kurze, ganz kalte Ansprache zu beantworten und Alicen, die Albanos Freude so unbegreiflich fand, in dieser Ansicht beizustimmen.

„Sie weiß, daß ich es bin, der sie gerettet!“ dachte der Graf, als die Vorstellung vorüber und er mit der fröhlich plaudernden Alice dem Hôtel „der goldene Stern“ entgegenschritt, er sah sehr heiter und glücklich aus.

„Er weiß nicht, daß ich es bin, die er gerettet!“ dachte Agathe als sie Wildensfurt dem Anscheine nach nur mit Alicen beschäftigt und so froh sah; ernst und nachdenklich folgte sie Beiden.

Nach ihres Veters Ankunft hatte der Weihnachtsmarkt gar kein Interesse mehr für Alicen, sie drängte jetzt nur nach Arnau zu kommen und hätte nicht ihr kindliches Wesen, ihre so offen gezeigte Freude Hugo günstig für sie gestimmt, so würde ihre Eile, mit der sie die Abfahrt betrieb, damit seiner Mutter bald das Glück zu Theil werden sollte den Sohn zu umarmen, ihn für sie und ihr gutes Herz eingenommen haben.

In erregter Stimmung harrten alle Drei im Hôtel auf den Wagen, doch nur Alice ließ diese offen sehen, tanzte und hüpfte vor Freude und mäsigte die Ausbrüche ihres Entzückens nur dann, wenn ihr Cousin sie mit leichter Ironie fragte: „wie sie sich denn freuen würde, wenn sie Jemand wiedersähe, dem ihr Herz gehöre.“ Sie erröthete sehr hübsch bei solchen Fragen und ihr verlegenes Schweigen und schelmisches Lächeln zugleich war so berecht, daß weitere Antwort entbehrlich.

Der Wagen kam. Alice warf sich unbefangen in die schwellenden Polster des Fonds, Agathe nahm ruhig den Rücksitz ihr gegenüber ein.

„Darf ich Sie bitten, den Platz neben meiner Cousine zu wählen?“ sagte der Graf in einem Tone, der wie Befehl klang.

Agathe Harling blickte so erschrocken auf, daß Hugo Wildensfurt deutlich sah, es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie solcher Rücksicht begegnete. „Nein, o nein!“ rief sie abwehrend.

„Ach bitte!“ wiederholte er freundlicher.

Sie behielt ihren Platz, er setzte sich neben sie und legte seinen Reisefack in den Fond. Alice lachte, Agathe war dem Weinen nah, so lebhaft wie noch nie sehnte sie sich nach der kleinen Mansarde in Berlin!

Hugo von Wildensfurt knüpfte so unbefangen eine Unterhaltung an, als nehme er den Platz seines Reisefackes ein, er ignorirte das Geschehene ebenso, wie er es ignorirte als Alice auf Agathens Wink rückte und Legtere sich mit in den Fond setzte; er nahm, ruhig weiter redend, nur seiner Cousine den schweren Sack ab und stellte ihn neben sich.

Ein vorüberfahrender Wagen, aus dem ein Herr tief grüßte, würde des Grafen Aufmerksamkeit weniger erregt haben, wenn Alicens Gesicht nicht ein glühendes Roth überslogen und sie dann mit allen Anzeichen lebhaften Interesses dem Wagen nachgeblickt hätte.

„Herr von Bielow ist also zurück!“ sagte sie leise zu ihrer Lehrerin, als der Wagen ihrem Gesichtskreise entschwunden.

„Es scheint so, da wir ihm eben begegneten!“ antwortete Agathe ruhig.

„Ein Bekannter von Dir, liebe Alice?“ fragte der Graf.

„Nein, Hugo, von Fräulein Harling.“ Er suchte sie in Arnau auf, nachdem er wenige Wochen in Haindorf war.“

„Er ist bei dem General zum Besuch?“

„Zum Besuch — bei dem General? — Mein Gott, Hugo, weißt Du denn nicht, daß Der tod ist! Schrieb Dir die Tante nicht, daß er seinem jüngsten Neffen Alles vermacht?“

„Nein, liebe Alice, Mama schrieb mir nichts von Allem, das um so natürlicher, als der alte Besitzer von Haindorf uns aus Gott weiß welchem Grunde haßte und wir seit Jahren nicht mehr in Verkehr mit ihm standen.“

„Schrieb sie Dir auch nicht, daß der neue Besitzer uns Besuch gemacht und schon drei Mal in Arnau war; schrieb sie Dir nicht, wie lebenswürdig er ist?“

„Nein, Alice, sie beging den unverzeihlichen Fehler, mir weder das Arnau betroffene wichtige Ereigniß einer Visite zu melden, noch mich von der interessantesten Thatsache in Kenntniß zu setzen, daß Herr Bielow lebenswürdig ist.“

„Du spottest, Hugo und das ist nicht recht! Mir ist er ja ganz fremd, mir kann daher gleichgiltig sein was Du über ihn sagst,“ sprach Alice mit dem sichtlichen Bestreben ruhig zu scheinen.

„Bewahre der Himmel, Alice, daß es Dir gleichgiltig, ob ein Mensch lebenswürdig oder nicht! Das

ist Etwas so Seltenes, daß ich Deine große Freude ganz gerechtfertigt finde.“

„Ich versichere Dich aber, Hugo, ich freute mich gar nicht so darüber, nur beglückte mich, daß Fräulein Harling in ihm einen alten Bekannten wieder fand.“

„Ah — Herr von Bielow ist ein alter Bekannter des Fräuleins! — Es freut mich wirklich unendlich, daß Sie Solche in hiesiger Gegend gefunden.“

Graf Hugo empfand, nach seinem Blick und Ton zu urtheilen, nicht im Innern jene unendliche Freude, die er in diesen Worten auszudrücken bemüht war.

Agathe erwiderte lächelnd: „Ich sah und sprach diesen alten Bekannten in Arnau zum ersten Male.“

Wildensfurt blickte Alicen nicht ohne Erstaunen an, Diese aber rief lachend:

„Und doch sprach ich Wahrheit! Ich will Dir die ganze und sehr interessante Geschichte erzählen.“

Agathe kannte diese sogenannte interessante Geschichte, war vorbereitet auf das Kommende und vermochte also mehr sich zu beherrschen als der Graf, der nichts von dem wußte das ihn doch so nah betraf, er schien es aber zu ahnen, denn mit seltener Aufmerksamkeit und Spannung blickte er Alicen an. Sie sprach nicht ohne Wichtigkeit: „Denke Dir, Hugo, daß das arme Fräulein Harling, ehe sie zu uns kam, in die Ober gefallen ist und Herr von Bielow sie eigentlich gerettet! Er war zu jener Zeit noch Offizier in Schlesien.“

Graf Hugo sah so überrascht aus, daß Alice mit der Wirkung ihrer interessanten Geschichte zufrieden sein konnte. Entgegengesetzt, wie auf dem Markte, lauteten seine Gedanken, und die Ueberzeugung: „sie weiß es doch nicht, daß du es bist, der sie gerettet!“ stand in ihm fest. Nachdenklich blickte er vor sich nieder.

Auch Agathens Kopf durchkreuzte eine andere Meinung als die, welche sie bei der ersten Vorstellung gewonnen und Jubel erfüllte ihr Herz als sie sich leise sagte:

„Er weiß es doch, daß ich es bin, die er gerettet!“ Ihr Auge leuchtete so hell, ihr Lächeln war ein so glückliches, daß Alice sich höchlichst über diese Wirkung ihrer interessanten Geschichte wunderte und in unverkennbarer Erregung und voll Eifer hinzusetzte: „Gerettet hat Herr von Bielow eigentlich Agathen nicht.“

„Es scheint mir doch, Alice, da das Fräulein lebt, daß sie gerettet worden.“

„Aber nicht von ihm, Hugo, irgend ein Mensch sprang ins Wasser, doch er konnte Agathen nicht finden und rief um Hilfe und da — da vollführte Herr von Bielow jene edle That!“

„Wenn es im heißen Sommer war, als er ins Wasser sprang, liebe Alice, so that er nichts Besonderes.“

„Nun er sagt auch nicht, daß er das gethan, bester Hugo, er ist nur sehr gut und menschenfreundlich und kam nach Arnau, um sich nach Agathens Befinden zu erkundigen, denn sie war nach dem Unfalle recht krank geworden und noch krank von Schlesien abgereist.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Aus Barnhagens Tagebüchern.) Dem viel und in der verschiedensten Weise besprochenen Briefwechsel Humboldts ist, ebenfalls von Barnhagens Nichte, Ludwilla Assing, herausgegeben, ein neues Werk: „Tagebücher von Barnhagen von Ense“ (Leipzig, Brockhaus, 2 Bände) gefolgt, das noch größeres und peinlicheres Aufsehen, namentlich in Berlin, machen wird, denn in diesen Tagebüchern ist der alte gute Spruch: von den Todten nur Gutes zu sagen umgekehrt und von fast Allen, die irgend eine Rolle spielten und nun todt sind, ist nur Schlimmes gesagt. Solche Urtheile hier nachzusprechen vermeiden wir, wie gar pitant sie auch gefunden werden. Wir begnügen uns mit der Mittheilung einiger der zahlreich durch das Buch verstreuten Anekdoten, z. B.:

— Der Prediger Molière (in Berlin) erzählte: ein aufgeklärter Jude folgt dem Rathe christlicher Freunde und will sich taufen lassen. Der Geistliche fragt ihn, ob er denn ein rechter Jude sei und alles Jüdische glaube. „Nein, ganz und gar nicht und deshalb eben wolle er sich davon lossagen.“ — „Was?“ ruft der Geistliche. „Sie glauben nicht an den alten Bund, nicht an die Propheten? Dann können Sie kein Christ sein,“ und weist ihn zurück. Sonderbar, daß ein Jude, um Christ zu werden, erst recht ein Jude sein soll! —

— Im Jahre 1841 erzählte man in Berlin folgende Anekdote von dem Könige: bei einer Parade drängt sich eine Dame ungestüm vor bis zu ihm, redet ihn an und bittet ihn ihrer bedrängten Lage abzuhelpen. Sie schien darauf zu rechnen, einen guten Eindruck zu machen, dem Könige zu gefallen und so kokett wie ihre Miene war ihr Anzug. Der König betrachtete sie eine Weile, sprach ein Paar Worte mit ihr und gab ihr dann ein Goldstück mit dem Bedenten, dafür könne sie zu den zwei Halbeln, die sie schon habe, noch eine dritte um das Kleid setzen lassen. —

— Krausened erzählte folgende charakteristische Anekdote von Scharnhorst. Sie ritten beide in der Schlacht bei Groß-

Görtschen (Lützen) nebeneinander, den Feind näher zu beschauen; da traf eine Kanonenkugel das Pferd Scharnhorst's und Roß und Reiter lagen am Boden. Scharnhorst aber war unverletzt, er raffte sich gelassen aus dem Staube auf und sagte zu Krauseneck: Da sehen Sie, wie gut meine Vorsicht ist; ich bin gleich vom Pferde los, denn von jeher gilt mir als Regel, vor dem Feinde hügellos zu reiten, und so bestieg er ein anderes Pferd als wäre gar nichts vorgefallen. —

— Im Jahre 1841 lernte Barnhagen die berühmte englische Schriftstellerin Lady Morgan im Bade Kissingen kennen. Er nennt sie aufgeweckten Geistes und voll scharfer Laune. Als sie ihren Mann, der jünger als sie war, eines Tages nicht in der Nähe sah, sagte sie; Eh bien, ce n'est qu'un mari.. Mais il serait difficile pour moi d'avoir un autre.. Sie sprach davon, daß die englischen jungen Damen mehr als andere auf das Heirathen ausgehen, gerade weil es für Unbemittelte so schwer sei, denn in England und besonders in London sei es schon ein Erfolg, wenn man irgend einen bürgerlichen Bestand erringe. Man behaupte, die Schwierigkeit der Existenz werde immer größer; die kleinste Stelle, der kleinste Gewinn habe gleich eine Unzahl Bewerber. So sei es auch mit dem Heirathen und man müsse still und eifrig dabei sein. —

— In dem Viszischen Concert (Jan. 1842) kam der Minister Eichhorn an Bettinen heran, gab ihr die Hand und fragte, wie es ihr gehe. Sie hat jetzt einen wahren Haß gegen ihn, zog ihre Hand zurück und antwortete: „schlecht.“ — „Wie so schlecht?“ — „Nimmer, wenn ich Sie sehe.“ — „Wenn Sie mich sehen?“ — „Aus purem Neid, denn ich denke mir, an welch hohem Plage Sie stehen und wenn ich da stände, wie ich meine Grundsätze wollte wirken lassen, während Sie die Ihrigen unwirksam erhalten.“ —

— Der König pflegte seine Spazierfahrten durch bloßes Fingerdeuten (1842 im Frühjahr) zu bestimmen und, an einem Tage zwei Mal mißverstanden und deshalb anders gefahren als er gemeint hatte, gerieth er in großen Zorn. Ein Jäger unterstand sich dem König zu sagen, wenn er ein Wort spräche, statt nur mit den Fingern zu deuten, würde es besser sein. Die Fahrt ging weiter und der König sprach viel und lebhaft mit der Königin. Beim Aussteigen klopfte er jenen Jäger auf die Schulter und sagt lustig: „na, ich will mich bessern.“ —

— Man klagt, daß die Abende (in derselben Zeit) bei dem Könige nichts weniger als gefellig eingerichtet. Drei Tische stehen in der Reihenfolge, nur eben getrennt. An dem ersten sitzt die Königin, der König und was etwa von fremden oder einheimischen Hoheiten da ist; an dem zweiten die eingeladenen Personen, denen gleich beim Eintritt ein bestimmter Platz angewiesen wird; am dritten endlich die Hofdamen, Adjutanten &c. Es wird wenig gesprochen; hin und wieder eine laute Frage, die eine laute Antwort nöthig macht, sonst nur leises Gespräch mit dem Nachbar. Die Königin schweigt fast immer; der König zeichnet oder nimmt wohl auch einen Begünstigten bei

Seite und spricht mit ihm allein. Es wird Thee gemacht, nachher auf Strohhunterlage jedem ein Teller hingesezt und ein Paar Schüsseln herumgereicht. Wenn vorgelesen wird sieht man es als eine Erleichterung an. —

Aber auch manche Reflectionen hat Barnhagen in seinen Tagebüchern niedergeschrieben. Sie sind bald mehr bald minder geistreich, z. B. „das stärkste und thätigste Element in der Liebe ist — der Ehrgeiz. Oft ist er allein der Hebel, welcher die Liebe trägt; in den allerersten Fällen mangelt er ganz. Daher Prinzessinnen, Lieblinge der Bühne, Kriegshelden und anerkannte Geismächtige so viel geliebt werden. Herrscht Ehrgeiz ganz und gar in einer Liebe, so ist dieselbe nicht weniger verwerflich als wenn Habsucht und Geldgier ihr Kern ist.“

(Der neapolitanische Freischaarenführer Chiavone.) In Zeiten des Bürgerkriegs, wo die Erbitterung der Parteirichtung auf beiden Seiten zu Verbrechen treibt und die Anerkennung von Energie des Willens, Muth und Thatkraft nur da stattfindet, wo das Glück und der Sieg steht, wird Jeder zum Räuber und Verbrecher gestempelt, der es eben nicht mit der herrschenden Partei hält. Deshalb möge es uns auch erlaubt sein, einen Blick auf den vielgenannten Bandenführer des sogenannten neapolitanischen Brigantaggio, Chiavone, zu werfen, der ebenso oft schon von den piemontesischen Blättern für todt oder gefangen erklärt worden ist, als er es für gut fand, momentan von dem Schauplatz seiner Thätigkeit zu verschwinden, wenn das Glück des Kriegs ihm den Rücken zugewendet hatte. Wir stehen mit unserer Neugierde nicht allein, denn wir verdanken den folgenden Bericht zwei deutschen Malern, die den heftigsten Wunsch hegten, den gefürchteten „Räuberhauptmann“ kennen zu lernen, und vielleicht theilen unsere Leser dieselbe Neugier.

Bekanntlich hat Chiavone die Gebirge an der römischen Grenze zwischen Sova und Isola zu dem Mittelpunkt seiner kriegerischen Thaten ausgesucht, von wo aus er die Umgegend unsicher macht. Dort mußten ihn die beiden Maler aufsuchen. Mit Empfehlungen an den Commandanten von Sova wohl versehen, gelang es ihnen nach Isola zu kommen. Hier zog sie Erkundigungen ein, in welcher Richtung Chiavone aufzusuchen sei, die sie denn auch, wiewohl nach Ueberwindung so mancher Schwierigkeiten, die sich aus dem Mißtrauen über ihre Nachforschungen ergaben, auch erhielten. Man bot ihnen sogar eine Begleitung an, die sie gegen etwaige Gefahr unterwegs sicher stellen sollte; doch lehnten sie dieselbe ab, um das Romantische ihres Abenteuers in vollem Maße zu genießen. So begaben sie sich allein nach dem Berge, der Isola beherrscht und überragt und wurden hier von der ersten Linie der Vorposten in Empfang genommen. Man untersuchte und befragte sie sehr genau und da sie keine Waffen bei sich trugen und auch behaupteten, daß sie nur aus der Absicht gekommen seien, um ihren Befehlshaber kennen zu lernen, setzte man Chiavone von ihrer Gegenwart und ihrem Wunsche in Kenntniß. Der Bandenführer mochte wohl dieses Begehren sehr schmeichelhaft finden,

denn er ließ sie sofort vor sich führen und hatte auch nichts dagegen einzuwenden, als die Maler ihn nach den gewöhnlichen Begrüßungen um Erlaubniß baten, ihn in seinem Häuptlingsanzuge und in seiner bäuerlichen Tracht aus den Abruzzern malen zu dürfen, wozu sie von einer hochgestellten Persönlichkeit in Rom beauftragt worden wären.

Nach ihren Mittheilungen kann Chiavone, der ja bekanntlich nur ein Bauer aus den Abruzzern ist, kaum lesen und noch weniger schreiben. Ein Schweizer leistet ihm die Dienste eines Secretärs und führt seine Bücher. Seine Bande besteht aus 395 Mann, die ihm mit Leib und Seele ergeben sind. Außerdem operiren noch zwei kleinere Banden unter ihm, deren Mannschaften aber den beiden Führern gehören, die an ihrer Spitze stehen und sich nur mit Chiavone zu gemeinsamen Zwecken angeschlossen haben. Die eine dieser Banden erstreckt ihre Operationen bis in die Umgegend von Gaeta, die andere bis über Caprano hinaus. Die Bande Chiavones ist reichlich verproviantirt. Die Lebensmittel werden ihr von Beroli zugeführt. Das nöthige Brot kommt täglich auf Maulseeln in's Lager; die Magazine sind mit gesalzenem Fleisch und Käse gefüllt, was beikünftig Chiavones Leute nicht hindert, hier und da einen Hammel, eine Ziege, ein Kalb oder eine Kuh auf ihren Streifzügen in die Nachbarschaft mitgehen zu heißen. Fast sämtliche Leute sind mit vortrefflichen Karabinern und Doppelläufen versehen, Viele haben auch Pistolen und sämtliche Führer besitzen Revolver. Mit Munition sind sie ebenfalls reichlich versehen; dagegen besteht ihre Artillerie nur aus drei kleinen gezogenen Kanonen. Zwei Drittheile von Chiavones Leuten tragen Uniformen; da dieselben aber nicht übereinstimmen, so bildet das Lager ein seltsames Gemisch von päpstlichen Zuaven, Garibaldianern und allen möglichen Infanterie-Regimentern; auch an einigen Bersaglieri fehlt es nicht.

Chiavones Frau, die ihm sehr ergeben ist und ihn nie verläßt, ist eine Bäuerin von Civitella. Sie besitzt einen energischen Charakter und steht bei der Bande in der größten Achtung. Die beiden Maler porträtirten auch sie und zwar in der Tracht einer Bäuerin aus den Abruzzern. — r.

(Vergeblicher Wunsch.) Es ist ein altbewährter Satz, daß die Herrschaft der Länder leichter gewechselt werden kann, als die Sympathien, Sitten und Gewohnheiten der darin wohnenden Menschen. Man wird sich daher nicht darüber wundern, wenn es der französischen Regierung noch nicht gelungen ist in den Gemüthern des savoyischen Landvolks Sympathie zu erwecken. Aus unzähligen Beispielen, die sich dafür anführen lassen, nennen wir nur eines: Unweit Biolle waren zwei savoyische Bauern, die unverfälschtesten Typen dieses Gebirgsvolkes und proceßsüchtig, wie zur Zeit der „Herren“, wegen der Grenzen ihres Grundeigenthumes in einen Rechtsstreit mit einander gerathen. Da der Proceß sich in die Länge zu ziehen und beide Parteien zu ruiniren drohte, so wollte der Richter, zufällig ein guter Richter, die Sache in Güte beilegen. Zu dem Zwecke begab er sich mit den beiden Proceßirenden auf das streitige Land und redete ihnen zu, sich durch einen Ver-

gleich zu einigen, indem er ihnen augenfällig nachwies, daß derselbe Beiden gleichen Vortheil bringen werde. Die Bauern schienen auch gar nicht abgeneigt; unglücklicher Weise schloß der Richter aber seine Demonstrationen mit der Bemerkung, daß ein solcher Vergleich auch vollkommen mit den französischen Gesetzen übereinstimme.

Bei diesem Schlußsatz stuzten die Bauern, sahen einander an, winkten sich mit den Augen und traten bei Seite. Die Bemerkung des Richters hatte offenbar beiden Savoyarden nicht behagt. Nach einer kurzen Besprechung kamen sie zurück und erklärten dem Richter, sie hätten sich die Sache noch einmal reiflich überlegt und wollten doch lieber den Proceß fortsetzen. „Warum denn?“ fragte der Richter ganz erstaunt über diesen unerwarteten Bescheid. — „Um ja, sehen Sie ...“ erwiederten verlegen die Bauern. — „Nun, heraus mit der Sprache!“ — „Wir möchten denn doch lieber ein Urtheil der italienischen Gesetze haben.“

Vergeblich suchte ihnen der Richter begreiflich zu machen, daß dies ganz unmöglich sei, da sie unter französischem Gesetze ständen und also auch nach französischem Gesetze regiert werden müßten; die beiden Bauern blieben bei ihrem Verlangen und meinten endlich, sie könnten ja warten. Die Franzosen hätten sich schon manchmal ihres Landes bemächtigt, wären aber immer noch genöthigt gewesen, abzuziehen; das werde denn wohl auch dies Mal wieder geschehen.

— r.

(Harte Strafe eines Gelübdes.) Der Senat von St. Petersburg hat kürzlich einen Proceß revidirt, der eher aus einem Romane als den Acten eines Gerichtshofes des neunzehnten Jahrhunderts entnommen zu sein scheint.

Am 28. August 1835 verhaftete die Polizei von Twer einen Pilger, weil sich derselbe in keinerlei Weise legitimiren konnte oder vielmehr wollte. Er hatte durchaus kein Papier bei sich, wollte aber auch keine Person angeben, welche die Identität seiner Person bestätigen könne, ja er verweigerte es sogar entschieden seinen eigenen Namen zu nennen. Seine Aussagen beschränkten sich nur darauf, daß er erzählte, er hätte seinen Eltern auf dem Todtbette gelobt, eine Pilgerfahrt zu den Leidensstätten des Erlösers zu unternehmen, um daselbst zum Heile ihrer Seelen Gebete zu verrichten. Seine Eltern seien vor drei Jahren gestorben und er stehe in Begriff, sein Gelübde zu erfüllen. Seinen Namen dürfe er aber nicht eher nennen, bis er sein Gelübde erfüllt habe. Vergeblich drangen die Richter und der zu seiner Hilfe herbeigerufene Priester in den armen Mann, seine bedenkliche Lage zu berücksichtigen, da man unmöglich seine Angaben als ausreichend erkennen könne, der Gefangene ließ sich zu weitem Bekenntnissen nicht vermögen.

Das Tribunal von Twer sah in diesem frommen Festhalten an dem einseitig gethanen Gelübde nichts weiter als strafbare Störrigkeit und verurtheilte den Pilger zu fünfzig Knutenhieben und Verbannung nach Sibirien. Der kaiserliche Senat in Petersburg bestätigte dieses Urtheil und am 12. Mai

1836 wurde er in Vollzug gesetzt. Seitdem dachte Niemand mehr an den namenlosen Pilger. Erst vor einiger Zeit gab Mad. B., die Frau eines Beamten in Moskau, vor den Behörden die Erklärung ab, daß sie einen Bruder besitze, welcher, nach glänzenden Diensten in der Armee ehrenvoll verabschiedet, den Entschluß gefaßt hätte, incognito und zu Fuß nach Jerusalem zu wallfahren. Da sie seitdem nie wieder etwas von ihm erfahren, so hätte sie ihn für todt gehalten. Plötzlich sei aber aus dem Innern Sibiriens ein Brief von ihm an sie gelangt, worin er ihr sein Unglück klagte. Während zwanzig Jahren war der Unglückliche seinem Gelübde treu geblieben, jetzt aber konnte er die schlechte Behandlung, der er unterworfen, nicht länger ertragen und suchte seine Schwester um Hilfe an. Madame B. hätte den Brief verbrennen und das Vermögen des Bruders, das sie seit seinem Verschwinden an sich genommen, behalten können; die edle Schwester wandte sich aber sofort an den Senat, damit das Urtheil gegen ihren Bruder aufgehoben werde. Der Senat ging auf ihre Vorstellungen ein; demungeachtet brauchte er noch vier Jahre, um die Sentenz wirklich zu widerrufen.

— r.

(Barnhagen von Ense und Alexander von Humboldt.) Heinrich Laube hat in der „Concordia“ (Wien 1861) einige Beiträge zur Charakteristik Barnhagens von Ense geliefert, den er im Jahre 1834 kennen lernte und mit dem er seitdem in fortbauendem Verkehr blieb. Wir entlehnen daraus eine Schilderung des Verhältnisses zwischen Barnhagen und A. v. Humboldt. Laube bespricht den Liberalismus Barnhagens, der sich mit zunehmendem Alter immer stärker ausbildete, und bemerkt dabei, daß er trotzdem mit Männern anderer Gesinnung vortrefflich auskommen konnte. Mit Leuten, welche der damals antiliberalen Regierung nahe standen, war er sehr zugewandt. Darüber hätte man sich nicht gewundert. Aber er ging ein auf ihre engen Gesichtspunkte, er half manivren, er vermied das Grundsätzliche, er war Diplomat. Das muß er thun, sagten seine Vertheidiger, denn der Gehalt, welcher ihm fortbezahlt wird, hängt ja doch nur an einem Haare; die böswillige Bemerkung eines Regierungsmannes kann am Ende einmal dieses Haar durchschneiden. Er ist ohne Vermögen; warum soll er sich einer Katastrophe aussetzen gegenüber solchen Leuten, die doch nicht befehrt sein wollen?! Sie werden nie hören, daß er einen Grundsatz verräth. Nein, das that er gewiß nicht. Aber es war doch sehr merkwürdig, wie sachmäßig sein Betragen abgetheilt war; z. B. Alexander von Humboldt gegenüber, der ihn öfters besuchte, und mit dem ich ihn oft verkehren gesehen.

Dieser stand dem Hofe nahe, wenn auch nicht in dem Maße, wie später unter Friedrich Wilhelm IV. Sein Bruder Wilhelm, der frühere Minister, lebte noch, und diese beiden Rücksichten gaben dem Verhalten Barnhagens die ganz eigenthümliche Physiognomie. Er hielt die Worte sämmtlich an seinen Fäden

und ließ sie nicht schießen, bis Humboldt sie selbst ergriff und fortführte. Das kann man sehr deutlich erkennen in dem Briefwechsel dieser beiden Männer, welcher jetzt veröffentlicht worden und so vielen Leuten ein Aergerniß gewesen ist. Meines Erachtens haben mehr die Auszüge in den Zeitungen als das Buch selbst das Aergerniß hervorgebracht. Sie geben die Spitzen nie die Uebergänge. Auf mich wenigstens hat das Buch eine ganz andere Wirkung gemacht als das Bild desselben in jenen Auszügen. Alle Welt beklagt sich, daß Humboldt heruntergezogen werde durch seine Aeußerungen. Für diejenigen, welche ihn persönlich gekannt, ist dies, wenn sie sich aufrichtig prüfen wollen, schwerlich der Fall. Für mich ist Humboldt durch das Buch gewachsen. Der persönliche Verkehr mit ihm bestand darin, daß man ihn reden hörte. Er sprach unaufhörlich und da er als Hofmann nicht ausspunkte, so war eigentlich ein Gespräch mit ihm kaum möglich. „Wo er nun einnimmt!“ war stets Barnhagens Ausruf, wenn Humboldt zur Thür hinaus war, unter murmelnder Abschließung des weitverzweigten Sages — „wo er nun einnimmt, um immerfort auszugeben!“ Nur ein persönliches Interesse konnte kleine Pausen herbeiführen. Ich habe nie ein anderes bemerkt als das für seinen Bruder Wilhelm, und die Sorge für dessen literarischen Ruhm war das wichtigste Band, welches ihn an den literarisch-thätigen Barnhagen knüpfte. Der aufmerksame Leser dieses wird diesen rothen Fäden mit Leichtigkeit entdecken, und wird gewiß etwas Nährendes darin finden, daß dieser Koloss von Kenntnissen und Interessen dieses menschliche Verhältniß so unerschütterlich treu und lebhaft in sich erhielt und selbst auf Kosten strenger Gerechtigkeit pflegte. Im Uebrigen soll man die Wahrheit höher schätzen als Alles. Ich finde es nur dankenswerth, so viel Intimes aus dem Munde eines unserer bedeutendsten Zeitgenossen über seine Umgebungen erfahren zu haben. Ein wenig malitiose Färbung, welche der Märker sich nicht versagen mag, verfliegt mit der Zeit.

Dagegen hat Barnhagen durch jenen Briefwechsel nur das bestätigt, was mir in seinem Verkehr mit Humboldt stets befreundlich war, und was ich allensfalls darauf schieben möchte, daß man mit Humboldt nicht reden konnte, weil man immerfort hören mußte. Verzweifelt sachmäßig ist doch auch brieflich Barnhagens Verhalten gegen ihn, sachmäßig, künstlich, schmeichlerisch, unfrei und eigentlich ganz ohne alles Selbstgefühl, das ihm ja doch zustand — auch neben einem solchen Manne und welches ein natürlicher Liberalismus sich selbst nirgends versagt. Natürlicher Liberalismus ist vielleicht das Wort, das zur Erklärung verhilft. Er war Barnhagen wohl eigen, aber er war in ihm verzogen. Die Schranken und Unterschiede der Stände und Verhältnisse bedeuteten für seinen Geist zu wenig und sie bedeuteten für seine Bildung zu viel. Dadurch verlor er für den Betrachter so oft das Gleichmaß im Verkehr mit wichtigen Menschen, in Verührung mit wichtigen Ereignissen.“

— r.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 48. **1861.**



Preis für 104 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Plättern mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Plattenblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„So will ich denn, um nicht in Deiner Achtung zu sinken, mich auch erkundigen wie dem Fräulein der Schreck bekommen!“ rief der Graf heiter, aber mit ganz verändertem, seltsam weichem Tone, fragte er leise: „Ritten Sie lange und bedeutend?“

Eine tiefe Röthe legte sich über Agathens ausdrucksvolles Gesicht, mit Wärme erwiderte sie rasch: „Zu meiner Genesung trug wohl wesentlich die Freude bei, eine andere und so gute Stelle zu erhalten. Ich war Ihrer Frau Mutter so dankbar für ihren herzlichen Brief!“

„Meine Mutter schrieb mir sehr erfreut über Ihre Ankunft!“ sagte der Graf rasch, er suchte dann mehr von Herrn von Bielow zu hören, fragte Verschiedenes nach dem Erben von Haindorf, erfuhr aber nur, daß Jener das traurige Schicksal gehabt, seine Mutter, die bis dahin in den beschränktesten Verhältnissen gelebt, in dem Augenblicke zu verlieren, als er sie hatte auf sein Gut bringen wollen.

Alice wußte schon viel von des Sohnes Liebe zu seiner Mutter zu erzählen; doch wie sehr sie ihn auch lobte, ihrem Vetter versicherte, daß Herr von Bielow

sie in seiner Liebe zu der alten Frau an ihn gemahnt habe — Hugo Wildensfurt empfand nicht die geringste Sympathie für den Besitzer von Haindorf, der die Absicht gehabt, Agathe Harling zu retten — es schien ihm sogar unangenehm, daß der junge Mann nicht die gehässigen Gefühle seines alten Onkels gegen die Bewohner von Arnau mitgeerbt hatte.

Diese Antipathie gegen Herrn von Bielow steigerte sich noch an demselben Abende zu einer erstaunlichen Höhe. Es war nach Tische, Alice und Agathe hatten das Zimmer verlassen, die überglückliche Gräfin Wildensfurt mit ihrem Sohne allein geblieben. Lange Zeit hatten sie nur ihre Freude ausgetauscht wieder vereint zu sein, waren zur Besprechung anderer Angelegenheiten gar nicht gekommen, da rief die Frau plötzlich:

„Wir bekommen auch heute noch einen Gast, lieber Hugo!“

„Wen?“ fragte der Sohn unangenehm berührt.

„Der neue Besitzer von Haindorf, Herr von Bielow, ein charmanter junger Mann, der —“

„Beste Mutter, Alice zählte mir schon das ganze Register seiner Tugenden auf! Sage Du mir nur um Gotteswillen, wie Du dazu kommst, Dir junge Offiziere als Weihnachtsgäste einzuladen?“

„Ach, Hugo, es ist ein so lieber Mensch, so gut, ein so vortreff —“

„Liebe Mutter, das hörte ich bereits und weiß

genau wie er ist, sag' Du mir lieber, warum Du ihn eingeladen."

"Nun, mein Sohn, er kam heute Morgen beim Vorüberfahren hier an, als die Mädchen fort waren, blieb eine Stunde bei mir und sprach so betrübt über den heutigen Abend, den er zum ersten Male ohne die Mutter zubringen werde."

"Er scheint großes Vertrauen zu den Bewohnern von Arnau zu haben. Alicen machte er neulich vertrauliche Mittheilungen — heute Dir, nächstens wird wohl Fräulein Agathe an die Reihe kommen."

"Wie, Hugo — das merktest Du schon?"

"Was sollt' ich denn gemerkt haben, Mutter. Ich merkte Nichts, als daß Ihr Alle in den jungen Mann vernarrt seid!"

"Wir vernarrt in Herrn von Bielow? Wie kommst Du auf solch' absonderliche Idee, mein Sohn?"

"Eine ganz natürliche; seit ich zurück bin, höre ich von nichts Anderm als diesem Menschen reden, es ist mir unendlich, solchem unbegründeten Entzücken zu begegnen, Ihr kennt ihn ja kaum!"

Nicht ohne Erstaunen hörte die Gräfin diese erregten Worte, diesen ärgerlichen Ton; sinnend schaute sie vor sich hin und ein freundiges Lächeln erhellte ihre Züge. Ihr fiel ein, wie so ganz anders ihr Sohn an dem Morgen über Alicen gesprochen, wie er gesagt, daß sie doch ein liebes, offenes, ganz natürliches Wesen sei und es ihn freue, sie in Arnau wiedergefunden zu haben. Alte Hoffnungen lebten wieder in ihrem Herzen auf, diese sollten daher um keinen Preis durch ein Mißverständniß im Keime erstickt werden und sie rief voll Eifer:

"Du kannst ganz darüber beruhigt sein, wenn Du meinst, daß Bielow sich für Alicen interessiert, er kommt nur wegen Fräulein Harling!" —

"Glaubst Du wirklich, Mutter?" fragte der Graf sehr ernst.

"Du kannst versichert sein, daß er sie liebt; ich bemerkte es deutlich, außerdem sagt er mir, daß sie ihm schon in Schlesien so angenehm aufgefallen und seine Mutter ganz entzückt von ihr gewesen wäre! Die Meinung seiner Mutter ist ihm heilig!"

"So, so! — Sie scheint aber von dieser Liebe nichts zu ahnen."

"Ach sie ist so bescheiden! Darum gönne ich ihr diese gute Partie von Herzen; sicher hat sie sich nicht träumen lassen, daß ihr ein solches Glück in Arnau erblühen würde."

"Ich mir auch nicht!" murmelte der Graf.

"Wie sagst Du, mein Sohn?"

"Nichts, — ich sprach nur meine Theilnahme an Fräulein Harlings Glück aus!"

"Ja, es ist noch dazu ein ganz unverhofftes! Auch für Bielow, denn wo hätte er vor wenigen Monaten gedacht, als er noch armer Offizier war und in Schlesien Agathe kennen lernte, das Gut seines Onkels zu erben und sie in der Nähe von Haindorf wiederzufinden; doch Hugo, ein altes Sprichwort sagt ja schon „unverhofft kommt oft!"

"Kommt oft! Das weiß Gott, Mutter, — so oft, daß man bei einzelnen solcher unverhofften Glücksfälle wünschen möchte, sie wären ausgeblieben!" —

9.

Der Weihnachtsabend — von tausend und aber tausend Kindern wohl mit heftigster Sehnsucht herbeigewünscht, von tausend Erwachsenen wohl mit Spannung erwartet, von Vielen froh und freudig, von Manchen ernst und traurig begrüßt, — war abermals angebrochen.

Hugo von Wildensfurt hatte an diesen Weihnachtsabend des Jahres 1846 seit Monaten mit Freude und Vergnügen, mit Unruhe und Sehnsucht gedacht, Erwartungen und Hoffnungen daran geknüpft, wie er vor einem Jahre noch für unmöglich gehalten, daß sie sich in seinem Innern regen könnten! Längst erstorbene Gefühle waren von Neuem in seinem Herzen erwacht, in seinem Leben war zu der Zeit ein Frühling erblüht, als der Herbst in der Natur anbrach, und immer wärmer, immer heißer und glühender war es in ihm geworden, seitdem der Winter mehr und mehr vorgeschritten.

Unnützlich dankbar war Hugo Gott für die Gnade gewesen, „ihm solch' neuen Lebensfrühling geschenkt zu haben," mit glücklichem Auge hatte er die frischen Knospen der Freude betrachtet, die in seinem Innern nach und nach erblüht, mit klopfendem Herzen hatte er an den Weihnachtsabend in Arnau gedacht, wo diese Blüten zum Kranz gewunden werden sollten, um sein ganzes ferneres Leben damit zu umziehen. Die wenigen Worte seiner Mutter hatten hingereicht Alles zu zerstören, sein Frühling war dahin, nach Agathens Verlust gab es für ihn keine Freude mehr.

Es war so dunkel und winterlich in seinem Herzen wie der Abend war, in den er ernst und gedankenvoll hinausblickte, er sollte binnen kurzer Zeit im Hause seiner Mutter das Christfest begehen und fühlte sich doch so entfernt von aller Christfreude, wie er seit langen Jahren gewesen. Fort, weit fort von dem

Orte, den er kaum betreten, sehnte er sich von Neuem und der von Secunde zu Secunde weiter vorrückende Weihnachtsabend wurde für ihn mehr und mehr eine drückende Last. Ueber den schwer und dunkel dahinziehenden Wolken des Himmels erblickte Hugo plötzlich das goldene Licht eines Sternes; die Frage: „warum kann durch die Nacht Deines Glends sich nicht auch ein glänzender Stern Bahn brechen?“ tauchte in ihm auf. An diesen Gedanken reiften sich die: „warum muß sie ihn lieben, warum seine Bewerbung annehmen und thut sie es nur, um brillant in der Welt versorgt zu sein, so verliere ich nicht viel an dem Herzen, auf das ich mein Glück zu erbauen beabsichtigte!“ Der Graf wurde ruhiger, sein Antlitz heiterte sich sogar auf, als er sich kurz und energisch sagte: „Mag das Kommende die Feuerprobe für sie sein! — Besteht sie dieselbe, handelt sie anders wie tausend Mädchen an ihrer Stelle handeln würden, läßt sie das Herz anstatt des Verstandes sprechen — so —.“

„Der Baron von Bielow wünscht dem Herrn Grafen seine Aufwartung zu machen!“ meldete laut ein eintretender Diener.

„Sehr willkommen!“ Der Graf ging mit diesen Worten seinem Gaste entgegen und begrüßte ihn so freundlich und verbindlich, daß Herr von Bielow nicht ahnen konnte, welch' unangenehmen Nebenbuhler sein Wirth in ihm gefunden.

Ueberrascht blickte er aber in das Gesicht des Grafen und ihm lebhaft die Hand reichend, sagte er schnell: „Ich hatte bereits das Glück Sie zu sehen.“

Graf Wildensurt hielt den forschenden Blick mit größter Ruhe aus und entgegnete artig:

„Ich hatte nicht das Vergnügen, sonst würde ich Sie jedenfalls wieder erkennen!“

„Waren Sie nicht in Schlesien?“

„In Schweden! Ich kehrte erst heute zurück.“

„So täuscht mich eine Aehnlichkeit! Seltsame Aehnlichkeit.“

„Möchte die Erinnerung eine angenehme sein, die ich in Ihnen erwecke.“

„Eine sehr schöne, eine der schönsten meines Lebens, denn Sie mahnen —.“

„Darf ich nicht bitten, Platz zu nehmen, Herr Baron.“

„Ich komme eigentlich als Abgesandter; jedoch —.“

„Ah so, der Christbaum meiner Mutter brennt! So gehen wir denn und entschädigen Sie mich bald durch längern Besuch für den heutigen!“

Die erste Klippe war vom Grafen glücklich vermieden. Als die Herren in den Salon des Landhauses traten, strömte ihnen Lichterglanz entgegen und Alice im weißen Kreppkleide, lila Fliederblüthen im lichtblonden Haar, flog wie die verkörperte Freude auf sie zu, ihr Cousin nannte sie zu ihrem Entzücken einen kleinen Weihnachtsengel und Herrn von Bielows zustimmendes Lächeln bei dieser Bemerkung erhob sie in den Himmel. Alicens Elfengestalt fehlten in der That nur Flügel, um einen wirklichen Engel vorstellen zu können und leichtere anmuthigere Bewegungen, wie sie sie hatte, waren schwer anzutreffen. An dem Abend wurde sie noch dazu durch die glücklichste Stimmung gehoben, sie war reizend anzuschauen, der Jubel, in den sie beim Anblick ihrer überreichen Geschenke ausbrach, die Dankbarkeit, die sie ihrer Tante und deren Sohne ausdrückte, rührte Beide. Als Graf Hugo die glühende Wange Alicens freundlich streichelnd bewegt sagte: „es ist wirklich belohnend Dir Freude zu machen!“ da ahnte er nicht, wie tief die Anerkennung Diejenige schmerzte, welche es nicht verstand, dem Gefühle der Dankbarkeit Worte zu geben.

Freude tief und lebhaft zu empfinden ist eine der glücklichsten Gaben, mit denen der Schöpfer das Menschenherz ausgestattet. Dankbarkeit warm und lebendig ausdrücken zu können, ist eine Befähigung, die dem Begabtesten und Talentvollsten oft am wenigsten zu Gebote steht, und ist auch Jemand dem ersten dieser Gefühle zugänglich, so ist damit noch immer nicht der volle Ausdruck des Letztern bedingt, ja sogar eine Seltenheit, wo beides sich in uneingeschränktem Maße vereinigt.

Alice besaß diese schöne Befähigung zur reinsten Freude und das Talent, sie offen an den Tag legen zu können; ihre Gefühle waren noch nie im Leben durch Zwang zurückgedrängt, nie im Leben durch Kummer und Leid gedämpft oder beeinträchtigt worden, in ihrer Natur lag noch die erste ursprüngliche Kraft der Jugend.

Agathe bildete, wie in Allen, auch hierin den lebhaftesten Gegensatz zu Alice; ihre Kindheit war freudenlos, ihre Jugend traurig, ihr ganzes Leben ein ernstes gewesen. Immer darauf hingewiesen, Gedanken, Gefühle und Empfindungen zu beherrschen und nicht laut werden zu lassen, hatte sie sich daran gewöhnt, jede tiefere Gemüthsregung in sich zu verschließen. Ihr Herz hatte so oft eine sehr heiße mächtige Sehnsucht nach Freude und Glück empfunden, dieser so lange ungestillt gebliebene Durst hatte sie aber still und gebul-

dig gemacht. Seit Monaten waren nun zwar die größten Revolutionen in ihrem Innern vorgegangen, ihre Seele hatte Erschütterungen erlebt, ihr Herz Kämpfe bestanden, von welchen sie bis dahin nicht die Ahnung ihrer Existenz gehabt. Für all' diese Bewegungen war aber auch nur die tiefste Tiefe ihrer Brust der Schauplatz geblieben, aus Licht noch keine dieser Empfindungen getreten! —

Mächtiger als in den ganzen Monaten war sie aber in den wenigen Stunden dieses letzten Tages erschüttert gewesen und nur die große Ruhe dessen, der alle Unruhe in ihr erregte, machte es ihr möglich fort und fort zu verbergen, was nicht hervortreten sollte, hervortreten durfte! — Diese Ruhe Wildensfurts hielt auch den lauten Jubelruf ihres Herzens zurück, als sie an ihren Weihnachtstisch geführt worden und unter allen reichen Gaben, mit denen man sie bedacht, ihr Blick vor Allem auf ein Delgemälde fiel, welches das am Ufer der Oder liegende Gasthaus zur weißen Taube darstellte. Hastig griff sie darnach, senkte das thränenfeuchte Auge fest darauf und sah nicht, daß Gräfin Wildensfurt sich leise und lächelnd zurückzog, Herr von Bielow aber strahlend und glücklich zu ihr trat. Fast wäre das Gemälde ihrer Hand entfallen, als die halbblauen Worte an ihr Ohr tönten: „Wöchte das Bild Sie an die Stunde erinnern, wo es mir leider nicht gelang, ein Leben zu retten, das seitdem das Theuerste der Welt für mich ist!“

Mit bitterm Schmerz, mit herber Enttäuschung erkannte Agathe ihren Irrthum und das Geschenk, das einen Augenblick das Werthvollste für sie gewesen, war jetzt das werthloseste. —

Wildensfurt wandte sich, nachdem er jene bedeutungsvollen Worte gehört und Agathens Erröthen und Erblichen gesehen, rasch ab und trat zu seiner Mutter, die neben Alicen an einem entfernteren Tische stand.

Bielow nahm Agathens Schweigen für mädchenhafte Schen, war vorläufig mit dem erzielten Eindrucke seiner Worte und seines Geschenkes zufrieden und fragte dann lebhaft: „ob sie in dem Grafen nicht ihren Lebensretter erkannt.“ Sie erschrak und diese Frage gab ihr die verlorene Thatkraft zurück, mit Gewalt ihre Aufregung beherrschend, sagte sie erstaunt: „haben Sie die Vermuthung?“

Er war glücklich, daß sie nicht die Gewißheit besaß und entgegenete eifrig: „O nein, Fräulein Harling, durchaus nicht! Nur vorhin beim ersten Anblicke des Grafen glaubte ich in ihm Ihren Lebensretter zu erkennen,

begrüßte ihn daher als Bekannten, doch er lehnte ab es zu sein und versicherte mir, daß er nicht in Schlesien, sondern in Schweden gewesen. Flüchtige Aehnlichkeit muß mich daher wohl getäuscht haben.“

Agathe stimmte der Annahme lebhaft bei und den Verdacht Bielows, daß der Graf sie zu seiner Mutter geführt, beschwichtigte sie ganz und gar durch die offene Erzählung, wie sie wohl nur einzig durch Protection von Alicens Tante nach Arnau gekommen sei.

Herr von Bielow war durch diese Auseinandersetzung so befriedigt, Agathe durch das Gespräch so erregt, daß Gräfin Wildensfurt und ihr Sohn durch den Anblick Beider zu der Ueberzeugung gelangten: „daß das Bild zur Annäherung beigetragen und die Herzensangelegenheit einen, den Wünschen Bielows entsprechenden Fortgang genommen.“

Wildensfurt that sein Möglichstes, die Verstimmung seines Innern zu verbergen und bei seinen heitern Scherzen mit Alicen konnte man seinen wahren Gemüthszustand unmöglich entdecken. Wie düster die Stimmung des Grafen, das zeigte sich nur Agathen in einem Momente. Sie fand im Laufe des Abends auf ihrem Tische Miltons verlorenes Paradies und da sie bemerkte, daß Wildensfurt sich einmal ihrem Tische genähert und Etwas hingelegt, so vermuthete sie in ihm den Geber und dankte ihm.

„Ich konnte Ihnen leider kein Ihnen so bedeutungsvolles Geschenk machen, wie Herr von Bielow so glücklich gewesen zu treffen,“ sagte er kühl und verbindlich, setzte aber erregt hinzu, als sie ihr seelenvolles Auge mit dem traurigsten Ausdrucke auf ihn setzte: „ich, Fräulein Harling, begnügte mich daher damit, Ihnen eine Gabe hinzulegen, die allein von tiefer Bedeutung für mich ist.“

„Anüpft sich an das verlorene Paradies für Sie eine traurige Erinnerung?“ fragte sie ernst.

Ueber Wildensfurts Gesicht flog ein dunkler Schatten. „Sehr traurig!“ sagte er leise. In derselben Secunde als er das Wort gesprochen, beschlich ihn die Angst sich verrathen zu haben und zu seinem gewöhnlichen Mittel die Zuflucht nehmend, rief er scherzend: „Wo ist der glückliche Sterbliche zu finden, der in meinem Alter ist und noch kein Paradies verloren hat!“

„Glücklich wenigstens die, die es einmal besaßen, Herr Graf.“

„So glücklich sind alle Menschen.“

„Wenige!“ antwortete sie so ernst, daß er staunte.

„Ich bestreite das, Fräulein.“

„Beweis, daß Sie zu den Glücklichen gehören, die das Flammenschwert des Engels nicht vom Eingange zum Paradiese fern gehalten.“

„Wen verstehen Sie unter jenem Engel?“

„Das Schicksal.“

„War es Ihnen bisher so ungünstig, daß Sie das Paradies des Lebens nicht betraten, Fräulein?“

„Ich werde zu den Glücklichen gehören, die es nicht verlieren können, weil — sie es nie gefunden!“ antwortete sie lächelnd.

„Sollte Arnau kein glückliches Terrain für Sie sein?“ fragte er neckend und blickte sie forschend an.

Es flog bei diesen Worten eine so tiefe Gluth über Agathens Antlitz, ihr Auge leuchtete eine Sekunde so wunderbar, daß Wildensfurt überrascht wurde. Sie senkte ihr Auge vor seinem forschenden Blicke und so entging ihr der glänzende Strahl, der aus dem feinen brach als er sie betrachtete, die nicht aufzuschauen wagte.

„Kennen Sie das Lieblingspruchwort unseres alten Davids?“ fragte der Graf nach kurzer Pause.

„Unverhofft kommt oft?“ entgegnete sie, mit glücklichem Lächeln ihn fragend ansehend.

„Ja!“ sagte er ebenfalls lächelnd und setzte ernst hinzu: „Das Wort war oft mein Trost, wenn die dunkeln Schatten des Lebens zu tief über mich hereinbrachen — und ich verzagen wollte! Denken Sie auch an diesen Spruch und verzweifeln Sie noch nicht, wenn das Paradies des Lebens Ihnen bisher verschlossen geblieben, denn seine Pforten können sich Ihnen vielleicht bald öffnen!“

Die Pforten des Paradieses schienen sich Agathen bei diesen Worten bereits zu öffnen und indem sie Wiltons verlorenes Paradies betrachtete, glaubte sie das ihre gefunden zu haben! Sie dachte in dem Augenblicke nicht, daß das Schicksal das Flammenschwert ewig in der Hand hält und es abwehrend denen entgegen streckt, die ein unverhofftes glückliches Ereigniß, das plötzlich wie aus den Wolken über sie hereinbricht, als dauernd betrachten und daran die frohen Hoffnungen für ihre Zukunft reifen wollen! —

10.

In den Frühstunden des ersten Feiertages fand im Schlosse zu Arnau die Christbescherung der Dorfkinder und Armen des Orts Statt. Bei dieser Feier-

lichkeit, wo Alice durchaus nicht in ihrem Elemente war, zeigte sich Agathens Charakter in seiner ganzen Liebeshwürdigkeit. Daran gewöhnt, mit Kindern zu verkehren, kannte sie deren Individualität genau, wußte die Schüchternen ihrer Verlegenheit zu entreißen und der Freude zugänglich zu machen, verstand die lauten Ausbrüche der Lebhaften zu mildern und auf ihre Ideen einzugehen. Wie sie sich in England zur Lieblingslehrerin im Pensionate gemacht, so errang sie auch in Arnau bald den ersten Platz im Herzen der Kinder; die kleine Schaar drängte sich eben so eifrig um sie, wie Alice bemüht war, jede Annäherung in Rücksicht auf ihr reichgesticktes weißes Morgengewand von sich abzuwehren. Agathens dunkeltem einfachem Thibetrocke schaden die Berührungen der Kinder nicht und die festgeflochtenen Zöpfe ihres reichen Haares kamen bei lebhafter Bewegung nicht in Verwirrung, wie Alicens künstlich geordnete Locken und lose flatternden Chignons.

Bielow und Wildensfurt traten an diesem Morgen die Gegensätze im Charakter und Wesen der Mädchen eben so lebhaft entgegen, wie am vergangenen Abend, sie waren Beide zu ernst und gediegen, als daß sie nicht Flitter von Gold, Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden verstanden, nicht gewußt, wenn sie den Vorrang in ihrem Herzen einräumen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Gawassitänze.) Moritz Busch hat eben ein sehr anziehend geschriebenes Buch „Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenschein“ (Leipzig, Grunow, 2 Bde.) herausgegeben. Darin schildert der Verf. auch eine Fahrt auf dem Nile und die eigenthümlichen Gawassitänze:

Das Schiff hatte sein Ziel für heute erreicht. Auf steiler Uferbank zeigen sich auf dunkelgelbem Himmelsgrund die Silhouetten von Palmen, darin die Hütten eines Dorfes. Der Herd eines Kaffeehauses flackert den Ankömmlingen einladend entgegen. Die Tänzerinnen des Orts sammeln sich am Landungsplatze und gaukeln in ihren hellen Gewändern lodend aus dem Dunkeln ins Helle und wieder in die Nacht zurück.

„Fantasia, Fantasia, ya Chowabscha?“ fragen die Sirenen des Nil nach dem Boote herüber. Die Frage wird durch den Dragoman bejaht. Der fremde Herr will ihre Fantasia gnädig ansehen, und behend geht die Mannschaft der Dahabijeh daran, das Deck des Schiffes für den Tanz der Bajaderen vor-

zubereiten. Noch nie waren ihre Finger und Füße so rasch als heute, wo sie die Bühne für das Ballet einrichten, bei dem sie Galerieplätze haben werden. Fast im Nu ist die Mitte des Fahrzeugs in ein großes Zelt verwandelt, Geräte und Geschirr aus dem Wege geräumt, ein Sitz für die Künstlergesellschaft erbaut und die Laterne des Bugspriets an der Decke des improvisirten Leinwandhauses als Kronleuchter aufgehängt. Der Chowadscha nimmt Platz vor der Kajüte, die Matrosen lagern sich im Kreise hinter dem Vordermast. Die Dandies unter ihnen haben Zeit gefunden, sich für die Gelegenheit nach Kräften zu pugen, schneeweiße Turbane statt der Alltagsfedern um die Schläfe zu winden, die Finger mit silbernen Ringen zu bestücken, selbst die Gesichter zu waschen. Der Schiffsjunge präladirt mit Daumen und Mittelfinger auf dem Trommelfell der Tarabufa. Der alte Steuermann schlägt dann und wann die Leinwandtüche auseinander, um auszuschaun ob sie kommen.

Und sie kommen endlich, Frauenstimmen lassen sich hören. Das Bret, das die Brücke vom Boote nach dem Lande bildet, beginnt zu schwanken. Ein gelbes Mädchengesicht mit schwarzgeschminkten Augenlidern, ein rother Tarbusch mit Reihen von Goldmünzen geschmückt, blickt durch die Leinwandthür. Der Körper, in ein Gazehemd, ein gesticktes Leibchen, einen bunten Schleier und weite Beinkleider von Seide gefüllt, folgt trippelnd nach und die Gassie steht vor uns. Andere Schwestern von der Junst kommen nach, zuletzt die Musfi: eine alte Frau mit dem Tambourin, ein Bursch mit einer kleinen Hoboe und ein graubärtiger Geiger mit dem Kabab, der zweisaitigen Violine Aegyptens. Dragoman Hassan macht mit dem gewöhnlichen einfältigen Lächeln die Honneurs, nöthigt die Mädchen auf den Apfelsinentorb, den ein Ibrahim oder Mohammed von der Mannschaft in einen Lehnstuhl umgeschaffen hat, auf die Provisionsliste, die durch eine andere geschickte Hand zu einem leidlich bequemen Divan geworden ist, präsentiert Aquavit und Cognac, den die jungen Damen zum Staunen des Chowadscha in Quantitäten wie die Matrosen zu sich nehmen, präsentiert auch die Pfeife, die dann von der Primadonna bis hinab zu dem Tambourin die Runde macht.

Die Tarabufa des Schiffsjungen mahnt leise an den eigentlichen Zweck des Besuchs. Aber es bedarf eines zweiten Glases und einer zweiten Pfeife, ehe Schellentrommel und Geige die Mahnung begreifen und sich zur Antwort entschließen. Der Fiedelbogen fährt über die Saiten, die Finger huschen am Griffbret auf und nieder, die Hoboe quakt mit der Stimme eines ärgerlichen Säuglings, die Alte schlägt und schüttelt ihre Schellentrommel, mit deren Geräffel Ibrahims Tarabufa ihr Murmeln mischt. Dazu singen sie — ein seltsames tollkühnes Klettern und Springen von einer Stufe der Tonleiter zur andern, ein Näßeln und Gurgeln, ein diabolisches Kreischen und Zittern, wie wir es nur im Orient hören, wie wir uns die Musfi vorstellen, welche das Orchester auf den Tableaux der alten Tempelwände machen würde, wenn es plötzlich von neuem belebt, zu uns herabstiege. Wir denken an ein Concert der Un-

terwelt, unsere Matrosen schweben in den Tönen wie im Paradies. Das taktmäßige Händellatschen, mit dem sie die wilde Melodie begleiten, klingt fast wie ihr vergnügtes Schmaggen nach fetten Genüssen. Selbst dem Schiffsjungen quellen vor Entzücken die Augen aus dem Kopfe und wie toll trommeln seine hülfenden Fingerspitzen auf dem Felle der Tarabufa herum.

Und jetzt erhebt sich die erste Tänzerin, tritt aus den gelben Schnabelschuhen, läßt den Schleier fallen wie Aphrodite den Meereseschaum und schreitet, blos mit Hemd und Leibchen und den weiten Hosen bekleidet, kleine Messingcastagnetten mit Daumen und Mittelfinger emporhaltend, schlank und stolz aufgerichtet in die Mitte des Kreises. Eine zweite folgt ihr in ähnlicher Haltung, doch nur um sie mit einigen Gesen zu begleiten. Bewegunglos wie ein Steinbild steht jene eine Weile da und läßt die wüthende Brandung von Tönen an sich anprallen, bis plötzlich die ganze Oberfläche ihres Körpers erst leise, dann immer heftiger mit der Musfi im Takte zittert. Ihre Hände lassen, über den Kopf erhoben, die Castagnetten erklingen, langsam dreht sie sich einmal um sich selbst, indem ihr rechter Fuß dabei als Stützpunkt dient und alle Muskeln während der Wendung convulsivisch beben, dann schreitet sie bedächtig, ohne Unterlaß mit allen fleischigen Theilen des Leibes vibrirend, vorwärts und rückwärts — ein eigenes Bild von Bewegung und Ruhe in Einem, eine unaufhörliche Aufeinanderfolge von fieberischen Bonneschauern der Leidenschaft, morgenländischer Leidenschaft, morgenländischen Liebesverlangens, glühendster Sinnlichkeit.

„Die ganze Nacht hindurch laß ich nicht ab mit Seufzen um eine einsame Gazelle, die Entführerin meiner Seele. Ich gelobe, wenn meine Geliebte kommt, will ich Thaten verrichten, wie Antar sie nicht vollbracht.“

So erschallt, begleitet von Tambourin und Tarabufa, Kabab und Hoboe, der Gesang der zweiten Tänzerin, in den die übrigen gelegentlich einfallen und der die Primadonna zu neuem spasmodischen Zusammenschauern anregt. Sie schreitet einher wie unter dem Einflusse einer elektrischen Batterie, sie flackert und lodert wie eine wandelnde Flamme.

„Und die Geliebte kam zu mir bebenden Ganges und ihre Augenlider machten mich trunken. Ich streckte die Hand aus den Becher zu ergreifen, da ward ich berauscht von ihren Blicken. O du in dem rosenrothen Kleide, in dem rosenrothen Kleide, Liebling meiner Seele, bleibe bei mir.“

Die Tänzerin beugt sich plötzlich nieder, fällt auf die Knie, streckt sich ihrer ganzen Länge nach immer noch taktmäßig zuckend auf den Boden hin, erhebt sich, in derselben Weise zitternd und tritt dann zurück, um sich wieder in ihr Obergewand und den Schleier zu hüllen, während die Musfi eine andere zu ähnlichen Pantomimen herbeiruft. Die Tänze werden wilder, nackter und überschreiten endlich die Grenze, bis zu der wir ihnen folgen dürfen. „Lejb! Lejb!“ schallt der Bravoruf der Matrosen am Bugspriet zu diesem Nachspiel der Orgien von Bubastis und Canopus, „Wallah!“ murmelte der alte

Stenermann, die Pfeilspitze aus dem Munde nehmend, in seinen Bart und denkt an die Tage, wo auch er jung war (Leib heißt arabisch: gut, Wallah: bei Gott.)

(Johann Calvin.) Es ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung in unserer jüngsten belletristischen Literatur, daß sich so viele Schriftsteller dem biographischen Roman zuwenden. Ob darin ein Fortschritt liegt, möchten wir wohl bezweifeln, wenigstens kann es nicht als ein Zeichen eines lebendigen schöpferischen Geistes gelten, denn die Biographie schließt an sich schon diesen Geist mehr oder weniger aus, indem sie den Schriftsteller zwingt, sich in die knappen Formen der historischen Thatfachen zu fügen und die productive Phantasie höchstens in beliebigen Episoden sich zu ergehen erlaubt, die eben als Episoden nur insofern von Werth sein mögen, als sie den Geist einer vergangenen Zeit mit mehr oder weniger Wahrheit wieder spiegeln. Demungeachtet muß auch diese Form als Roman ihre zeitweilige Berechtigung haben, sonst würde sie nicht in dieser Nachhaltigkeit auftreten, keinen Verleger und kein Publikum finden. Von künstlerischer Abrundung kann in solchen Romanen keine Rede sein, denn selbst die historischen Thatfachen erscheinen nur episodisch an einander gereiht. Man sucht nur den Geschmack des großen Publikums zu befriedigen, das für ernste historische Darstellungen keine Neigung besitzt.

So hat denn Th. König, der Verfasser des ebenfalls biographischen Romans „Luther und seine Zeit“, auch das Leben des großen Genfer Reformators Johann Calvin in eine romantische Darstellung gebracht (Leipzig, Otto Wigand). Wir erlauben uns daraus eine kleine Episode aus der frühern Jugendgeschichte zu entlehnen, in der sich die unbeugsame Energie des Reformators bereits als vollkommen ausgebildet zeigt. Calvin war der Sohn des fiscalischen Anwalts der Grafschaft Nogan und Secretär des dortigen Bisthums, der ihn für die Kirche bestimmte, aber nicht die Mittel besaß, ihm die dazu nöthige Vorbildung zu geben. Ein ihm befreundeter Edelmann, Herr von Mommor, nahm sich des sähigen Knaben an und ließ ihn mit seinen beiden Söhnen von einem Hauslehrer unterrichten. Calvin benutzte diese Gelegenheit, sich Kenntnisse zu erwerben, sehr eifrig, war aber sonst schweigsam und ernst und nahm fast nie Theil an den jugendlichen Vergnügen seiner Mitschüler. Eines Tages saß er, wie gewöhnlich ein Buch in der Hand, in einem Winkel des Gartens, als die beiden Junker mit einander in Streit geriethen, der bald zu Thätlichkeiten ausartete. Als Johann das hörte, ließ er das Buch aus der Hand fallen, sprang auf und lief mit verstärkten Mienen dem Kampfplatze zu. Wir müssen bemerken, daß er eine sehr große Zuneigung für Alfred, den Jüngeren der Mommor, in seiner Brust hegte, obgleich er sie äußerlich nur selten zeigte. Der ältere der beiden Brüder, Franz, hatte sie aber doch erathen und beneidete seinen Bruder darum. Auf dem Kampfplatze angekommen, drängte sich Johann furchtlos zwischen die Kämpfenden, trennte sie und rief Franz zu: „Es macht Dir wahrlich keine Ehre, Franz, Deine Faust gegen einen Schwä-

chern zu erheben.“ — „Das sagst Du,“ versetzte Franz zornig, weil Du selbst ein Schwächling bist.“ Es war eine Eigenthümlichkeit Johann's, daß ihn der Zorn eines Gegners selbst kälter und ruhiger zu machen schien. Mit einem Blicke stolzer Verachtung sprach er: „Wenn körperliche Stärke eine Tugend ist, so sind Deines Vaters Knechte tugendhafter als Du.“ Außer sich vor Zorn trat Franz einen Schritt vor und erhob die Hand gegen Johann, ließ sie aber nicht auf ihn fallen, denn der Blick, mit dem dieser ihn beobachtete, brachte ihn zur Besinnung. „Warum schlägst Du nicht?“ fragte Johann mit einem Blicke herausfordernden Spottes. — „Weil ich einen Bettlerjungen nicht schlagen mag,“ rief Franz mit glühendem Gesicht: „weil ein Kampf mit Dir mir keine Ehre brächte“ und überhäufte ihn nun mit Vorwürfen und Schmähungen, daß er die Güte seines Vaters schmählich mißbrauche und heimtückisch zwischen ihnen, den Brüdern, Zorn und Feindschaft nähere. Johann's bleiches Gesicht ward gelb, verrieth aber die innere Aufregung sonst nicht. „Du bist ein Prahler!“ sagte er kalt. „Deine Anschuldigungen sind so unbegründet, daß Du sie selbst nicht glaubst und sie widerrufen wirst. Ja, Du mußt sie widerrufen,“ fügte er hinzu, als Franz trotzig den Kopf schüttelte. „Du wirst sie laut und feierlich widerrufen, wenn ich ferner noch an einem Tische mit Dir sitzen, wenn ich Dich nicht verachten und mein ganzes Leben einen Lügner nennen soll.“ Auf der breiten Stirn des zwölfjährigen Knaben lag eine unbeugsame Energie ausgedrückt und sein Blick war gebieterisch und wie Hoheit strahlend. Der junge Edelmann schlug verwirrt die Augen nieder. Da trat Herr von Mommor, der zufällig einen Spaziergang durch den Garten gemacht hatte und Zeuge des ganzen Vorgangs gewesen war, aus dem Gebüsch und Johann wandte sich sofort an ihn mit der Frage, ob er gehört habe, was so eben gesprochen worden. „Ich habe Alles gesehen und gehört,“ erwiderte der Edelmann. — „Und betrachtet auch Ihr mich für einen Bettlerjungen und für böse und heimtückisch?“ — „Ich erkläre Dich vielmehr für einen guten und redlichen Knaben, der, wenn auch nicht ein tapferer Ritter, doch gewiß ein tüchtiger Mann zu werden verspricht. Du aber, Franz, hast Dich nicht betragen, wie es Deines Vaters Sohne, einem Mommor geziemt.“ — „Ich danke Euch, Herr,“ sprach Johann, indem er seinem Wohlthäter die Hand küßte, „sowohl für Euer gutes Zeugniß, wie für alles Gute, das Ihr an mir gethan. Dankbar werde ich immer das Andenken an die edle Familie von Mommor bewahren.“ — „Was soll das heißen? Deine Worte klingen wie ein feierlicher Abschied.“ — „Euer Sohn, Herr, darf nicht wieder mit einem Bettlerjungen und bösen Buben an einem Tische sitzen.“ — „So hat Dich meine Ehrenerklärung nicht zufrieden gestellt?“ — „Wohl, Herr, aber Euer Sohn muß seine Beleidigungen widerrufen. Ich habe es gesagt,“ sprach der Knabe mit einer Entschiedenheit, als ob er schon groß und mächtig wäre und eine ganze Nation seinem Worte gehorchen müßte. — „Nun, Franz,“ sagte der Hausherr lächelnd, „so kann ich Dir nicht helfen. Du wirst Deine Anschuldigungen widerrufen und Johann die Hand zur Versöh-

nung reichen.“ Und so geschah es. Franz reichte nach einigem Widerstreben Johann die Hand und bat ihn um Verzeihung; Johann aber forderte ihn auf, auch mit seinem Bruder sich wieder auszuöhnen.

(Eine sonderbare Hochzeit.) Von dem berühmten und auch in Deutschland gern gelesenen Romanschriftsteller Charles Dickens ist ein neuer Roman erschienen unter dem Titel „Große Erwartungen“, von dem durch die Weber'sche Buchhandlung eine Uebersetzung besorgt worden ist. Wer Gefallen an der seltsamen Darstellung dieses Schriftstellers findet, die in diesem neuen Romane noch schärfer ausgebildet erscheint, als in seinen frühern Dichtungen, wird ihn gewiß nicht ohne lebhaftes Interesse und große Befriedigung lesen. Alle Charaktere, die darin auftreten, tragen etwas eigenthümlich Bizarres an sich und obgleich alle Verhältnisse, in denen sich der Roman bewegt, nur dem gewöhnlichen Alltagsleben entlehnt sind, empfängt der Leser von dem Ganzen doch den Eindruck, als versenke er sich in eine wunderfame Märchenwelt. Da sehen wir ein gespenstisches altes Fräulein, das an ihrem Hochzeitstage von ihrem Bräutigam verlassen wurde und seitdem die Zeit stille stehen ließ, indem sie das Tageslicht von ihrer Wohnung ausschließt, ihren Brautschmuck seit jener Zeit nicht abgelegt hat und den Staub des Grabes um sich her eifrig kultivirt; wir kommen mit einem Rechtsgelehrten zusammen, der vorzugsweise Criminalfälle behandelt und nicht minder unheimlich wird, weil er die Gabe besitzt, bei eigner Undurchdringlichkeit, den Menschen, die mit ihm in Verbindung treten, ihre innersten Gedanken herauszulocken; daneben erscheint sein erster Schreiber als ein ebenso seltsames Individuum, das sein Privatleben ängstlich vor seinem Principal verbirgt, ja sich selbst überredet, als sei er eine Doppelnatur, deren eine Hälfte von der andern nichts wissen dürfe. Dieser Schreiber, Wommid mit Namen, thut Alles anders als andre Menschen. Sein kleines Landhaus hat er in ein gothisches Schloß verwandelt mit cranelirtem Thurm und einer Fallbrücke, die er jeden Abend aufzieht und sein Schlafengehen der Nachbarschaft durch das Abbrennen eines kleinen Böllers anzeigt. Wie ängstlich er ist, sich selbst und der Welt die wichtigsten Ereignisse seines Privatlebens zu verbergen, mag folgende Episode aus seinem Leben zeigen.

Herr Wommid ist natürlich mit dem Helden der Erzählung befreundet, da sein Principal, Advocat Jagers, dessen Vormund ist, nachdem ihm, nämlich Herrn Pip, dem Helden, von unbekannter Hand große Erwartungen in Aussicht gestellt worden sind. Wommid kommt eines Abends zu Pip, unterhält sich mit ihm freundlich und sagt endlich: „Was meinen Sie dazu, wenn ich mir am Montage einen Feiertag geben zu lassen beabsichtige, Mr. Pip? — Wie? Ich denke mir, Sie haben so etwas wohl in den zwölf letzten Monaten nicht gethan?“ — „Sagen Sie lieber, in den zwölf letzten Jahren nicht. Ja, ich werde mir einen Feiertag ausbitten. Ja, noch mehr; ich werde einen Spaziergang machen. Ja, und noch

mehr; ich werde Sie bitten, mich zu begleiten.“ Pip will die Einladung ablehnen, Wommid kommt ihm aber zuvor und fährt fort: „Ich kenne Ihre Verpflichtungen, und ich weiß, daß Sie in gedrückter Stimmung sind, Mr. Pip. Aber wenn Sie mich verpflichten können, so würde ich es sehr anerkennen. Es ist kein langer Spaziergang und wir machen ihn am frühen Morgen. Wir wollen annehmen, daß er Ihre Zeit (indem wir das Frühstück nach dem Spaziergange mit einschließen) von 8 bis 12 Uhr in Anspruch nehmen wird. Könnten Sie nicht ein Uebriges thun und sehen, daß Sie es einrichten?“ Die so dringend ausgesprochene Bitte konnte nicht ausgeschlagen werden.

Zu der bestimmten Zeit am Montag Morgen schellte Mr. Pip am Schloßthor und wurde von Wommid selbst, der verschlossener als sonst zu sein und einen glänzenden Hut zu tragen schien, in Empfang genommen. Drinnen standen zwei Gläser Rum und Milch bereit und zwei Biscuits. Als wir uns (Herr Pip erzählt selbst) durch Rum, Milch und Biscuits gestärkt hatten und im Begriff waren, auf Grund dieser Stärkung unsern Spaziergang anzutreten, war ich sehr erstaunt, als ich Wommid eine Angelruthe aufnehmen und über seine Achsel legen sah. — „Wie, wir wollen doch nicht angeln gehen?“ sagte ich. — „Nein,“ erwiderte Wommid, „aber ich gehe gern mit einer Angelruthe spazieren.“ — „Ich fand dies eigenthümlich,“ sagte aber nichts und wir machten uns auf den Weg. Wir gingen nach Camberwell-Green und als wir dort beinahe angelangt waren, sagte Wommid plötzlich: „Ei, hier steht eine Kirche!“ Es war dies durchaus nichts Ueberraschendes, aber ich war abermals sehr erstaunt, als er sagte — wie wenn ihm plötzlich ein leuchtender Gedanke gekommen sei: „Wir wollen hineingehen!“ Wir gingen hinein, nachdem Wommid seine Angelruthe im Vorhause gelassen und schauten uns rings um. Inzwischen tauchte Wommid seine Hände in die Rocktaschen hinab und brachte etwas, das in Papier gewickelt war, zum Vorschein. „Ei,“ sagte er, hier sind zwei Paar Handschuhe! Wir wollen sie anziehen!“ Da es weiße Glacéhandschuhe waren und Wommid sich auf's Neueste anstrengte, sie an seine Hände zu bringen, fing ich jetzt an starken Verdacht zu hegen. Dieser stieg bis zur Gewißheit, als ich den Alten (Wommid's Vater, einen 80jährigen Greis, den der Sohn mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte) durch eine Seitenthür eintreten und eine Dame führen sah. „Ei,“ sagte Wommid, „hier ist Miß Stiffins! Wir werden eine Hochzeit haben.“ Als darauf der Geistliche und der Küster erschienen, wurden wir der Reihenfolge nach vor dem verhängnißvollen Gitter aufgestellt. Seiner ursprünglichen Idee getreu, als thue er dies Alles ohne Vorbereitung, hörte ich Wommid, indem er, ehe die Trauung begann, etwas aus seiner Westentasche nahm, zu sich selber sagen: „Ei, hier ist ein Ring!“ Und so verheirathete sich Herr Wommid plötzlich, als wenn er zuvor gar nichts davon gewußt hätte.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Als Gast des Hauses war indessen Bielow zu größerer Rücksicht gegen Alicen, die Nichts der Gräfin, gezwungen, sein Benehmen überschritt aber nicht die Grenze der gewöhnlichsten Artigkeit und jener üblichen Form des geselligen Lebens. So redete er denn mehr mit ihr wie mit Agathen, er war auch auf dem Hin- und Rückwege zur Kirche ihr Begleiter, da sie zur Seite ihrer Tante ging und er dieser den Arm geboten. Was das eitle verblendete Mädchen als persönliche Huldigung annahm, betrachtete die welterfahrene Frau mit ganz andern Augen und Bielows Zerstreuung, die Alicen als neuer schmeichelhafter Beweis für ihre Vermuthung, geliebt zu werden, galt, bewies der Gräfin nur, daß ihr junger Begleiter unausgesetzt an Agathen dachte, die in Begleitung des Grafen ging. Es beunruhigte die gute Frau, daß der Liebende von der Flamme seines Herzens getrennt war und konnte es dennoch nicht ändern, daß ihr Gast eine gewöhnliche Rücksicht gegen sie und Alicen nahm, ihr Sohn sich wiederum Derjenigen widmete, die ein Mitglied ihres Hauses. Um nun aber einem Verhältniß nicht hindernd in den Weg zu treten, das

Agathens Glück zu begründen vermochte, beschloß die Gräfin bei Tische, wo Bielow abermals zwischen ihr und Alicen saß, sich am Nachmittage in ihr Zimmer zurückzuziehen und Bielow ein ganz freies Feld zu seinen Operationen zu lassen. Bevor sie ihre Absicht ausführte, berief sie ihren Sohn zu sich und sagte ihm offen den Grund ihrer Handlungsweise. Nicht ohne Erstaunen sah der Graf sie an und entgegnete ruhig:

„Ich glaube, liebe Mutter, Du kannst ohne Furcht, durch Deine Anwesenheit Fräulein Harlings Glück zu beeinträchtigen, immer bleiben, denn so wie mir scheint, liebt sie Herrn von Bielow nicht.“

„Sie wird aber seinen Antrag annehmen!“ sagte die Gräfin mit größter Bestimmtheit.

„Weißt Du das sicher?“

„Ganz! Sie hat offen zu mir über diese sogenannten Vernunftstehen und Vernunftpartien gesprochen, als sie mir erzählte, wie zwei ihrer Schwestern sich nur mit ruhiger Ueberlegung ohne alle Neigung verlobt. Ich entsinne mich deutlich ihrer vernünftigen Worte: „es würde Thorheit gewesen sein, Anträge von Männern abzulehnen, die ihnen ein unabhängiges Leben sicherten und sie der auf die Dauer so trostlosen Existenz einer Erzieherin entrißen.“ Nach ihren Aeußerungen zu urtheilen, war sie dieser Existenz selbst sehr überdrüssig und ich glaube, daß sie sogar mit Freunden eine Gelegenheit ergreifen wird, ein reiche Frau und vornehme Dame zu werden.“

So unangenehm auch der Graf durch diese Worte

berührt wurde, ließ er seiner Mutter den Eindruck nicht merken und nahm sich nur von Neuem fest vor, ein Herz ernstlich zu prüfen, dem er so geneigt gewesen unbedingt und fest zu vertrauen. Ihn störte bei dieser Absicht nur die dringend ausgesprochene Bitte seiner Mutter zu vermitteln, daß Bielow ungestört mit Agathen reden und er Alicen beschäftigen solle. Der Graf ahnte nicht, daß seine Mutter an die Erfüllung dieser Bitte den Gedanken reichte, die Beschäftigung mit Alicen möchte ihm gefährlich werden."

Der Graf war verstimmt, als er nach der kurzen Unterredung mit der Mutter in den Salon zurückkehrte, wo Bielow und die beiden Damen waren, er wurde noch verstimmt als er eine Zeit lang der Unterhaltung zugehört, die Bielow nicht allein mit Gewandtheit, sondern mit Geist führte. Hugo mußte sich gestehen, daß man ihm nicht zu viel des Lobes von dem jungen Manne gesagt. Bielow verband mit lebenswürdigem Wesen einen reichgebildeten Geist und der Ernst, die Gediegenheit seines Charakters trat in einzelnen Aeußerungen und bei Anschauungen des Lebens deutlich hervor. Hugo dachte nach einigen Stunden des Zusammenseins, daß nicht allein Agathe, sondern jedes Mädchen sich durch die Bewerhung eines solchen Mannes geehrt fühlen könne. Mit etwas schwerem Herzen entschloß sich Wildensfurt gegen Abend, Bielow das Feld zu räumen, er bewog Agathen mit dem Gaste Schach zu spielen und setzte sich, um Beide ungestört zu lassen, mit Alicen in die entfernteste Ecke des Salons, er zeigte ihr Bilder, unterhielt sie von seiner Reise und beschäftigte sich am ganzen Abend nur mit ihr.

Alice kam dadurch zu der Ueberzeugung, ihr Vetter liebe sie ebenfalls und war überglücklich. „Wen soll ich wählen?“ war die Frage, die sie ausschließend am Abend des ersten Feiertages beschäftigte. Am Tage darauf neigte sich die Wagschale ihrer Gunst ihrem Vetter zu, für den nur noch sie auf der Welt zu sein schien. Zu ihrer Entscheidung trug ein Brief ihrer Mutter bei, den sie am Morgen erhielt, denn darin stand die Ermahnung: „Bedenke wohl, Alice, daß Dein Vetter eine bedeutend bessere Partie als Herr von Bielow ist und Hugo außerdem den Grafentitel besitzt.“

Agathen war die Veränderung in des Grafen Benehmen nicht entgangen, sie wußte auch deutlich, daß sie von dem Augenblicke ab eingetreten, nachdem er eine kurze Unterredung mit seiner Mutter gehabt, sie hielt sich fest überzeugt, daß er aus Liebe zu die-

ser die Liebe zu einem Mädchen überwinden könne, die ihr keine erwünschte Schwiegertochter sei. Wer der Gräfin aber eine erwünschte Schwiegertochter war, das gestand sie Agathen am Nachmittage des zweiten Feiertages ganz offen, als Cousin und Cousine zusammen muscirten und Graf Hugo Alicen solche Artigkeiten über ihre großen Fortschritte im Spiel sagte, daß sie vor Glück und Freude ganz falsch griff.

„Meine Nichte würde die passendste Frau für Hugo sein;“ setzte die alte Frau mit freundlichem Blicke auf die lachende Alice hinzu, „sie ist so heiter, so kindlich und das liebt er Beides.“

Agathe neigte ihr erglühendes Antlitz noch tiefer über ihre Sticckerei, stückte so eifrig fort, daß sie nicht sah wie die Gräfin von ihrem Platze aufstand und der Sohn den Stuhl ihr gegenüber einnahm. Erst seine Frage: „So fleißig, trotzdem das Weihnachtsfest vorüber?“ machte ihr den Wechsel bemerkbar; sie erschrak — sah sich um, — erschrak noch mehr als sie bemerkte, daß sie mit Wildensfurt allein im Salon war, faßte sich aber möglichst schnell und erzählte, daß sie an einem Brautschleier für ihre Schwester arbeite, die sich kürzlich verlobt habe.

„Wird die Hochzeit bald stattfinden?“

„In den ersten Tagen des Januar.“

Wildensfurt erkundigte sich nach dem Namen des Bräutigams, erfuhr zu seiner größten Ueberraschung, daß es sein Freund, der Doctor Voigts, sei und hörte auch, auf welche Weise sich die Partie gemacht. — Auf seine Frage, ob die Verlobung aus Neigung Statt gefunden, gestand Agathe offen, was sie einst seiner Mutter darüber gesagt und sie, die sich selbst in der unangenehmsten Lage ihres Lebens zu keiner Versorgungspartie entschlossen haben würde, redete diesen Heirathen das Wort, um ihre Lieblingschwester in seinen Augen zu entschuldigen. Jedes ihrer Worte berührte aber den Grafen auf das Widerwärtigste und als sie geendet, hielt er sich überzeugt, daß auch sie nie den Antrag eines Mannes ablehnen würde, gegen den die Stimme der Vernunft und Ueberlegung Nichts einzuwenden hätten. In dieser Annahme wurde er bestärkt, als sie von der Verlobung ihrer Schwester Marie sprach, die, wie sie ihm sagte, vor Jahren gegen den Willen ihrer Mutter einem armen Hauslehrer ihr Wort gegeben, sich dadurch eine gute Partie verschert, jetzt schon so manche Unannehmlichkeit in ihrem langen Brautstande zu ertragen gehabt und von ewiger Sorge um die Zukunft gequält würde. Graf Wildensfurt erkundigte sich nach dieser Sorge und erfuhr, daß die

Bereinigung des Paares von des Verlobten Anstellung als Pfarrer abhängig. Agathe setzte hinzu: „Setzt — hier in Arnau, wo sich so viele Candidaten um die vacante Predigerstelle bewerben, da habe ich erst die Bedenklichkeiten meiner Mutter gegen Verbindungen verstanden, wo der Mann dem Mädchen mit dem Antrage seiner Hand nicht zugleich sichere Lebensstellung zu bieten vermag.“

„Da wird Ihre Frau Mutter wohl mit Ihrer Partie unendlich zufrieden sein!“ sagte der Graf mit leichter Ironie.

„Mit meiner Partie?“ wiederholte Agathe noch erstaunter über den Ton als die Worte.

„Verzeihen Sie die Neckerei,“ erwiderte er kalt, „und lassen Sie mich hoffen, verehrtes Fräulein, daß ich Ihnen bald zu solcher Verbindung meinen aufrichtigsten Glückwunsch sagen kann, wo sich Ihnen mit dem Heirathsantrage zugleich die Aussicht auf eine gesicherte Lebensstellung bietet, in der Sie ja das höchste Erdenglück zu finden scheinen.“

Wie tief erröthete Agathe bei diesen bitteren und ironischen Worten, — wie schmerzlich berührte sie die Ueberzeugung, daß Graf Wilbenfurt sie gänzlich mißverstanden und ihre Worte, die sie zur Vertheidigung ihrer Mutter gesagt, so falsch gedeutet. Da er sie sofort verließ, konnte sie das Mißverständniß nicht einmal aufklären. Die Betrübniß ihres Herzens nahm am folgenden Morgen zu als sie hörte, daß er eine kleine Geschäftsreise angetreten und steigerte sich mit jedem Tage, den er fern blieb.

Alice wandte sich nach ihres Veters Abreise wieder ganz Herrn von Vielow zu, er mußte mit ihr Schach spielen, ihre Pieder accompagniren und wenn sie ausritt, ihren Cavalier machen. Sie hielt sich fest überzeugt, daß er Arnau nicht verlassen würde, ohne ihr seine Liebe erklärt zu haben. Als er in den Morgenstunden des Sylvesters eine lange geheime Unterredung mit ihrer Tante hatte, hoffte sie jeden Augenblick herbeigerufen zu werden, um ihr Jawort zu geben und als glückliche Braut in die Arme des überglücklichen Verlobten zu sinken. Sie hatte ihre Locken schon zum dritten Male in Ordnung gebracht, schon zum zehnten Male ihr glühendes Antlitz im Spiegel betrachtet und gefunden, daß sie die reizendste Braut der Welt sein würde, aber immer langte nicht die Botschaft an, daß sie in das Zimmer ihrer Tante kommen sollte! — Plötzlich tönte Hufschlag an ihr Ohr, sie stürzte an das Fenster und sah Vielow im gestreckten Galopp von dannen reiten. — Betroffen

stand sie einen Augenblick da. — Hatte ihre Tante ihn abgewiesen, aus dem Grunde abgewiesen, weil ihr Sohn sie liebte? — Sie mußte Gewißheit haben, — eilte zu ihr und stand nach wenigen Secunden in heftigster Erregung vor der alten Dame, die, wie sie glaubte, über ihr Schicksal entschieden, ohne sie nach ihrem Wünschen und Willen gefragt zu haben. Zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen vernahm Alice die ganz unerwartete Nachricht, daß Herr von Vielow um Agathe Harling angehalten und diese zum größten Kummer des Bewerbers seinen Antrag auf das Entschiedenste abgelehnt und er Arnau im ersten heftigen Schmerz getäuschter Hoffnung verlassen.

Bei dem bloßen Erstaunen ließ Alice es nicht bewenden. Als sie die Sprache wiedergewonnen ergoß sich der Schmerz ihrer getäuschten Hoffnungen in einen Strom der unsinnigsten Beschuldigungen gegen Agathe, dann brach sie in convulsivisches Schluchzen aus und beweinte diese zweite Täuschung ihres Lebens so heiß und so lange, bis sie die heftigsten Kopfschmerzen hatte.

Die Gräfin suchte ihre aufgeregte Nichte zu beruhigen, brachte sie zu Bette und Alice entschlief endlich mit dem tröstlichen Bewußtsein: „daß ihre gute Tante gewiß bald ihre sehr liebe Schwiegermutter sein würde.“

Agathe hatte durchaus keine Ahnung davon, daß der ihr so ganz unverhofft gewordene Heirathsantrag Alicen solch' trübe Stunden bereitet. Die Gräfin hatte sie nicht zu ihrer Nichte gelassen, Alice zu leidend geschildert, um viel sprechen zu dürfen. So war Agathe denn den ganzen Tag allein gewesen und unter oft recht heißen Thränen hatte sie Nachmittags den Brautschleier für ihre Schwester beendet. Gegen Abend war sie in der Hoffnung in den Salon gegangen, dort die Gräfin oder Alicen zu finden, sie traf aber Niemand, setzte sich in eins der tiefen Bogenfenster und blickte traurig auf die öde winterliche Landschaft. Vor ihren Ohren tönten unausgesetzt die Worte der Gräfin, die sie am Morgen vernommen: „Mein Sohn, der Sie so hoch schätzt und so gern glücklich wissen möchte, würde sich unendlich freuen, wenn Sie auf die Wünsche eines Ehrenmannes wie Vielow eingingen.“

Agathe konnte an diesem Wunsche um so weniger zweifeln als er ja einige Tage zuvor Aehnliches gegen sie selbst ausgesprochen. Nun waren ihr seine Worte am Weihnachtsabend erklärt, jetzt wußte sie auch was er damit gemeint, als er Arnau als ein glück-

liches Terrain für ihr zukünftiges Paradies bezeichnet! — Wie so ganz anders hatte sie diese Worte verstanden, welch' andern Sinn seinen Worten beigelegt! Das Paradies, das sich ihr vor wenigen Tagen in lachender, blühender Schönheit eröffnet, war verschwunden, schnell hatte sie das Flammenschwert des Schicksals aus jenen zauberischen Gefilden des Glücks und der Liebe vertrieben und in die kalte öde Wirklichkeit des Lebens zurückgeführt, in ein so kaltes, ödes Leben, daß sie noch nicht wußte, wie darin ausdauern mit ihrem warmen Herzen, ihren glühenden Empfindungen. Sie schauderte, wenn sie an die Zukunft dachte und da vielleicht kein Tag im Jahre mehr dazu geeignet ist die Gedanken in dieses uns verhüllte Gebiet hinauseilen zu lassen, so irrten auch die Agathens rastlos in dem dunkeln Labyrinth ihrer Zukunft umher und fanden lange, lange Zeit keinen Ausweg. —

11.

Gräfin Wildensfurt zog sich leise und behutsam aus dem Zimmer ihrer Nichte zurück als sie eine Weile Alicens tiefen festen Schlaf beobachtet und sie auf diese beste und heilsamste Art ihrem Herzenskummer entrückt sah. Als sie ihr Wohngemach betrat, harrete ihrer dort die größte Freude und angenehmste Ueberraschung. Sie sah ihren Sohn. — Graf Wildensfurt saß auf seinem gewöhnlichen Platze, in seiner gewöhnlichen Stellung in der Ecke des Sophas, den Kopf in die Hand gestützt, er lauschte mit sichtbarem Entzücken und tiefer Andacht der schönen Stimme Agathens, die im Salon nebenan die herrliche Arie aus dem Elias sang: „Sei stille in dem Herrn, er wird Dir geben, was Dein Herz sich wünschet.“ — Schöner und ergreifender konnte diese wundervolle Tondichtung Mendelssohns nicht vorgetragen werden — vielleicht hatte Agathe sie auch noch nie in ihrem Leben so gesungen wie an diesem Abend, wo ihr Herz tief bekümmert gewesen, in ihrer Seele noch all' die Empfindungen nachzitterten, die sie heftig und gewaltsam erschütterten. Die Musik war schon oft im Leben die einzige Trösterin des bedrängten und verlassenem Mädchens gewesen und sie nahm auch an dem Abend zu den Tönen ihre Zuflucht, als sie sich trauriger und vereinsamter denn je in der Welt fühlte. Wie Perlen reiheten sich klar und rein die tiefen vollen Töne ihrer weichen klangvollen Stimme aneinander und während Worte und Melodie den Sturm in ihrem Innern beschwich-

tigten, riefen sie solchen mächtig in dem Herzen dessen wach, der ihrem Gesange andächtig lauschte.

Einige Augenblicke erlag auch Gräfin Wildensfurt dem Zauber dieser Töne; still und immer stiller wurde es in ihrer Seele, die an dem Tage durch Rück Erinnerung an vergangene Zeiten tief bewegt und durch Agathens feste Entschlossenheit gewaltiger erregt worden als diese eine Ahnung gehabt, wie ihre entschiedene Sprache wirken könne. Zum ersten Male in ihrem langen Leben war in der alten Frau der Gedanke aufgetaucht, wie so ganz anders hätte sich wohl Dein Leben gestaltet, wenn Du in Deiner Jugend ähnlichen Muth, wie dieses arme Mädchen gehabt, so entschieden gesprochen hättest, als man Dein Schicksal auf so grausame Weise entschied!“ — Agathens Energie hatte ihr imponirt und sie voll Bewunderung dieses Charakters gedacht, als das charakterlose Wesen Alicens ihr in den letzten Stunden so klar wie noch nie entgegengetreten und sie bei dem haltungslosen Schwanken ihrer Nichte, von einem Gefühle und Gegenstand zum andern deutlich eingesehen, daß sie sich getäuscht, indem sie ein solches Mädchen als passende Lebensgefährtin für ihren erstnen Sohn erachtet.

Welche Gefühle nun aber auch die Gräfin an dem Tage und Abend bewegt, sie gingen alle in dem Einen des beglückten Mutterherzens unter; mit stillem Entzücken hing ihr Auge an dem geliebten Sohne, der unvermuthet heimgekommen und bald drängte es sie, an dem Herzen zu ruhen, das ihre ganze Welt war und welches Herz, seitdem sie es besaß, sie so überreich für alles Weh ihrer Jugend, für jedes Leid ihres Lebens entschädigt! — Behutsam schlich sie zu ihm, fest umschlossen aber dann ihre zitternden Arme das einzige, das heißgeliebte Kind. — Der Graf sprang auf, er lächelte so heiter, so zufrieden, wie er immer zu lächeln pflegte, wenn er das Glück bemerkte, das seine Mutter in ihm fand, immer und wieder küßte er die theuren Lippen, die ihn so herzlich bewillkommten. Als sie ihn leise und vorwurfsvoll fragte, warum er, nachdem er kaum heimgekehrt, sie wieder verlassen, zog er sie zu sich in das Sopha und antwortete lächelnd: „Ich wollte das alte Jahr einmal recht fromm und würdig beschließen und habe mich daher in den letzten Tagen einzig mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigt.“

„In wiefern, mein Sohn?“

„Ich sorgte dafür, daß wir einen tüchtigen Prediger nach Arnau bekommen, habe alle meine Be-

kannten für meine Wahl bestimmt und — erreicht, was ich wollte!“

„Die Wahl ist doch hoffentlich nicht auf einen der Candidaten gefallen, die hier Probepredigten gehalten haben?“

„Nein, Mütterchen, mein Auserwählter wird Dich erst morgen erbauen und übermorgen bei der Wahl als unser zukünftiger Pfarrer hervorgehen, wenn er die Erwartungen erfüllt, die wir an ihn knüpfen.“

„Wie heißt er?“

„Trautmann.“

„Ist das ein Verwandter von Agathens künftigen Schwager?“

„Der nächste, Mutter! — Er ist es selbst.“

„Wie? — O wie glücklich wird sie sein! Soll ich sie rufen. Die Arie ist zu Ende.“

„Sie beginnt ein neues Lied! Laß sie singen und erzähle Du mir erst wie es Dir in den letzten Tagen ergangen? — Ist Bielow noch hier und wo ist Alice?“

Die Gräfin machte ein so trübseliges Gesicht, daß ihr Sohn sie erstaunt anblickte und verwundert fragte:

„Was ist geschehen? Was hat sich ereignet?“

„Das Unerwartetste!“

„Du weißt ja, Mama, „unverhofft kommt oft!“

„Ach, das hätte ich doch nicht vermuthet.“

„Was denn, beste Mutter? Hat Bielow sich mit Alicen verlobt und bist Du trostlos, daß Dir diese Schwiegertochter entgangen ist?“ Der Graf lächelte so heiter wie selten.

„Wollte Gott, es verhielte sich wie Du sagst!“ rief die alte Frau seufzend. „Der Fall wäre der glücklichste.“

Wildenfurt erblickte, als er langsam fragte: „Ist Bielow mit Fräulein Harling verlobt?“

„Gott bewahre! Sie hat seinen Antrag abgelehnt und er hat uns in höchster Verzweiflung verlassen.“

Der Graf athmete tief auf und rief mit großer Lebhaftigkeit: „Er wird sich schon trösten, Mama! Er ist nicht der Erste, dem etwas mißlingt! — Wie kam das aber, daß sie, die so für Vernunftstehen eingenommen, solch' brillanten Antrag ablehnen konnte?“

„Ja, der Mensch spricht oft ganz anders wie er handelt, mein Sohn. Bei ihr ist wohl der Grund, daß sie eine andere Liebe hat!“

„Andere Neigung?“

„Ja, und noch dazu sehr tiefe, denn sonst hätte sie nicht in der Art zu mir sprechen können, wie sie gesprochen. Ach, es ging mir sehr nahe!“

„Vielleicht irrst Du, liebe Mutter.“

„Ach nein, mein Sohn, wir Frauen haben dafür ein richtiges Verständniß und unendlich feines Gefühl.“

„Erfuhrst Du nichts Näheres?“

„Gar nichts! Ich ersah nur, daß ihre Liebe eine hoffnungslose und unglückliche sein muß; es war nichts Freundiges in ihr, als sie ihr Schicksal entschied und mein Herz brach fast, als Bielow ihr voll Edel-muth Glück wünschte und sie ihn mit tiefer Behmuth bat: „Wünschen Sie mir Frieden, das ich das Einzige, was ich bedarf!“ Wahrscheinlich liebt sie also Jemand, der ihren Werth nicht erkennt, ihre Liebe verwirft, das Kleinod ihres Herzens nicht achtet und sieh, Hugo, der Mensch muß ein kurzsichtiger, ein blinder Mensch sein, daß er den Werth dieses Mädchens nicht erkennt und nach ihrem Besitze trachtet, es ist gar betrübt und ich gäbe viel darum, wenn ich diese thörichte Liebe aus ihrem guten Herzen reißen könnte! Sie macht sie nur unglücklich.“

Die Gräfin schwieg erregt, ihr Sohn stützte in der Weise seinen Kopf in die Hand, daß diese sein Gesicht halb bedeckte, halb verschattete, er fuhr aber empor als seine Mutter nach längerer Pause eindringlich sagte: „Du, lieber Hugo, könntest ein recht gutes Werk thun, wenn Du Agathen beredetest, Bielows Antrag anzunehmen!“

„Ich, beste Mutter, wie sollte ich dazu kommen?“

„Um Bielows Glück zu begründen.“

„Was geht mich dessen Glück an, gute Mutter!“

„Sprich nicht so sündlich, Hugo! Es ist die Pflicht eines jeden Mensch, dem Andern zu helfen wo er kann.“

„Ja, wo er kann, Mutter! Aber ich kann das wahrlich nicht!“

„Du kannst, mein Sohn, und darfst es daher nicht unterlassen. Du hast viel Einfluß auf Agathen, trotzdem sie Dich so wenig kennt, obgleich sie Dich mehr kennt als Du glaubst, denn die ganzen Monate habe ich ihr jeden Deiner angekommenen Briefe vorgelesen. Wie sie all' Deine Urtheile behalten und welches Interesse sie an Deinen Erlebnissen nahm, das hat sie mir nur zu oft deutlich verrathen! Darum sagte ich ihr denn auch heute, daß Du Dich sehr freuen würdest, wenn sie Bielows Antrag annehme. Sie fragte mich so lebhaft, so eindringlich, ob Du es wirklich wünschtest, daß ich schon glaubte, sie würde andern Sinnes werden, als ich ihr versicherte, wie sehr erfreut Du darüber gewesen, als Du Weihnachten — am Tage Deiner Rückkehr von mir gehört hättest, daß

sich ihr in Arnau ein so unverhofftes Glück bieten würde.“

Der Graf war während dieser letzten Worten aufgesprungen und rief lebhaft:

„Wenn Du ihr das gesagt hast, Mutter, so muß ich allerdings gleich mit ihr sprechen, um ihr zu sagen —.“

„Ja, mein Sohn sprich mit ihr, ernst und eindringlich, denn solche Worte eines vernünftigen Mannes können viel Gutes stiften, können bewirken, was keine Frau zu erreichen im Stande ist. Sage ihr also, daß Bielow sie liebt wie nur ein Mann sie zu lieben vermöchte.“

„Das kann ich nicht sagen, denn das weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß das! Sage es ihr also auf meine Verantwortung und stelle ihr auch vor, wie unendlich glücklich sie mit ihm werden würde.“

„Aber, beste Mutter, das kann ich auch nicht sagen, denn woher sollte ich das wissen?“

„So weiß ich es, Hugo! Sie wird glücklich, denn jede Frau, die ihren Mann beglückt, ist glücklich und Agathe, Agathe mit ihrem vortrefflichen Herzen, ihrem edeln Charakter wird Bielow beglücken.“

„Das sage ich ihr nicht, Mutter, das kann ich ihr nicht sagen!“ rief der Graf heftig.

„Du lieber Himmel, was willst Du ihr denn eigentlich sagen?“

„Ich weiß es selbst noch nicht, Gott wird es mir schon eingeben, Mutter.“

„Ach, mein Sohn, laß Dir nur auch Etwas von Deiner Mutter rathen und so vergiß vor Allem nicht ihr anzuführen, daß es ja eigentlich ihr Lebensretter ist, der sie liebt, — der sie schon geliebt, als er sein Leben für sie wagen wollte —.“

„Ja, Mutter, da hast Du Recht, das werde ich ihr sagen. Laß mich nun rasch zu ihr!“

„Vergiß nur Nichts!“

„Gar nichts, beste Mutter!“ Der Graf stürzte so eilig in den Salon, daß die alte Dame ihrem sonst so ruhigen Sohne ganz verwundert nachblickte, dann verließ sie aber ebenfalls das Zimmer, um nach Aisien zu sehen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(„Geographisches Lotto.“) So heißt ein neues Spiel, das eben in elegantester Ausstattung in Baumgärtner's Buch-

handlung in Leipzig erschienen ist und dazu beitragen wird in der unterhaltendsten Weise unter Kindern (und Erwachsenen) geographische Kenntnisse zu verbreiten. Das Spiel ist ganz dem gewöhnlichen Lotto nachgebildet, in welchem es bekanntlich darauf ankommt, baldmöglichst eine Aube, Terne, Quaterne und Quinterne zu bekommen. Die 8 Landarten, die es enthält, werden unter die Mitspielenden vertheilt, welche zuvor irgend einen beliebigen Einsatz unter einander festsetzen. Eine Person übernimmt den Beutel mit den Namenkärtchen, ruft solche einzeln nach einander aus, und wer den ausgerufenen Punkt auf seiner Karte hat, bedeckt denselben mit einer der kleinen runden Marken, die sich in dem andern Beutel befinden. Wer nun zuerst 3, 4, 5, oder je nach Verabredung auch mehr Punkte bedeckt hat, gewinnt einen vorher bestimmten Theil der Einsätze, wer aber zuerst sämtliche Punkte seiner Karte besetzt hat, gewinnt den ganzen Rest und das Spiel beginnt durch frische Vertheilung der Karten von neuem.

(Ein Roman in Pera.) Man kennt die strenge Abgeschlossenheit der türkischen Frauen, weiß aber vielleicht auch schon, wie sehr die Aufrechthaltung dieser alten Sitte zur Zeit des Krimsfeldzugs und durch die Anwesenheit der englischen und französischen Truppen von Seiten der türkischen Frauen vernachlässigt und umgegangen wurde. Zum großen Verdruß und Ingrimm der Türken wurden die Schleier immer kürzer und durchsichtiger, die Besuche in den Kaufhäusern der Ungläubigen immer häufiger und die daselbst angesponnenen Intriguen immer zahlreicher. Nach dem Abzuge der Fremden geschah von Seiten der Türken das Mögliche, um die gelockerte Sitte wieder in ihr altes Recht zurückzuführen; mit unachsichtlicher Strenge wurden Uebertretungen derselben bestraft; demungeachtet erzählen Reisende von mehreren Vorfällen, wobei die Vorsicht und Schlaueit der Türken durch die Intriguen der Abendländer vereitelt wurden. Folgendes Ereigniß, das sich wie ein romantisches Abenteuer liest, fanden wir in den Erinnerungen eines deutschen Offiziers. In der Vorstadt Konstantinopels Pera hatte ein junger französischer Kaufmann ein Geschäft errichtet, das in jenen Zeiten der Lizenz von vornehmen türkischen Frauen besucht wurde und auch später von ihnen nicht ganz vernachlässigt ward. Eines Tages stand er an der Thür seines Ladens, als plötzlich eine tief verbüllte weibliche Gestalt an ihm vorüber in sein Haus floh. Vorsichtig schloß er die Thür und sah, als er in das Innere seines Hauses gegangen war, ein junges schönes Weib vor sich, das ihn zufällig um seinen Schutz ansah. Wie konnte er ihren Bitten widerstehen, da er schon sonst Gelegenheit gehabt hatte, ihr bitteres Geschick zu beklagen. Er tröstete sie also und bat sie gutes Muthes zu sein. Ungeflümmes Pochen an die Thür seines Hauses unterbrach aber bald seine Tröstungen. Eine Anzahl türkischer Kawassen (Polizeidiener) verlangte stürmisch die entflozene Sclavin zurück. Noch trat aber der junge Franzose auf die Straße und leugnete, jemals eine flüchtige Frau gesehen, vielweniger in sein Haus aufgenommen zu haben.

Das Haus des Fremden in Konstantinopel ist für die tür-

lische Polizei eine unnahbare Feste, so lange als der Gesandte seiner Nation nicht durch seine Kawaffen die Oeffnung derselben hat anordnen lassen. Die türkischen Polizeidiener mußten also diese Ermächtigung vom französischen Gesandten auswirken und da der Gesandte auf seinem Landstige weilte, so konnte manche Stunde vorübergehen, ehe der Franzos gezwungen wurde, sein Haus der Durchsuchung zu öffnen. Er sah daher mit höhnlichem Lächeln den Kawaffen nach, als sie sich zurückzogen, um die weitem Schritte zu erwägen. Bis zu ihrer Rückkehr konnten die nöthigen Anstalten zur Rettung der schönen Flüchtigen getroffen werden. Aber auch die Kawaffen waren schlau. Sielaubten nur Einen der Ihrigen an den Gesandten, während die übrigen alle Zugänge des Hauses besetzt hielten. Dadurch kam der französische Kaufmann und seine Schutzbefohlene in eine mißliche Lage. Vergeblich sann er auf Rettung aus der immer dringenderen Gefahr, jeder Plan, den er entwerfen mochte, scheiterte an seiner Unausführbarkeit; ja den einzig möglichen hatte er sich durch seinen eignen Uebermuth selbst vernichtet. Das Haus, welches zunächst an das seinige grenzte, gehörte einem Deutschen, den er bitter beleidigt hatte. Je weiter die Zeit vorrückte, desto düsterer wurde der Franzos, desto verzweiflungsvoller sein schöner Schübling. Da ließ sich plötzlich im Nebenhaus dicht an der Wand, welche beide Häuser scheidet, ein eigenthümliches Pochen, Hämmern und Schaben vernehmen. „Ha,“ dachte der Franzos, „mein Nachbar freut sich meines Unglücks und kann die Zeit nicht erwarten, wo er mir seinen Triumph kund geben kann!“ Aber das Krachen und Hämmern wurde immer lauter und eifriger fortgesetzt und plötzlich brach ein Theil des Holzwerks und aus der Oeffnung wurde das Gesicht des gutmüthigen Deutschen sichtbar. „Nun, Herr Franzos,“ rief er, „legt nicht die Hände in den Schoß und starrt mich an. Helft das Loch größer machen, damit die arme Frau hindurch kann. Ihr habt es freilich nicht verdient, daß ich Euch helfe, aber Unschuldige sollen nicht darunter leiden.“ Mit einem tiefen Stöhnen, der ihn seiner Angst entledigte, machte sich der Franzos an die Arbeit und bald war die Oeffnung in der Wand so weit, daß die zitternde Frau hindurchkriechen und sich retten konnte.

Es war hohe Zeit, denn kaum war sie geborgen, als eine Schaar Kawaffen des französischen Gesandten, leuchtend an ihren rothen, goldverbrämten Gürteln vor dem verdächtigen Hause erschienen und Einlaß begeherten. Der Franzos öffnete und ließ die türkischen Beamten alle Räume des Hauses durchstöbern und sah ihnen schadensroh nach. Eine besondere Beachtung fand ein Kleiderschrank. Die Türken rissen jedes Kleidungsstück einzeln heraus und durchsuchten es, als wenn die Flüchtigen sich in eine Weste oder Rocktasche verborgen haben könne. Man fand nirgends etwas Verdächtiges und die Diener der Gerechtigkeit mußten sich endlich mit Widerstreben entfernen. Sie waren doch nicht klug genug gewesen. Hätten sie den Schrank, statt sein Inneres zu durchsuchen, von der Wand abgerückt, so würden sie das Loch entdeckt haben, durch welches die Frau zu dem Deutschen geflüchtet war.

(**Petrarca und seine Katzen.**) Otto Müller hat in seinem jüngst erschienenen Roman „Aus Petrarca's alten Tagen“ (Berlin, Janke) eine nicht uninteressante Schilderung dieses berühmten und hochgefeierten Dichters und Staatsmannes unternommen, wie er sich in seinen letzten Lebensjahren der Welt und seinen näheren Umgebungen darstellte. Wir erfahren hier, daß Petrarca eine große Vorliebe für Katzen hatte und zwar für eine bestimmte Art dieses Thiergeschlechts. Die Entstehung dieser Vorliebe läßt der Verfasser obigen Romans in folgender Weise den greisen Kammerdiener und Haushofmeister des großen Dichters einem jungen Manne erzählen, der seinen höhern Wunsch kennt, als von Petrarca zum Schüler aufgenommen zu werden. Wenige Wochen nach dem Tode der von Petrarca's Liebern so hoch gefeierten Laura de Sade brachte ein Freund dem Dichter ein junges schneeweißes Käzchen, nach der Lilienfarbe seines Seidensells „Giglio“ genannt, das Donna Laura mit eignen Händen aufgezogen hatte. Der Freund, Ritter Sennuccio del Bene aus Florenz, hatte sich vom Gemahl der Verstorbenen das zierliche Thierchen für den Einsiedler von Vancluse ausgebeten und Petrarca konnte es also als das letzte theure Andenken an die Königin seiner Poesie ansehen. Es ist begreiflich, daß der Dichter einen hohen Werth auf dieses Käzchen legte, es zu seinem Liebling erkor, mit ihm tändelte und spielte und es immer in seiner Nähe behielt. Es war nun wohl natürlich, daß boshafte Spötter sich über die Vorliebe für das Käzchen der Donna Laura Petrarca's lustig machten und behaupteten, er treibe mit dem Thiere dieselbe Abgötterei wie mit seiner einseitigen Liebe zu der Donna selbst, wußten sie doch, daß er neben dieser Liebe eine viel edlichere Liebe zu einer schönen Provenzalin in seinem Herzen gefunden, die ihn in den Besitz einer reizenden Tochter gesetzt hatte. Zehn Jahre hatte Petrarca seine Freude an seiner Giglio, da erkrankte sie in Pavia und starb auf dem Schoße ihres Gebieters. Petrarca wäre trostlos über diesen Verlust gewesen, wenn sein Liebling nicht selbst für reichen Ersatz gesorgt hätte durch Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft. So ward es möglich, daß immer einige dieser annuthigen Geschöpfe in directer Abstammung und von unverfälschtem provencalischem Geblüte vorhanden waren.

Als Petrarca 1374 starb, besaß er noch zwei Käzchen, Giglio und Calendrino, deren Abstammung von dem ersten Giglio unverdächtig war und denen der Dichter die ungebundenste Freiheit ließ, selbst wenn sie die kostbarsten Bücherschätze, auf deren Besitz Petrarca so hohen Werth legte, zerzausten und sehr unglimpflich behandelten, wurden sie nicht gescholten oder aus dem Zimmer entfernt.

Interessant aber ist eine Episode, die der Verfasser mit der Schilderung des greisen Dichters verwebt hat, deren Held Giovanni Malpaghino oder, wie man ihn später nannte, Giovanni da Ravenna ist. Dieser, Sohn eines armen Seidenwirkers in Ravenna, zeigte schon frühzeitig ein außerordentliches Sprachtalent, einen lebhaften scharfen Verstand und einen Durst nach Wissen, der durch die dürre scholastische Methode, welche damals auf den Universitäten üblich war, eher

abgestoßen als angezogen wurde. Er verließ daher 1369 in seinem 18. Lebensjahre die Universität Padua, weil er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihre Lehrer ihm nichts mehr lehren könnten und wanderte nach dem Dorfe Arquà, wo Petrarca durch die Freigebigkeit des Herzogs Carrare einen Landsitz erhalten hatte, um in Ruhe sein Leben beschließen zu können. Petrarca stand in dem Rufe, Meister der griechischen Sprache zu sein, deren Kenntniß damals in Italien noch nicht sehr verbreitet war, wenigstens erhielt seine anderlesene Bibliothek die Mehrzahl der classischen Werke des griechischen Alterthums, unter ihnen auch eine alte Abschrift von Homers unsterblichen Gedichten. Nach der Kenntniß dieser Sprache dürstete vor Allem der junge Malpaghino; die Einführung in dieselbe hoffte er von dem greisen Dichter, dem er von seinem berühmten Lehrer Donatus dringend empfohlen war. Aber Petrarca war sehr launisch und bei der Aufnahme von Schülern außerordentlich mißtrauisch. Er nahm daher den jungen Mann sehr kalt auf und duldete ihn endlich nur in seinem Hause, weil Malpaghino eine sehr schöne Handschrift besaß und ihm also als Abschreiber und Secretair sehr nützlich sein konnte. Von einem Unterrichte in der griechischen Sprache wollte er lange nichts wissen, ja er hatte den jungen Menschen schon fast ganz vergessen, da er eben in wichtigen Unterhandlungen mit dem Herzog von Padua stand wegen der Uebernahme einer Gesandtschaft an den Senat von Venedig, um diese Königin zum billigen Frieden mit dem Herzog und der Republik Genua zu vermögen. Als nun Malpaghino sich plötzlich seiner Erinnerung wieder aufdrängte, indem er ihm eine gelungene saubere Abschrift eines seiner Gedichte überreichte, und ihm von neuem an den Unterricht im Griechischen mahnte, ward Petrarca zornig, schalt ihn seines übertriebenen Ehrgeizes wegen und übertrug ihm andere mühevoll und zeitraubende Abschriften mit dem Beifügen, daß er vorzugsweise zum Abschreiben geboren und befähigt sei, übergab ihm aber endlich auch das kaum lesbare, vom Alter verblichene Manuscript eines Grammatikers über den Bau der griechischen Sprache, damit er sich selbst überzeugen könne, wie schwierig das Erlernen dieser Sprache sei. Man will behaupten, Petrarca habe gar keine Kenntniß von der griechischen Sprache gehabt und dem jungen Manne dieses Manuscript, das die gelehrtesten Florentiner nicht zu entziffern vermochten, nur gegeben, um seinem Wunsche für immer Schweigen aufzulegen. Wenn dies wirklich seine Absicht gewesen, ging sie wenigstens nicht in Erfüllung. Malpaghino besaß aus seinen frühern Studien Geschick und Gewandtheit genug, um die unlesbarsten Handschriften lesbar zu machen. Er überwand auch hier alle Schwierigkeiten und erlangte bald mit diesem ziemlich tüchtigen Leitfaden die nöthigen Vorkenntnisse, um zum Studium griechischer Schriftsteller übergehen zu können, die ihm ein Freund Petrarca zu verschaffen wußte. Inzwischen war Petrarca mit einem glänzenden Gefolge nach Venedig abgereist, hatte dort

glänzende Triumphe gefeiert, war aber auch in Folge der Anstrengungen bedenklich erkrankt. Seine Tochter, die ihm nachreiste, übergab Malpaghino die Aufsicht über das Haus und die Bibliothek ihres Vaters während ihrer Abwesenheit und brachte dadurch den jungen Mann in eine Versuchung, der er endlich unterlag.

Nachdem er genügende Kenntniß des Griechischen erlangt hatte, um die berühmtesten Werke im Urtext zu lesen, erfaßte ihn natürlich auch das heisse Verlangen nach einer Bekanntschaft mit Homers glänzenden Dichtungen. Petrarca, der damals noch das einzige in Italien vorhandene Exemplar derselben besaß, hielt es in einem kostbaren Schreine mit kunstreichem Schloß verborgen. Malpaghino benutzte daher den ihm zugestandenen freien Zutritt zu den Bücherschätzen seines Patrons, um in den Besitz dieser Handschrift zu gelangen. Unablässige Versuche setzten ihn in Besitz des Geheimnisses, wie das künstliche Schloß zu öffnen und nun arbeitete er emsig an der Durchforschung des Gedichts. Sein Ehrgeiz hatte sich die kühne Aufgabe gestellt, den Homer ins Italienische zu übersetzen. Da überraschte ihn plötzlich die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft Petrarca's, ehe seine Aufgabe kaum zur Hälfte beendet war. Sie traf ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel. Sein Vertrauensmißbrauch konnte nicht länger verborgen bleiben, denn seine stille Zurückgezogenheit hatte ihm die andern Schreiber Petrarca's zu Feinden gemacht, aber auch seine Arbeit mußte unterbrochen werden, denn der Dichtergreis hatte fast neidisch sein wissenschaftliches Streben gewaltsam zurückgedrängt und ihm nur Haß und Abneigung gezeigt. Alle diese Besorgnisse trieben ihn zu einer verzweiflungsvollen That. Er entwendete den Homer und legte ein anderes ihm ähnliches Buch an seine Stelle, dann entwich er aus Petrarca's Hause. Jahre vergingen ehe man wieder etwas von ihm vernahm. Erst wenige Wochen vor dem Hinscheiden Petrarca's trat ein junger Benedictiner auf, um dem Greis in seinen strengen Bußübungen beizustehen. Am andern Tage fand man statt des Mönches seine Kutte am Hausaltare und neben dem Lager des entschlumerten Petrarca die schön geschriebene Uebersetzung des Homer im reinsten toscanischen Dialekte, den griechischen Homer aber an seinem alten Plage im Tabernakel. Petrarca jubelte laut über das kostbare Geschenk, das ihm geworden und das ihm eine Einsicht in die herrlichen Dichtungen Homers gestattete. Von Malpaghino, der in dieser Weise sein Vergehen gesühnt hatte, ward keine Spur gefunden. Erst nach Jahren erschien er als leuchtender Stern an dem Himmel der italienischen Gelehrtenwelt als gründlicher Kenner der griechischen und römischen Sprache und seiner Ausleger ihrer Meisterwerke. Wie es damals Gebrauch war, wanderte er von einer Stadt zur andern, überall den Mittelpunkt geistreicher Cirkel und wissensdurstiger Jünger bildend.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Unverhofft kommt oft.

Novelle.

(Schlus.)

Als die Gräfin nach ungefähr einer Stunde dahin zurückkehrte, trat ihr Sohn noch eiliger aus dem Salon als er hineingegangen, führte aber an seinem Arme Agathen und indem Diese vor dem fragenden Blicke der Gräfin ihr leuchtendes Auge zu Boden senkte, rief er lebhaft:

„Mutter, Agathe hat den Antrag ihres Lebensretters angenommen und will die Seine werden!“

Die Gräfin umarmte Agathen und ihr glühendes Antlitz freundlich streichelnd fragte sie sanft:

„Ist es Ihnen auch nicht schwer geworden auf seine Wünsche einzugehen?“

Agathe umschlang die Gräfin fester, Wildensfurt entgegnete lächelnd:

„Nein, Mutter, von der Befürchtung kann ich Dich befreien; als ich ihr sagte, daß ich sie liebte, sie schon damals unbewußt liebte als sie leblos in meinen Armen lag und ich sie dem sichern Tode entriß, da gestand sie mir —“

„Wie, Hugo? — Du liebst sie? — Du rettetest Agathen — Du hast sie jener Todesgefahr entrisen?“

„Um sie fort und fort zu lieben und vor jeder ferneren Gefahr des Lebens zu beschützen!“

12.

Am Morgen des sechsten Januar, des Hochzeitstages von Theodore Harling, herrschte nicht allein das regste Leben und die größte Geschäftigkeit in der kleinen Mansarde der Frau Gerichtsräthin, sondern auch in der eleganten ersten Etage, die die Generalin von Wildensfurt bewohnte, waren schon in aller Frühe das lebhafteste Treiben und die größte Unruhe bemerkbar.

Am Abend zuvor war ein Brief vom Grafen Hugo an seine Tante angelangt, in dem er ihr mittheilte, „daß die Bewohner von Arnau auf einige Tage nach Berlin kommen würden.“ Obgleich er angezeigt, daß er im Hôtel du Nord Quartier bestellt, so hatte die Generalin doch tausenderlei Vorbereitungen zu dem Empfange ihrer Familie zu treffen und ihre arme Schwester mit solchem Vorrath von Aufträgen überhäuft, daß Tantchen es für das Angemessenste erachtete, wie stets bei solchen außerordentlichen Gelegenheiten, die Nacht zu Hilfe zu nehmen, um die Launen und Einfälle ihrer lieben Schwester nur einigermaßen befriedigen zu können.

Das geschäftige Tantchen wirthschaftete in dieser Nacht und dem darauf folgenden Morgen aber mit ganz besonderer Freude, ganz besonderem Eifer. Die ewig combinirende Generalin hatte nämlich ihrer an derartigen Phantasien sehr armen Schwester ihre festen Vermuthungen mitgetheilt und diese bestanden in nichts Anderm, als daß ihr Nefse sich mit Alicen verlobt, wahrscheinlich aus dem Grunde so schnell verlobt, weil Herr von Wielow als gefährlicher Nebenbuhler aufgetreten.

Tantchen, die sehr gründlich in allen Dingen war, namentlich in denen, wo ihre Schwester oft so grundlose Behauptungen aufgestellt, hatte sich freundlich eine nähere Erklärung für diese Auffassung der Reise erbeten. Etwas verletzt war ihr von der Generalin erwidert worden: „Aber, beste Clotilde, ein außergewöhnliches Ereigniß muß doch jedenfalls dieser Reise nach Berlin zu Grunde liegen, denn wie würde sich sonst meine alte bequeme Schwägerin entschlossen haben, mitten im Winter und dazu so plötzlich Arnau zu verlassen, was anders hätte wohl Hugo, dem Berlin ein so fataler Aufenthalt ist, bestimmt, jetzt die Reise zu unternehmen.“

„Er bittet Dich aber in seinem Briefe inständigst, keine Vermuthungen an die Reise zu knüpfen!“ schaltete die Tante ein.

„Das bestimmt mich eben um so mehr in meinem Glauben, daß er mit Alicen verlobt ist.“

Tantchen war wohl einleuchtend, daß ein außergewöhnliches Ereigniß die Reise veranlaßt, doch sie konnte nicht so schnell wie ihre Schwester annehmen, daß dieses außergewöhnliche Ereigniß gerade Alicens Verlobung sein müsse. Die Generalin zuckte etwas verächtlich ihre Schultern und sagte gereizt: „Du warst stets ein wenig schwerfällig von Begriffen, gute Clotilde, doch lies Alicens Brief, da schwinden hoffentlich Deine letzten Bedenken!“

Die Beschuldigte las diesen Brief und die bedeutungsvollen Worte: „Ich vermag vor Aufregung nichts zu schreiben und werde Euch mündlich erzählen was sich hier so plötzlich unerwartet zugetragen.“ diese Worte riefen denn auch bei dem Tantchen die Ansicht hervor, die ihre Schwester hegte. Freundig wirthschaftete sie Nachts in der Küche, traf Vorbereitungen zum glänzenden Familienbinnen, säuberte die Zimmer zum Empfang der Gäste, sah nach, ob auch Nichts an den Toiletten der Schwester und der Nichten mangelte und konnte Morgens beim Frühstück der gähnenden Generalin die Antwort geben, welche die Lösung ihres Lebens zu sein schien: „Alles besorgt, Alles fertig, liebe Leonore!“

Die durch Jahre lange unerhörte Anforderungen gestählten Nerven des alten Tantchens erlitten aber fast eine Erschütterung, als ihre an Ideen so reiche Schwester lebhaft entgegnete: „Wie lieb ist mir, daß Du so weit bist, liebe Clotilde, denn mir ist über Nacht der glückliche Einfall gekommen, unser liebes Brautpaar, das uns zu überraschen gedenkt, ebenfalls zu überraschen und ihnen zu Ehren heute eine Soirée zu geben,

die an Glanz Alicens kühnste Erwartungen übertreffen wird! Nur unsere nächsten Bekannten und hier ist die Liste.“

Tantchen sah, daß auf der Liste über fünfzig Personen standen, machte Einwendungen, behauptete, es ginge nicht, doch die von ihrer neuen Idee eingenommene Generalin sagte entschieden: „Diese Revanche gebe ich meiner guten Excellenz Vasse und ihre gelben Töchter mögen denn heute Abend schwarz werden vor Reid, daß meine kleine Alice eine so brillante Partie macht und glückliche Braut ist.“

Tantchen faltete ihre Hände und erwog, wie es möglich sei, die Wünsche ihrer Schwester zu erfüllen. Diese nahm ihr die Last des Nachdenkens ab, indem sie sagte: „Höre wie Alles zu machen! Der Bediente besorgt sofort die Einladungen, die Köchin schickst Du zum Conditor und Hoftraiteur und Du besorgst das Frühstück und Diner allein! Ich öffne den lieben Verwandten selbst die Thür, somit fällt es nicht auf, wenn Johann nicht da ist und Dich, liebe Clotilde, werde ich mit Migräne entschuldigen, wenn Jemand nach Dir fragen sollte. Auf die Weise geht es vortrefflich.“

Tantchen sah ein, nichts dagegen machen zu können und zog sich mit ihrer Migräne in das Küchendeartement zurück, die Generalin und ihre Töchter eilten in ihre Ankleidezimmer, wo die Jungfern bereits ihrer harrten und machten, während Tantchen kochte, glänzende Toilette.

Die erste Morgenstunde schlug — der Zeitpunkt wo die Verwandten aus Arnau eintreffen wollten! — Tantchen stand schweigend am Herde und beobachtete die Milch zur Chocolate, sie dachte unter Anderem daran, wie es jetzt wohl oben in der Mansarde sein würde, wo die Trauungsstunde Theodorens herannahe und bedauerte, daß ihr die Zeit mangelte, der Braut den Glückwunsch zu sagen. Geräusch entriß die Sinnende ihren Betrachtungen, sie hörte deutlich laute und herzliche Bewillkommungsreden, wurde neugierig mehr zu erfahren, öffnete die Küchenthür, lauschte und vernahm nun die Worte: „Ich habe die Ehre, liebe Tante, Dir meine Braut, meine über Alles geliebte Braut, vorzustellen und wir kommen nach Berlin, um uns von ihrer Mutter den Segen zu unserer Verbindung zu holen!“

Tantchen erschien die Gratulation ihrer Schwester so lau, sie hatte sie sich als glückliche Brautmutter anders gedacht; ein brenneriger Geruch, ein Zischen machte Tantchens Verwunderung ein Ende, die Milch zur Chocolate kochte über, hastig schloß sie die Thür, um den Gästen den Borgenuß ihres Frühstücks zu entziehen und widmete sich nun ganz der vernachlässigten Milch, die

ihre Freiheit mißbraucht. Auf dem Corridor wurde es still, man mußte in den Salon getreten sein, Tantschen malte sich Alicens Jubel aus, da plötzlich vernahm sie von Neuem lautes Reden, sie hörte die Treppenthüren öffnen, wieder schließen, dann herrschte Todtenstille. Tantschen wunderte sich, daß Alice nicht zu der an Migräne Leidenden kam, sie wunderte sich bald noch mehr, daß Niemand nach ihrer Chocolate verlangte! Fast eine Viertelstunde dauerte ihre Geduld, dann verließ sie vorsichtig die Küche, schlich behutsam in ein Nebenzimmer und lauschte an der Portiére. Sie sah, sie hörte das Unverhoffteste! — Die glückliche Braut lag, in Thränen sich fast auflösend, auf einer Chaise longue.

Die Generalin von Wildensfurt, die ewig lächelnde Weltfrau, lächelte mitleidig zu den Thränenströmen ihres Kindes, lächelte auch als Tantschen todesbleich hinter der Portiére hervortrat, aber lachend, wenn auch gezwungen lachend, rief sie: „Unverhofft kommt oft, liebe Clotilde! Hugo hat sich mit Mamsell Agathe Harling verlobt, die schon vor Monaten in Schlesiens seine Geliebte war. Geschickt hat er die hübsche Intriguantin seiner von Liebe zu ihm verblendeten Mama zugeführt, die arme alte schwachsinnige Frau für die unselige Messalliance gestimmt und sie jetzt veranlaßt mit ihm und seiner Mamsell Braut in die Mansarde zu steigen, wo man die Hochzeit der Schwester mit einem schlesischen Chirurgus oder Hühneraugenoperateur feiern wird.“

Was kümmerte die glücklichen Bewohner der Mansarde, daß Frau Generalin von Wildensfurt ihrem Born durch spitze Redensarten Lust machte! Dort in den kleinen Räumen, die man vermittelst grüner Tannen und Blumen in die reizendsten Laubhallen verwandelt, war nur Freude und Lust zu finden! Dort stand die vom seligsten Glücke strahlende Agathe neben der bräutlich geschmückten Lieblingschwester und befestigte in den blonden Locken der fröhlich plaudernden Thee jenen Schleier, in den sie viel tausend Gedanken an den hineingestickt, der damals ihr so fern und jetzt so nah stand, wie sie nur zu träumen, nie zu hoffen gewagt, jenen Schleier, den sie unter Schmerzens Thränen beendet und nun mit Freudenthränen der Braut übergab!

Die alte Räthin Harling wollte noch immer nicht an das Glück ihrer Agathe glauben, fortgesetzt Einwendungen erhebend, „daß ihr Kind nicht in eine so vornehme Familie passe,“ die Gräfin Wildensfurt versicherte indessen immer von Neuem, wie zufrieden sie mit der

Wahl ihres Sohnes sei und wie Agathe jeder Familie die willkommenste Verwandte sein würde.

Die dritte Gruppe in den kleinen Zimmern bestand aus dem Bräutigam, dem Doctor Voigts, Marie Harling, deren Verlobten und dem Grafen Wildensfurt. Letzterer hatte seiner zukünftigen Schwägerin ihren Verlobten mit den Worten vorgestellt: „Unser neuer Prediger aus Arnau.“ Marie wollte Anfangs auch nicht an diese so plötzliche glückliche Wendung ihres Geschicks glauben, doch als ihr Bräutigam ihr erzählte, daß er vor zehn Tagen durch einen Brief des Grafen nach Arnau berufen sei, dort am Neujahrstage seine Probepredigt gehalten und einstimmig bei der Wahl zum Pfarrer erwählt worden, zweifelte Marie nicht mehr und Hugo von Wildensfurt wurde durch ihren warmen Dank hinreichend für die Mühe belohnt, die er gehabt, um in und um Arnau für den Candidaten Trautmann zu werben.

Doctor Voigts rief nach diesem Danke: „Konnte Etwas an meinem Hochzeitstage die Freude erhöhen, so das Glück, einen so edeln Mann zum Schwager zu bekommen, wie Du lieber Johann bist.“

„Und zu meiner Freude würde es beitragen,“ entgegnete der Graf lachend, „wenn Du mich an meinem Hochzeitstage mit meinem wirklichen Namen anredetest, bester Bernhard!“

„Ja, lieber Freund, ich will ihn jetzt zu erkennen versuchen, denn solcher Namen verdient schon einige Mühe! Nenne mir ihn denn und ich schreibe mir ihn auf, noch ehe ich zum Altare trete und jeden Tag werde ich ihn meiner geliebten Thee wie eine Vokabel herfagen, damit ich ihn kann, wenn ich zu Deiner Hochzeit nach Arnau komme.“

Der Doctor zog seine Notiztafel heraus, der Graf buchstabirte ihm langsam: „Hugo von Wildensfurt“ vor und als er die letzte Sylbe geschrieben, dann das Ganze überlas, schloß er mit zufriednem Lächeln das kleine Buch und sagte triumphirend: „Nun sind wir geboren, jetzt werde ich nicht vergessen, daß Du: „Joseph von Hildensfern“ heißt!“

Das heitere Lachen der Hochzeitsgesellschaft beendete der Ernst der nahenden Stunde. Der erste Schwiegersohn Frau Harlings segnete die Ehe des Doctors und Theodorens ein und als die feierliche Handlung vorüber, die Glückwünsche gesagt, machte von Neuem die frohste Stimmung der ernstern Platz.

Die einzigen Personen, die sich bei diesem kleinen, aber so schönen Familienfeste nicht ganz wohl und behaglich fühlten, waren der Professor der Geographie,

Agathens alter Verehrer, und dessen junge Frau. Er seufzte und stöhnte oft laut, wenn sein Blick von Agathen auf die bessere Hälfte seiner Seele fiel und er bedachte, was er einst erstrebt und was er jetzt errungen. Es herrschte allerdings kein geringer Unterschied zwischen Beiden. Agathe trug ihres Verlobten erstes Geschenk, ein Kleid von lichtblauem Seidenstoffe und einen köstlichen Perlenschmuck. Wie schön auch der sie so sehr kleidende Anzug war, jeder Blick haftete nur an ihrem von Freude und Glück verklärten Antlitz, das noch Niemand so schön, so strahlend gesehen, als eben Der, welcher diesen Ausdruck am Sylvesterabend hervorgerufen. Die alte Frau Professorin bildete eine traurige Folie zu dieser glänzenden Erscheinung. Sie trug ihr Hochzeitskleid, das Farbe zwischen den Farben des Lehms und der Butter hielt und dieser gelbe Schein correspondirte wunderbarer Weise zu ihrem Teint, den langjähriger Reiz, langjährige Bösheit so gefärbt. Mitunter verdeckte tiefe Zornesröthe diese ursprüngliche Gesichtsfarbe, es war in den Fällen, wo Frau Friederike die Seufzer ihres Herrn und Gemahls hörte, die Blicke sah, mit denen er ihre einst so gehasste und noch immer nicht geliebte Nebenbuhlerin betrachtete. Diese Seufzer und sein melancholisches Aussehen veranlaßten die Frau Professorin endlich ihrer Schwester zuzuslüstern, daß ihr lieber Mann zu leidend sei, um die ganze Hochzeitsfeier mitzumachen. Der arme gichtbrüchige Mann mußte denn mit seiner Ehehälfte verschwinden und als er an diesem Tage die Treppe an der Seite seiner Gemahlin herabstieg, wurde er nicht so sanft geführt wie einst, als Fräulein Friederike in Hoffnung auf seine Hand noch Rücksicht auf seine Füße nahm!

Niemand vermistete den Professor und seine Frau bei der weitem Hochzeitsfeier, Niemand beklagte, daß sie Beide einige Wochen später in Arnau an Wildensfurts und Agathens Hochzeitstage fehlten. Die Einsegnung der Ehe seines Gutsherrn gehörte zu den ersten Functionen des neuangestellten Predigers und nachdem er Agathen Wildensfurt angetraut, erreichte auch er das Ziel seiner langjährigen Wünsche und wurde mit Marie Harling vereinigt.

In ihrer glücklichen Ehe fand Agathe reichlichen Ersatz für ihre freudlose Kindheit und ernste schwere Zeit der Jugend. In Arnau, wo ihr Glück erblüht, dort blühte es auch fort und fort und an seinem Gedeihen erfreute sich Niemand mehr als die alte Gräfin Wildensfurt. Was diese nach vielen vergeblichen Hoffnungen nicht mehr erwartet, hatte sich plötzlich in der unverhofftesten Weise erfüllt, in einer Weise erfüllt, wie

das Mutterherz sich nur im schönsten Traum als höchstes Ideal für den geliebten Sohn erträumt.

Versunken, untergegangen war Wildensfurts früheres Leid und altes Weh in dem vollen schäumenden Becher der Seligkeit, die er in Agathens Liebe fand und gedachte er auch wohl manchmal seines verlorenen Jugendglückes, so war sein nächster Gedanke inniger Dank gegen Gott, der sein Leben von Neuem gelichtet und seinem Dasein Reize verliehen, wie er nicht geglaubt, daß die Welt noch haben könne, nachdem Amabel Hallyle von dieser Erde geschieden und ihn in Schmerz und Verzweiflung zurückgelassen hatte.

In Arnau, wo den Besitzern das unverhoffteste Glück begegnet, trug sich im Laufe der Jahre Etwas zu, das Niemand zu erleben gedachte. Der alte David wurde auf seine ganz alten Tage redselig. Die schweigmächtige Periode seines Lebens ging zu jener Zeit zu Ende als der erste Enkel seiner geliebten Herrin zu sprechen begann und seine Anreden vorzugsweise an den treuen Diener des Hauses richtete. Diesem Kinde konnte er nicht mit seinen Sprichwörtern antworten. Diesem Kinde zu Liebe konnte er Unmöglichkeiten leisten und so cultivirte er denn plötzlich die Redseligkeit. Seine Aufopferung für die neu erblühende Generation des Wildensfurtschen Geschlechts ging so weit, daß als in Knaben und Mädchen sich der Sinn für Märchen entwickelte, David alle Märchenbücher studirte, um die Wünsche seiner Lieblinge zu erfüllen. Erzählte er auch immer etwas seltsam, sehr aphoristisch, so war unter seinem kleinen Auditorium keine strenge Kritik und wäre ein Demosthenes gekommen, um den alten David anzustechen, er würde vergeblich erschienen sein!

Die Feindschaft der Wildensfurtschen Familie in Berlin gegen ihre Arnauer Verwandten, die an dem Tage begonnen, wo Graf Hugo Agathe Harling, anstatt Alicen, als seine Braut präsentirt, währte mehrere Jahre. Die Generalin hatte mit jener Eucolade zu viel Galle getrunken und das Lächeln, das sie Abends in ihrer so gänzlich verfehlten Verlobungssoirée zur Schau tragen mußte, war ihr zu schwer geworden, als daß sie die Qual so bald vergessen hätte. Mit dem von Jahr zu Jahr kleiner werdenden Capital, das einst ihre Schwester gewonnen, verminderten sich aber die Gefühle des Hasses gegen ihre reiche Schwägerin und als der letzte Rest der 20,000 Thaler ausgegeben, da senkte sie auch den letzten Rest von Born in Lethe und fragte bei ihrer Arnauer Verwandten an: „ob Alice, die sich ewig nach Agathen sehne, ihre liebe Cousine besuchen und Olga sie begleiten dürfe.“

Alicens Sehnsucht nach Arnau hatte einestheils darin ihren Grund, daß Herr von Vielow bisher noch unvermählt war, andernteils wurde ihr das Leben im mütterlichen Hause immer unerträglicher. Bei den beiden ältesten Comtessen Wildensfurt nahm nämlich Nervenschwäche überhand, als alle Tänzer und Verehrer sich verloren, die dritte, die von Jugend auf Vorliebe für Thiere gehabt, ließ dieser Leidenschaft vollständig freien Lauf als andere Passionen aufhörten, Bälle und Gesellschaften keine großen Reize mehr für sie hatten. So wie die ältesten Töchter nun, auf Divan und Ottomane liegend, ihre Nerven pflegten, nur Romane von Sue und Dumas sie aus ihrer ewigen lethargie zu reißen vermochten, eben so widmete die dritte Wildensfurt ihre ganze Zeit Vögeln, Hunden und weißen Mäusen und pflegte ihre Lieblinge.

Das Nervenleiden und die Menagerie en miniature würden Olga und Alicen kaum aus dem Hause vertrieben haben, denn sie waren den Tag über auf den Promenaden und in Läden, Abends im Theater oder in Gesellschaft, ihnen verleidete die Mutter den Aufenthalt in Berlin, ihre Angst, Kummer und Sorge waren die neuen Ideen der Generalin.

Die Generalin von Wildensfurt war nämlich, seitdem eine Diakonissin im Berliner „Bethanien“ eine brillante Partie gemacht, auf die Idee gekommen: ihre beiden jüngsten Töchter in das berühmte, und wie sie plötzlich fand „vortreffliche“ Krankenhaus eintreten zu lassen. Sie hoffte, sie würde bei Kranken größeres Glück als bei Gesunden machen und traf nun langsam Vorbereitungen zu einem Wechsel ihres Lebens. Die weltlich gesinnte Frau zog sich gänzlich vom Schauplatz ihres bisherigen Wirkens zurück, besuchte nur die Kirche, ging viel in Veststunden und zwang auch ihre Töchter zu jener Schauligion, die ihr als Mittel zum Zweck dienen sollte. Niemand fühlte sich über diesen neuen Feldzugsplan der Generalin unglücklicher als Olga und Alice, die Opfer. Sie fanden es amüsanter, sich eine gute Partie zu erlangen als zu erbeten, sie wollten das Leben genießen, so lange es ging und schauderten vor dem Gedanken „Kranke zu pflegen.“ So gab es denn Scenen und Kämpfe ohne Ende. Die beiden ältesten Töchter sanken in Ohnmacht, wenn die Mutter Olga und Alicen „laut“ ermahnnte und diese sich noch lauter widersetzten, — die Papageien und Hunde der dritten Comtesse ließen es sich in solchen Fällen angelegen sein, die Kranken durch Schreien und Bellen wieder zum Leben zu erwecken und war der Act vollbracht, so führten die

zwei Nervenleidenden wenigstens den Beweis sehr klar daß ihre Lungen gesund waren. Eine solche stürmische Familienscene endete eines Tages mit Olga und Alicens fester Erklärung „sich dem Ansinnen der Mutter, sie zu Novizen zu machen“ auf die Weise zu entziehen, indem sie Erzieherinnen würden. Sprachlos vor Ueberraschung starrte die Mutter ihre Töchter an, die die Absicht hatten, der Familie solche „Schande“ zu bereiten. Als sie das Motiv hörte: „eine Partie wie Agathe Harling machen zu wollen“, lächelte die welterfahrene Frau und antwortete ruhig, „Kinder, das Glück der Erzieherinnen ist nur in Romanen, aber nie im wirklichen Leben zu finden. Eine solche Heldin ist den Autoren interessanter als den Männern der Welt und kommt unter tausend Fällen eine Ausnahme vor, so ist es immer nur Eine unter Tausenden!“

Olga und Alice fanden, daß ihre kluge Mutter dies Mal Recht hatte, sie dachten es sei gescheiter, eine frühere Erzieherin zu besuchen als selbst Erzieherinnen zu werden. — So kamen sie denn nach Arnau. Acht Jahre waren seit Alicens erstem Besuche vergangen und Vieles hatte sich in Arnau verändert, sie selbst aber war unverändert geblieben. Sie war noch dieselbe leichtsinnige gedankenlose Alice, die sie mit siebzehn Jahren gewesen, wenn auch noch jene hübsche, reizende und fröhliche Alice. Bedeutend hübscher wie Alice war Olga, doch eben so gehaltlos.

Den Grafen berührte es unangenehm, seine Cousinen so wieder zu finden, zu sehen, wie der Einfluß der Jahre spurlos an ihren Charakteren vorübergegangen, es machte ihn traurig, daß bei diesen beiden äußerlich so begabten Mädchen nichts für die Ausbildung ihrer Herzen und Gemüther gethan, daß Beide durch die flache Alltäglichkeit ihres genußsüchtigen Lebens selbst so flach geworden. Er sprach oft ernst mit ihnen, überzeugte sich aber, daß diese ernste Sprache zu spät an ihrem Ohre ertönte.

Herr von Vielow, der zu der Zeit längst wieder Arnau besuchte und der gerngesehene Gast des Hauses war, wurde von Olga und Alice unendlich liebenswürdig gefunden. Beide machten ihm die Cour, trotzdem sie deutlich sahen, daß er sie gar nicht bemerkte und nur Augen für Agathens jüngste Schwester hatte. Diese hielt sich mit ihrer Mutter einige Wochen zum Besuche im Arnauer Pfarrhause auf, war aber auch viel im Schlosse bei ihrer andern Schwester und dort sah sie Vielow. Bertha Harling war Agathen im Außern und Wesen sehr ähnlich und der Zauber, den diese einst auf Vielow aus-

geübt, schien nun auf sie übergegangen zu sein. Bertha Harling zeigte sich für Bielows Neigung empfänglicher und erwiderte sein Gefühl zur größten Freude ihrer Schwester von ganzem Herzen.

Olga und Alice nahmen die Nachricht, daß der Besitzer von Haindorf sich mit Bertha Harling verlobt, ruhig auf — wenigstens äußerlich, tanzten fröhlich auf der Hochzeit, die bald nach der Verlobung Statt fand, kehrten aber dann mit der Gerichtsrätin Harling nach Berlin zurück. Ihnen war der Aufenthalt in Arnau zu still, — der alten Frau das dortige Leben zu geräuschvoll, sie sehnten sich nach Bällen und Theater, Jene nach ihrer kleinen Mansarde.

Die Generalin, der das Beten auf die Dauer langweilig geworden, begrüßte ihre heimkehrenden Töchter mit Freude, indem diese sie in die Welt, der sie so ergeben, auf gute Manier zurückführten.

Tantchen, die Zeit ihres Lebens Gott vor Augen und im Herzen gehabt und welche die Sinnesänderung ihrer Schwester so beglückt hatte, — fand sich mit gewohnter Geduld und Ergebung in den abermaligen Wechsel; sie versuchte wohl, Schwester und Nichten von neuem kostspieligen Leben zurückzuhalten, doch ihre Stimme verhallte im fröhlichen Jubel, im lauten Treiben. Ihre Familie hatte nur Sinn für Glanz und Glitter, sie brachte ihr keinen Geschmack am gediegenen Golde bei und so führte denn die Generalin von Wilbenfurt jenes trostlose Leben fort, das so viel Tausende führen und das für solche Menschen so lange den Reiz behält, wie die Mittel ausreichend sind sich Vergnügungen zu verschaffen.

Tantchens einzige Freude blieb ein Besuch der Mansarde. Sie erstieg noch lange nachher die Treppen, wo unsinnige Verschwendung ihre Schwester schon längst aus der ersten Etage jenes eleganten Hauses vertrieben und sie eine kleine Wohnung in einer Vorstadt hatten. Der weite Weg hielt Tantchen nicht ab, ihre alte Freundin zu besuchen, bei ihr sich Trost zu holen. Erleichterte sie ihr von Kummer übervolles Herz bei Frau Harling durch leise Klagen, so sagte diese wohl tröstend: „Verzagen Sie nur nicht, es kann noch anders und plötzlich besser werden, denn „unverhofft kommt oft!“

Tantchen schüttelte bei den Worten aber traurig den Kopf und in Rück Erinnerung des einzigen Glücksfalls ihres ganzen langen Lebens, antwortete

sie seufzend: „Ach nein, — unverhofft kommt nicht oft!“

Luiſe Ernesti.

Feuilleton.

(Eine eigenthümliche Verhaftung) fand kürzlich in Paris vor dem Laden eines Bücher-Antiquars statt. Schon seit mehreren Tagen war den verschiedenen Antiquaren, welche am Quai Voltaire ihre Läden haben, ein bejahrter Mann aufgefallen, der auf sehr verdächtige Art in den Regalen umherstöberte. Man hatte broschirte Bände mit gelbem Umschlage aus den Taschen seines Oberrockes hervorbliden sehen und da das Äußere des Mannes eben keinen ernstlichen Käufer vermuten ließ, so argwöhnte man, daß er die Bücher nicht auf rechtmäßigem Wege an sich gebracht habe. Man hatte sich daher vorgenommen, ihn einmal scharf zu beobachten und auch einen Polizeisergeanten zu diesem Zwecke in der Nähe postirt.

Gegen elf Uhr Vormittags kam der Mann richtig an, ging suchend von Fach zu Fach und sah sich dabei ängstlich um, als ob er sich überzeugen wollte, daß er nicht beobachtet werde. Dann sah man plötzlich einen Moment eine gelbe Broschüre in seinen Händen und als er sich unmittelbar darauf entfernte, bemerkte man wieder eine bedenkliche Anschwellung seiner Rocktasche. Auf einen Wink des Antiquars eilte der Polizeisergeant herbei, trat auf den des Diebstahls Verdächtigten zu und redete ihn mit den Worten an: „Sie sind verhaftet.“ — „Verhaftet, warum das?“ — „Weil Sie eben ein Buch mit gelbem Umschlage von dieser Auslage gestohlen haben.“ — „Wie, ich soll gestohlen haben?“ versetzte der Unbekannte mit einem Gemisch von Erstaunen und Entrüstung. — „Sie wollen noch läugnen, während Sie auf frischer That ertrappet worden sind?“ — „Ich, ein Dieb! . . . O nein, meine Herren, wenn Sie wüßten“ — „Gleichviel, Sie werden mich zum nächsten Polizeicommissair begleiten, das Weitere wird sich finden.“ Der Austritt hatte natürlich eine Menge Neugieriger herbeigezogen, Jeder hielt den alten Mann für einen Dieb und hörte von allen Seiten Äußerungen des Unwillens über ihn. — „Wollen Sie etwa noch läugnen,“ sagte jetzt auch der Besitzer des Antiquarladens zu ihm, „daß Sie seit einiger Zeit täglich in unsern Regalen herumstöbern und daß jedesmal Bücher in Ihren Taschen verschwinden?“ — „Nun, da Sie mich zwingen, meine Herren, will ich Ihnen denn sagen, daß . . . gerade das Gegentheil der Fall ist.“ — „Wie, das Gegentheil?“ rief der Antiquar; „das ist doch zu stark!“ — „Ja, meine Herren, untersuchen Sie meine Taschen und Sie werden darin drei Bände finden, die ich nicht allein Niemandem entwendet habe, sondern die mich sogar schweres Geld, meine ganzen kleinen Ersparnisse kosten!“ Der Polizeisergeant durchsuchte die Taschen des vermeintlichen Diebes und fand in

der That drei Exemplare eines Buches darin, welches den Titel: Dictionnaire des Idées trug.

„Wohlan, meine Herren, suchen Sie bei den Antiquaren des Quai Voltaire und Sie werden bei ihnen fünf Exemplare dieses Werkes finden. Dann erkundigen Sie sich, ob nur einer dieser Antiquare jemals ein solches Buch von Jemandem gekauft hat, um es wieder zu verkaufen und Sie werden hören!“ So sprechend, zeigte der Mann auf ein gelb broschirtes Buch in dem Auslegeregale des Antiquars, der seine Verhaftung veranlaßt hatte, dieser nahm es heraus, betrachtete es und gestand, daß er den Ursprung desselben nicht kenne, auch vor einigen Tagen bereits ein Exemplar davon an den berühmten Bibliophilen Jacob verkauft habe, ohne zu wissen wie er dazu gekommen sei. Der Polizeizagent hatte inzwischen den Verhafteten losgelassen und ersuchte ihn nun um eine nähere Erklärung.

„Die Sache ist sehr einfach, meine Herren,“ antwortete dieser. „Ich bin der Verfasser dieses Dictionnaire des Idées, das bei jedem gebräuchlichen Worte angiebt, welche Gedanken sich an dieses Wort knüpfen können oder sollen, ein wahrer Schatz für jeden Dichter wie Prosaisker. Ueberzeugt von dem Werthe und der Nützlichkeit meines Werkes, für das ich gleichwohl keinen Verleger fand, legte ich mir fünf Jahre hindurch die härtesten Entbehrungen auf, um es auf meine Kosten drucken lassen zu können. Was das sagen will, werden Sie ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß ich, ein armer Lehrer der lateinischen Sprache an einem Privat-Institute, nicht mehr als 1500 Francs Gehalt habe. Mein theures Werk war endlich im Druck vollendet und ich sah vertrauensvoll einem zahlreichen Absatze entgegen. Meine Hoffnungen sollten jedoch bitter getäuscht werden, denn siehe da, der Buchhändler, dem ich das Buch in Commission gab, verkaufte in einem halben Jahre sieben Exemplare und funfzig hatte ich gratis vertheilt! So schmerzlich die Erfahrung für mich war, Etwas war noch schmerzlicher, daß mein „Dictionnaire“ unbekannt bleiben sollte. Ich kam daher auf den Einfall, es dadurch zu verbreiten, daß ich es heimlich in die Auslage-Regale der Antiquare stellte, welche täglich von der gebildeten und gelehrten Welt besucht werden. So erfuhr man die Existenz des Werkes und seines Autors und ich durfte sogar hoffen, daß Der oder Jener es zu einem wohltheilen Preise noch kaufte. Jetzt wissen Sie Alles und werden mich hoffentlich nicht länger für einen Spitzbuben halten.“

Wir brauchen wohl nicht zu bemerken, daß der unglückliche Autor, der sich eines so originellen Mittels zur Verbreitung seines Geistesproductes bediente, nicht weiter festgehalten wurde und ruhig seines Weges zog, um vielleicht den nächsten Antiquar auf gleiche Weise mit einem Exemplare zu beglücken.

(Die Kunst.) Agnese Schebest, die sonst berühmte Sängerin, später Frau des Prof. Strauß (Verf. des vielfach verdächtigten Lebens Jesu &c) und Verf. des sehr ansprechenden Buches „Aus dem Leben einer Sängerin“, hat jetzt bei Ambr. Abel in

Leipzig das Resultat ihrer sehr ernsten Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck unter dem Titel „Rede und Geberde“ (mit 30 Abbildungen) herausgegeben, ein auch äußerlich schön ausgestattetes Buch, das wir dringend empfehlen. Als eine Probe möge Nachfolgendes hier stehen:

„Gerade darum, weil ich eine Pfarrerin bin, die da von den Leuten hören mußte: Kunst und Religion taugen nicht neben einander, und auch darum, weil ich eine Sängerin war, der ihre Kunst noch bis zu dieser Stunde heilig ist, schmerzt mich aus doppelten Gründen jedes Mißverständnis und jede Mißhandlung derselben. Als ob die Kunst nicht auch eine so hohe Heilige wäre, die ihrer Jünger schlaffe Zucht ungestraft dulden würde! Ein Künstler, der nicht beide Götinnen in der einen wie in der andern liebt und verehrt, der muß wohl ein trauriger Künstler sein. Manche benutzen die Kunst allerdings vorzüglich dazu, um durch sie etwa ihre Eitelkeit zu befriedigen, oder die erotischen Strahlen einer bacchantischen Phantasie leuchten zu lassen. Allein, wer sie nur dazu gebraucht, sei es nun durch Malerei, Plastik, Musik oder Poesie, dem ist sie allerdings keine heilige Göttin.“

„Nimm Dir das nicht so zu Herzen, liebe Schwester.“

„Hat doch jüngst“, fuhr Anna fort, „ein sonst ganz vernünftiger Mann behauptet, er werde seine Kinder von allen Künsten keine lernen lassen, weil durch jede derselben viel Zeit verdorben und die Phantasie nur aufgeregt werde. Als ob da, wo Funke und Wärme ist, nicht dennoch ein Ausweg gefunden und durch andere Dinge oft weit Schlimmeres erstrebt würde, als durch eine sorgsame Pflege der Kunst. Frömmelnde Kopfhänger sind darum doch nicht immer fromme Leute, auch wenn sie künstlerische Thätigkeit für Sünde halten; und eine sündhafte, aber genügsame und busfertige Künstlernatur ist noch kein verlorne Schaf, selbst wenn sie die vollste Gluth ihrer Seele bei ihren Kunstleistungen aushaucht.“

„Auch die Pharisäer wollen leben,“ sagte Marie in beruhigendem Tone. „Wer würde denn auf uns herabsehen, wenn sie es nicht wären?“

„Hat wohl jemals irgend Jemand“, hub Anna wieder an, „etwas Unmoralisches darin gefunden, daß Blumen ihren Duft zum Himmel hauchen, und daß auch wir uns daran erfreuen? Warum soll nun das menschliche Gemüth seinem göttigen Schöpfer nicht auch den besten Weihrauch eines liebenden Herzens darbringen?“

„Es ist eigentlich pure Zeit- und Wortverschwendung“, sagte Marie, „wenn Du Dich über die Ansichten solcher Leute ereifern oder gar betrüben wolltest, die keine Kunstliebe haben. Siehst denn etwa in der Thierwelt auch nur Singvögel, Bienen u. s. w. Es will doch jedes Thierlein sein Plaisirlein. Wenn aber ein Bär weniger Freude am Singen als am Brummen hat, so kann er doch nichts dafür, deshalb lernt er doch nach der Pfeife tanzen, mithin ein Beweis, daß auch er Kunstsinne hat, wer ihn nur zu behandeln versteht.“

„Um aber auf die Pflanzenwelt zurückzukommen, weil Du

doch den Duft der Blumen als den für Götter und Menschen erquicklichsten Weihrauch anerkennt, so bedenke doch auch, wie übel wir daran wären, und wohl gar bei lebendigem Leibe verhungern und erfrieren müßten, gäb' es auf Erden nur Maibülmchen-, Beilchen-, Hyazinthen- und Rosenduft, und nicht auch — Kraut und Rüben, Holz und Kartoffeln. Ja, auch Heilkräuter, die uns von unsern Uebeln befreien, und sogar auch Schlingpflanzen müssen sein, wer würde denn das morsche Holz, die harten Felsen und das alte Steingerölle umarmen und zusammenhalten, wenns der Ephyen nicht wäre! Darum laß' leben, was da leben mag und Allem seinen Lauf, und wer genug gelebet hat, der hört auch wieder auf."

„Wär' ich ein Familienvater“, sagte Anna, „so würde mich die Furcht vor „Aufregung der Phantasie“ wahrlich nicht abhalten, meine Kinder zu Kunstübungen anzueisern; im Gegentheil gerade da, wo eine leicht erregbare, wo nicht vielleicht gar warme Phantasie im Verborgenen glimmt, vermag die Kunst deren Feuer auf die unschädlichste und oft doch erfreulichste Weise zu lenken und zu dämpfen. Und wer sich frühe daran gewöhnt, ihr mit voller Hingebung zu dienen, den wird sie nicht allein in der Tugend unterrichten, „sich, wie man soll, zu freuen, zu lieben und zu hassen“, sondern sie wird auch ihre im Jammerthale der Disharmonie bedrängten Jünger aus demselben hervor und mit sanfter Hand in das gelobte Land der Ideen und Harmonien hinüber geleiten. Darum wollen wir uns freuen an jeder Art von Uebungen des Schönen und Guten, und wird durch unser Streben bei geselligen Zusammenkünften auch nur Geringes geleistet, so ist es doch immerhin eine edlere Unterhaltung, als wenn wir z. B. unsere lieben Nächsten durchmustern, ihre unreinen Dinge hervorziehen, unsere eigenen Schwächen und Gebrechen aber durch eine rosenfarbene Vognette beängeln. Auch „lieben“ können wir nur das Schöne und Gute in den Sitten und Handlungen, Gesinnungen und Gefühlen Anderer und während wir dieselben misßführend wiederzugeben bemüht sind, gehen unstimmmende Veränderungen in unserer Seele vor.“

(Das Leben der deutschen Adligen von 1650 — 1750.) Gustav Freitag hat den zwei Bänden seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit einen Band „neue Bilder aus dem Leben des Volkes“ hinzugefügt (Leipzig, Hirzel), der wo möglich noch interessanter ist als seine Vorgänger. Wir werden noch mehrmals darauf zurückkommen und theilen hier nur folgende Schilderung mit:

„Noch ist dem würdigen Herrn einiges von den Traditionen des Ritterthums geblieben: ein tapfrer Offizier wird von ihm mit Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt

ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geschmückten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen. In der Regel beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen, regelmäßig wird purgirt, zur Ader gelassen und zur Kirche gegangen, allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhörs- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsche der Familie läßt er an freien Tagen die Kofse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wohl auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz vor 12 Uhr stattfindet, spielt das Bild die Hauptrolle, hat er Gäste, so werden 7—8 Gerichte aufgesetzt, immer mehrere zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen, noch gelsten viel Sentenzen und Maximen auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit ist, Schriftsteller des Alterthums oder elegante Franzosen ohne Pedanterie zu citiren, das Eigenthümliche fremder Völker, auch Curiositäten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Lectüre nahe legt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würde solche Unterhaltung, auch wenn die Cavaliere von den besten Qualitäten wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen, als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch in dieser Conversation, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz dem engen Gesichtskreise und zahlreicher Vorurtheile, das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständniß zu entnehmen. In der Regel freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeschichten, Complimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken und nur die Feinsinnigen entziehen sich dem Gelage.“

Zuweilen wird auch eine gesellige Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte arrangirt, im Gasthof oder Posthause, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik; ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden eingerichtet mit ausgesetzten Preisen, das „Beste“ ist dann wohl ein Ochse oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volke oder untereinander. — Auch in der Tracht ist der Gutsherr stattlich, sein Stand schon von Weitem erkennbar. Dennoch bestehen die alten Kleiderordnungen und auf die Garderobe wird von Männern und Frauen ein Werth gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Theil des Vermögens in Sammet und Goldstickereien, in Ringen und Juwelen angelegt gewesen, das war größtentheils verloren, aber die Freude an solchem Besitzthum war geblieben und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein wesentlicher Theil ihrer Ausstattung.“

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 51. **1861.**

Preis für 194 hohe Quartbogen mit 88 illuminierten Stahlstichen, gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Platten mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Tblr.

Mit 88 illum. Modenbildern, 12 Musterplatten u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Bergen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Tblr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Vor hundert Jahren.

Von

Gustav Freytag *).

... Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerther Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen und von der Decke und von den obern Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmdoctoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche glockäugig auf den eifrigen Disput der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugsprechen, sondern als Herzenssache. Ob König, ob Kaiserin, ob Sachsen, ob Preußen, wurde häufig erörtert, schon wußte man von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdeß war dem kleinen Bürgermann, den Dienst-

*) Aus der meisterhaften Schilderung des Lebens in Deutschland um das Jahr 1750, welche der Verf. in seiner neuen ebenso lehrreichen als unterhaltenden Schrift „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks“ (Leipzig, S. Hirzel, 1862) mittheilt.

boten und Kindern die Phantasie mit andern Bildern erfüllt, denn noch hielt der alte Aberglaube ihr Leben umspinnen, der seit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden war. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polsterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhause spulte es, bevor ein Feuer ausbrach, immer noch wurde die geheimnißvolle Wehklage gehört, eine Variation des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; noch wurden alte Klagen als Hoxen betrachtet und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Ueberlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte läugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zusammenhanges mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den

Ruinen des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Curioses verborgen sein könne und daß es wohl lohnen möge, einmal nachzugraben, aber er nährt eine souveraine Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit“ durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelese- ne Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geläugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Noch fehlen in keiner Stadt auf- geregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, noch beten die Geistlichen mit der Gemeinde für diese Armen, aber schon behaupten nur die Aerzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgiren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das Interessanteste Ankunft und Abgang des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in die Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr lang- sames unbehilfliches Beförderungsmittel, ihr Schnecken- gang ist noch funfzig Jahre später berüchtigt; Kunst- straßen giebt es noch nirgends in Deutschland, erst nach dem siebenjährigen Kriege werden die ersten Chaussees gebaut, immer noch schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrapost, sorgfältig wird darauf gehalten zu größerer Geldersparniß alle Plätze zu be- setzen und in den Localblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten größeren Städten und Residenzen exi- stiren, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigends Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft, die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wohl eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung eine Licenz gegeben wird, nur zwei Pferde Extrapost nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohl- habend ist, sucht einen Retourwagen, auch solche Reise- gelegenheiten werden mehrere Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Post- kutsche auch concessionirte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personen- verkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chem-

nitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich, nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tage abgehen konnte, nach Meissen gingen das grüne und das rothe Marktschiff, jedes ein Mal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhre sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein. Eine Entfernung von zwanzig Mei- len war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durch- messen, in der Regel wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er die Schnel- ligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen gerade schlecht, was in der Regen- zeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeid- liche als ein Wagniß, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Noch im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandt- schaft nach Frankfurt a. M. zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Weinbruch durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist eine Reise immer noch ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich durch Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereig- niß, neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern lehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die schlechten Straßen, die Un- sicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Land- schaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die leb- hafte Theilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zu- muthen weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche, und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde auch mit „Commissionen“ belastet, mit Ein- käufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Ein-

treiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja Kundschaften und Vermitteln in Herzenssachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um die Wünsche seiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang aber auch die Noth, noch waren Geld- und Paketsendungen auf der Post sehr theuer und nicht überall wurde das Institut für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart bestanden hat; solche Boten — nicht selten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnengluth Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück, sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Acten übergab und hatten am Zielpunkte ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimathort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging wohl auch ein „Kästelwagen“ hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanze umgeben konnten, die Reichen waren immer noch in Gefahr, einem ungeschickten Luxus zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhabig leben konnte, hatte in der Regel seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten in Gerath und Bewirthung. Deshalb waren Gastereien durchaus ungemüthliche Staatsactionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde, in Nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichtern Methode seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, immer noch wurde genau bis aufs Kleinste bestimmt, was Anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Complimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, Alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewisse unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Immer noch war es gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Aber zu lassen, zur purgiren, seine Rechnungen zu be-

zahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Eben so fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittensahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes, die massiven Möbeln, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkaufte hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann schon als Student erstanden, der Klappstisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrerer Generationen. Aber schon begann unter diesem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichter Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage Warum? auch an dem kleinen Brauch. Und überall gab es Einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erschienen; in noch mehreren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbstständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, in der Regel zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigenthümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im Ganzen noch schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden noch häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern aber schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbeln unter denen die Commode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei noch ungewöhnlich, schon war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonderes behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder sehr beliebt. Noch immer war kupfernes und zinnernes Gerath die Freude der Hausfrau. Es wurde damit „Staat“ gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Brunklücken, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgencollationen — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blickte es ringum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches

in großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde das Porzellan neben dem Zinn aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte der offene Porzellantisch selten einer wohlhabenden Hausfrau, mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Gerade damals stand das wunderliche Thier auf der Höhe seines Ansehens es war in die Welt gekommen, Niemand wußte woher und ist eben so unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau grade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnen-damaste wurden sehr schön gefertigt, mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Bedecken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf seine Leibwäsche wurde großer Werth gelegt; das Manschettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor Andern zeigte, galt auch dem ernstesten Manne noch immer als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farben gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verriethen nicht minder als Perrücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens dazu angelegt werden, wenn man ausging und da sie unbequem war und wenigstens die Perrücke schwer ohne Hilfe Anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Im Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte auch Besuche annehmen mußte, die „gute“ Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren noch ganz unbekannt, manche Bequemlichkeiten wurden lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Ta-

schenuhr, er klagt um 1780, daß damals schon jeder Magister, ja jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldene.

Eigene Kutschen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten und in großen Handelsstädten — schon seltener als vor fünfzig Jahren — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Aerzte gerathen, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Miethpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schrecken ein kurfürstliches Pferd mit Sammetsattel und goldbesetzter Schabrake in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise, bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmuth des Rosses annahm und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wunderthier den Leipziguern um Geld vorwies. Da aber die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein jetzt fast geschwundenes Transportmittel sehr in Aufnahme gekommen: die Porteschaisen, sie wurden so häufig gebraucht, wie jetzt die Trotsken; die Träger, durch eine Art Livrée kenntlich, hatten ihre bestimmten Stationen und fanden sich ein, wo Adel und Publikum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchthüren, am Theater.

Strenge war ferner die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhängen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich auch mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich, von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in devoten Formen gefordert, auch die Gatten der Honoratioren redeten einander noch in der Regel mit Sie an.

Was sich einer Familie angeschlossen, gute Freunde, entferntere Bekannte, erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Noch immer wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung durch die Hausfreunde gesucht und erwartet. Protegiren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galtten vor-

nehme und einflussreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte, jede Aufmerksamkeit, Gratulation an Geburtstagen, das Carmen bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst Einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Die Devotion gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen, war noch guter Ton.

Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern noch ein näheres Verhältniß, der Taufpathe war verpflichtet, auch später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen und dies Pietätsverhältniß bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen noch durch seinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieser auffallenden Weichheit hatte der große Krieg und seine politischen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte die Anlage auffällig entwickelt. Eine gewisse Uebung, sich und Andere aufzuregen und zu steigern, besaß fast Jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzenwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Scenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienglieder hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühls-scenen wurden eben so sehr gesucht und genossen als sie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geschlechts häufig zu Tage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verse, die sich auf seine Stimmung bezogen, durch die Schüler absingen, es wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn erriethen und durch Andacht ihre Theilnahme bezeugten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel die Gemeinde zum Vertrauten der eignen Kämpfe zu machen und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit

wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweicht. Wenn noch heute Einzelne ihrer Umgebung dadurch das Behagen verringern, daß sie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln und eine Verstimmung und einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüten älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemüthsanlagen und charakteristischen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Zeiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bilder-saal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens nebeneinander wirken. Vorzugsweise auf Nührung und wieder auf erhebende Empfindung ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Prädicate wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu charakterisiren. Und wieder das eigene Leid und das Unglück Anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid Anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literarischen Verehrer Klopstocks ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volke selbst. Als der junge Magister 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig, er hatte in der Stille eine Tochter seines theuren Lehrers, des Professors Baumgarten, verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimath Saalfeld noch eine andere Zugsndliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dieses und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem obern Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehrere Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal und sein treuer Stubenbursche weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschiede Thränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam, — was damals ziemlich lange währte — und da er in

der Heimath seinem Vater den lobenden Brief Baumgartens übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Falle ist die Nührung aufrichtig und die Thränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu lehren und die innern Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei und die Bewunderung edler Affecte zur Affectation verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreise der Empfindungen ungelent. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber gerade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die methodische ruhige Arbeit des reflectirenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es immer noch durch die abgenützten Bilder der alten Rhetorik gebunden und rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke derselben waren schnell zur Manier geworden. Jetzt ging es ebenso mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne stärker Belebte die Sprache des Gefühls zu bereichern suchten. Hatte ein Dichter die sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses gefühlt, so sprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den schwungvollen Ausdruck. Ebenso wurden die Thränen der Wehmuth und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundschaft sofort stehende Phrasen, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und diese Armuth war allgemein. Fast überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, stößt uns ein Aufwand von Reflexion ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns diese Besonderheit der alten Zeit, wir mögen sie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit schelten.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Kaiser Karls Ring.) Ehe Kaiser Karl der Große hieß, als er noch jung war und des Reiches Sorgen ihn noch wenig drückten, hatte ein Mädchen sein Herz gewonnen. All sein

Sinnen und Denken gehörte ihr, seine Kraft lag gebunden in ihren zarten Händen und wie ein großer Mensch immer ein Ganzes für seine Hoffnungen einsetzt, so liebte er sie mit der ganzen Fülle seines Wesens, wie er nur je die Herrschaft geliebt hat.

Sie war eine Nixe, aber er wußte es nicht. Er sah nur ihre wunderbare Schönheit, er fühlte nur den geheimnißvollen Zauber, mit welchem sie ihn umgab und wenn es ihm auch oft bedünken wollte als wäre sie fast zu ätherisch und zart für ein irdisches Weib, so erblühte sie doch täglich lebensvoller und wärmer in seinen Armen.

Sie aber verschwendete, aus Liebe zu einem sterblichen Manne, die Freuden, welche ein ganzes unsterbliches Dasein ausfüllen sollten, freigebig in den Wonnen des Augenblicks, gleichgiltig ob sie dadurch dem Menschenloos verfallte.

Sie trug an ihrer weißen Hand einen Ring, in welchem ein einziger großer Rubin in tiefem Feuer glänzte. Schon oft hatte ihr Karl den Ring spielend vom Finger gezogen, aber ihn stets zurückgegeben, weil sie so ängstlich bat. Sie versprach ihm die Flechten ihres blonden Haares dafür, sie versprach ihm Alles was sie sei und habe; — aber so wenig auch ihre blauen Augen in andern Dingen seinem Ziehen zu widerstehen vermochten — den Ring gab sie nicht. Und sie wußte warum. Der Ring war das Geschenk einer Fee und hatte magische Kraft.

„Bewahre ihn gut — hatte die Fee gesagt. — Dieser Rubin ist ein Tropfen Blut aus dem Herzen einer Jungfrau, die sich tödtete, weil sie der Sehnsucht nach dem Geliebten, der sie verlassen hatte, erlag. Dich wird er schützen vor ähnlichem Leid, aber jedem Andern, der ihn trägt, soll tödtliche Sehnsucht verfolgen sein Lebenlang.“

Kaiser Karl der Große jedoch war eifersüchtig wie jeder gewöhnliche Liebende. Der Gedanke, jener Ring könne das Liebespfand eines Andern sein, begleitete ihn wie ein böser Dämon und als er eines Tages im Walde seine Nixe schlafend fand, entwandte er ihr den Ring, küßte sie leise zur Abschiede und verließ sie ehe sie erwacht war. Sie aber, als sie zwei lange Tage umsonst des Geliebten geharrt und auch keine Spur des Ringes gefunden, den sie mit ihren Gespielinnen suchte bis tief in die Nacht bei Mond- und Sternenschein, sank sie in Kummer hin und ehe noch die Sonne zum dritten Mal ins Meer getaucht war, lag ihr zarter Leib bleich und starr. Die Nixen betteten sie in Gras und Blumen, schmückten ihr das Haar mit Wasserrosen und deckten sie mit ihren Schleiern zu. Doch flohen sie schon als ein schöner Jägermann sonder Jagen in ihr grünes Versteck eindrang und — Karl fand die süße Braut. Aber wie er auch versuchte ihre Hände in den seinen zu erwärmen, wie er an ihrem Herzen lauschte ob es schlage, wie er auch das liebliche Antlitz mit seinen Thränen negen mochte Tag und Nacht — sie regte sich nicht, sie war todt.

In heißer Verzweiflung bestattete er sie am Quell im Walde, der ihre Heimath gewesen war und nachdem er von

dem reinsten Glück seines Lebens Abschied genommen hatte, kehrte er zurück in die Welt, die fortan der Schauplatz seiner Thaten werden sollte — ein einsam strahlender Stern in der Nacht der Zeiten. Doch der Ring begleitete ihn und mit ihm sein Glück. Ob er in Deutschlands Urwäldern ausruhet von blutigen Schlachten, die Fürsten in Ketten zu seinen Füßen, ob er Cordovas stolzen Chalifen die eiserne Stirne wies, ob sein kühnes Auge hinüberschweifte nach Roms Kaiserstuhl — im Innern nagte ein geheimes Weh und er konnte nicht gefunden. Keine reine Liebe kam wieder in sein Herz, Blut bezeichnete die Spur seiner Tritte und Herrschsucht war der Leuchtstern seines Lebens.

Nur als Emma, seine Tochter, aufwuchs in jugendlicher Anmuth, da lag von Zeit zu Zeit wieder ein Lächeln auf den strengen Lippen und über seine Stirn zog es Licht wie die Erinnerung fernem Jugendglücks.

Dem Mägdelein gefiel der Ring an der Hand des Vaters und als sie ihn eines Tages gar zu schmeichelnd darum bat, schenkte er ihn ihr. Doch von Stunde an begann das liebevolle Kind zu fröhnen an heimlicher Sehnsucht und die Blüthe ihrer Schönheit welkte. Zu ihrem Glück verlor sie den Ring und nun fanden ihre Wünsche einen Gegenstand und ihr Herz genas an der Liebe zu dem goldblonden Eginhardt.

Der Ring aber wurde gefunden und wanderte Jahre lang von Hand zu Hand. Wer ihn trug hat seine Macht empfunden: unbefriedigte Wünsche, thörichte Hoffnungen, ungestilltes Verlangen verzehrten ihn. Der letzte Besitzer jedoch war ein lustiger Gesell, ein junger Waffenschmied, dem nichts weniger anstand als Träumen ins Blaue. Er hatte nie dergleichen Weichlichkeit gekannt, sie war ihm unbequem und das Leben lockte verführerisch zum Genuß. Er dachte dem Grunde nach und fragte im Beichtstuhl.

„Hast Du Deinen Sinn wohl an Eitelkeiten der Erde gehangen?“ fragte der Priester als er den kostbaren Ring am Finger des Jünglings sah. — Ja, der Priester hatte Recht, solcher Schmuck paßte nicht für den Jüngling, auch hatte ihn aus dem Rubin schon lange ein unheimliches Feuer angeleuchtet und als er auf dem Wege nach Hause an einem freien Platze vorüber kam, auf welchem ein Brunnen stand, zog er den Ring schnell vom Finger und warf ihn hinein. Das war zu Aachen, der Kaiserstadt.

Dem Frankenkönige aber ließ es seit jener Zeit keine Ruhe, es zog ihn mächtig nach Aachen und die Stadt wurde sein Lieblingsaufenthalt. Kein anderer Ort aber lockte ihn mit so geheimnißvollem Reiz als jener freie Platz, von alten Eichen bestanden, die einen Brunnen beschatteten. Deshalb beschloß er, als ihn verlangte von seinen Thaten auszuruhen und Frieden zu schließen mit Gott seinem Herrn, an dieser Stelle einen Dom zu bauen.

Die Arbeiter schritten rüstig zur That und er selbst folgte mit Eifer dem Fortschritte des heiligen Werkes. So oft er kam zu sehen wie Stein auf Stein und Bogen zu Bogen sich fügte, trat er an den Rand des Brunnens, fügte den Kopf

auf die Hand und sah lange hinein. Dann war es ihm als winkte es auf dem Grunde wie mit weißen Händen und als löse ein frischer Hauch von seiner Stirn der Sorgen schweren Druck.

Wie weltbeherrschend die Pläne auch sein mochten, welche ihn noch erfüllten, wie stolz er auch auf seinen kühnen Lauf zurückschauen mochte als er in Rom die Kaiserkrone empfing — stets kehrte er zurück und suchte an diesem Orte für seine ruheloße Seele Frieden im Gebet.

Je näher das Schiff des Domes, von Pappi Leos heiligen Händen geweiht, seiner Vollendung kam, desto lieber kehrte er seine Seele ab von dem Treiben der Welt und dachte daran die Stätte zu bereiten, an welcher sein irdischer Leib ruhen sollte. Und als auch für ihn die Stunde kam, welche allen Menschen Frieden bringt — fand er ihn hier.

Der Brunnen aber stand an der Stelle, über welcher sich jetzt die Kuppel des Domes wölbt und wir, unter dem mächtigen Kronleuchter, Barbarossas Geschenk, auf einer einfachen Steinplatte die Worte lesen:

Carolo magno.

Arthur Stahl.

(Friedrich Christoph Schloffer.) Der am 23. Sept. d. J. als 85-jähriger Greis nach ebenso langem wie reichgeegnetem Wirken von der irdischen Laufbahn abgerufene Geschichtsschreiber hat in seinem ehemaligen Schüler und vieljährigem vertrauten Freunde Servinus einen so dankbaren und pietätvollen, aber unparteiischen und vorurtheilslosen Lobredner gefunden, daß alle Verehrer des Verewigten sich freuen dürfen, sein Andenken, manchen flachen und ungerechten Angriffen der jüngern Generation gegenüber, in so hohen Ehren gehalten zu wissen. Die in der betreffenden Schrift („Fr. Chr. Schloffer. Von G. G. Servinus“, Lpz. 1861“) enthaltene Schilderung von Schloffer's Persönlichkeit und des Charakters gehört zu dem Besten, was in diesem Genre seit lange geschrieben worden ist; wir geben deshalb hier einige Auszüge.

Schloffer, geboren 1776 zu Sever im Oldenburgischen, im Lande der alten Friesen, wurde schon durch das erste Jugendschicksal gereift. Von zwölf Kindern das jüngste, war er früh von Vaters Seite verwaist, in dürftigen Umständen rauh und streng von der Mutter erzogen und nach deren Tode im fünfzehnten Jahre sein eigener Herr. Dieses frühe Gefühl der Unabhängigkeit von jedem äußern Verhältnisse und künstlichen Bedürfnisse gab seiner Jugend schon die Sicherheit des Tons, den Stolz und Trost, das vollsaftige Selbstgefühl, das er bis ins späteste Alter nicht verläugnete, das ihn in allen Kreisen „eifrig und vierährig“ erscheinen ließ. Unerzogen, hart, unbändig, fiel er leicht durch den männlichen Egoismus, der unser Aller Erbtheil ist, und der bei ihm begreiflich stärker geprägt war als bei vielen Andern. Eine leidenschaftliche Aufwallung mächtigend zu beherrschen ward ihm schwierig, die Gutmüthigkeit aber, mit der er solche Härte im Kreise der Seinen dann zu vergüten suchte, kleidete ihn aufs Liebenswürdigste. Er hat wohl die knorrigten Auswüchse, welche die mit fränkischem Feuer

verschmolzene friesische Raubheit an dem Stamme seines humanen Wesens erzeugte, zu den eigensten und unabtrennlichsten Zugaben seines Charakters gerechnet; weiter als ein Ansay an die durchaus humane Natur war sie gleichwohl nichts."

In Deutschland waren wunderliche Gerüchte über diese Raubheit und Sprödigkeit der Schale an Schlosser's Wesen verbreitet, die offenbar mehr aus dem herben und groben Ton seiner schriftlichen Ausfälle abstrahirt als in Erfahrungen an der Persönlichkeit des Mannes erlebt waren. Oft kamen Fremde nach Heidelberg, die sich nach der Bekanntschaft des von der Fama so seltsam gezeichneten Mannes sehnten, vorher sich aber sorglich erkundigen zu müssen glaubten, ob sie dem mürrischen Gelehrten nicht mit dem Bücherstaube die Laune unangenehm stören würden, ob sie wohl zu befahren hätten, zur Thür hinausgeworfen zu werden; wie erstaunt aber kamen sie zurück, von der ersten Begegnung eines ganz Andern belehrt! „Wohl war Schlosser ein echt deutscher Stubengelehrter, aber doch eines ganz besondern Schlags. Er hatte bis zum 50. Lebensjahre im Junggesellenstande seiner Wissenschaft allein gelebt und von einer andern Braut nichts wissen wollen. Von früh sechs Uhr bis Abends spät lag er, mit Ausnahme der Ess- und Spazierstunde, unablässig über seinen Studien; unmittelbar selbst nach Tisch war die Zeit der Zeitungslectüre gewidmet. Eine eiserne Gesundheit erlaubte ihm diese beneidenswerthe Ausdauer und gab seinem einen Auge, dessen Gefährte ihm früh von den Blattern geraubt worden war, die Stärke zu so unmenstlicher Anstrengung. Wenn man auf den ersten Blick den nach einer Seite geneigten Körper auf etwas schwankendem Gestelle in unsicherer Bewegung sah, hätte man eine solche physische Kraft kaum vermuthet; aber wenn man dann im lebhaften Gespräche die energischen Bewegungen der Arme und des Oberkörpers betrachtete und die glockenstarke Stimme vernahm, die schon dem Knaben bei seinem Conrector den Namen Schnaubbahn eintrug, so fühlte man sich einer strogenden Kraft gegenüber, die, von der Natur gegeben, durch Regel und Mäßigkeit erhalten war. Selten erkrankt, pflegte Schlosser, ehe er in sein hohes Alter eintrat, seine Unpäßlichkeiten ohne ärztliche Hilfe in einen wohl Tage und Nächte anhaltenden ununterbrochenen Schlaf zu verwinden; sein Tod war ein reines Erlöschen der Kräfte, von keinerlei Krankheit begleitet."

„Seine Diät war immer die regelmässigste gewesen; er liebte kräftige und gewählte Kost; er trank nur Bier, nie Wein; er hielt auf regelmässigen Spaziergang oder Gartenaufenthalt; er ließ sich von Jedermann in seiner Arbeit stören, und Niemand wurde je vor ihm gemeldet, er vor Niemand je verlängnet. Seine Halsbinde und Hemdkragen konnten unter der breiten Faust etwas zerknittert sein, sonst war sein Anzug rein und geordnet, die Zeuge fein und gewählt. Seine werthvolle Bibliothek stand in der zierlichsten Ordnung aufgestellt, sein Arbeitszimmer auf das Eleganterste hergerichtet, auf dem geschmackvollen Palisandertische nichts als der nöthigste Apparat. Selbst in

äußerlichen häuslichen Dingen und Geschäften, in denen man praktische Gewandtheit von einem Manne nicht einmal fordert, nahm er sich in natürlicher Ungezwungenheit, Bei jenen Thee-Abenden, wo er noch als Junggeselle eine kleine Schülerchaar um sich sah, bereitete und schenkte er selbst den Thee und gab die Beikost um, geschickt und achtam, ohne Werth auf das Geschäft zu legen, aber auch ohne jede Nachlässigkeit. Als er sich noch spät mit einer liebenswürdigen Lebensgefährtin von den feinsten geselligen Formen vermählte, mußte er sich in Handschuhe bequemen, einen Stoc tragen, Gesellschaften und Whistkränzchen besuchen, Vergnügungsreisen machen; aber er schiedte sich in Alles weit leichter, als ihm seine Collegen zugetraut hatten, unter welchen es weltberühmte Männer gab, neben denen er selbst sich bei Begegnungen in der Fremde wie ein ansehnlicher Tourist und gewürfelter Weltmann fühlte. Nach seiner Verheirathung überließ er der geschickten Hausfrau die Einzelheiten des Haushalts, dessen große Geschäfte er indeß mit der Pünktlichkeit fortführte, die ihm immer eigen war. Seine Vermögensverhältnisse waren stets in genauester Ordnung. Er lebte im sichersten Takte, ohne peinliche Regel, aber grundsatzmäßig in der genauesten Mitte zwischen Aufwand und Sparglichkeit. Er liebte nicht Beschränkung und nicht nutzlose Ausgaben, und nicht zweideutige Wohlthaten; bei Anforderungen unzweifelhafter Art, wenn es galt, mittellose Kranke zu unterstützen, ein Waisenhaus zu fundiren und dergl., gab er ohne Prunk, mit freigebiger, ja verschwenderischer Hand. Bei diesem strengen Ordnungssinne konnte es eine unpraktische Grille erscheinen, daß er seine Geldschublade stets offen stehen ließ und selbst verreisend nie leiden wollte daß man sie verschloße. Er verlangte, daß nur treue Leute in dem Hause Aufnahme fänden."

„Kam man über die Oberfläche der flüchtigen Versuche hinweg, sah man Schlosser häufiger im Kreise der Familie und vertrauter Freunde, bei denen ihm das Herz aufging, so stieß man bald noch auf eine ganz andere Außenseite seines originellen Wesens, das ihn geradezu in dem fernsten Gegensatz von der angeblichen Raubigkeit zeigte: auf seinen drolligen Humor. Der geglaubte Murrkopf erwies sich nun als ein Mann von der wohlthigsten und behaglichsten Laune, dessen grundherzliches kräftiges Gelächter die innerste Heiterkeit erweckte, dessen gutmüthig neckische Satyre wider die Freunde und Frauen seiner Umgebung am liebsten zugleich ihn bloßstellte, wie um die Genecten zum Wiedernecken herauszufordern. In solchen Momenten kam der Kraftübermuth, die Offenheit, die Lebendigkeit, die Gefühlswärme in seiner Natur in der ergößlichsten Weise zu Tage; das Innerste sprudelte sich in einem fast kindlichen Unbedacht aus. Man fühlte dann erst, in welchem ganz ungemeynen Maße diesem Manne Wahrheit und Geradheit zur innersten Natur geworden. Niemandem wäre es gefährlicher gewesen als ihm, ein Geheimniß anzubertrauen; die Unfähigkeit der Verstellung hätte ihn wider Willen jeden Augenblick zum Verräther gemacht."

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 52. **1861.**

Preis für 104 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stadtbildern, gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder, nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Modern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 Num. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stadtbildern: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Bergen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Erfindungen u. Monumenten etc. enthaltend 8 Thlr.



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Vor hundert Jahren.

Von

Gustav Freytag.

(Schluß.)

Unsere Ahnen haben doch eine zureichende Entschuldigung. Sie konnten noch nicht anders. Noch ist in ihren Seelen etwas von der epischen Gebundenheit des Mittelalters, die Sehnsucht nach einem Ströme großer Leidenschaft, nach Begeisterung, nach melodischen Tönen des Gefühls ist überall vorhanden, sie ist bis ins Krankhafte gesteigert, überall ist der Drang, Großes in sich herauszubilden, erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber noch fehlt ihrer Empfindung die Kraft, ihrem vermehrten Wissen die entsprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieser Richtung stets die Führer ihres Volkes gewesen sind. Selbst bei der lebenswürdigsten Gestalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleist ist das lyrische Ringen sehr merkwürdig. Schon sind seine Schilderungen reich an schönem Detail, eine Fülle von poetischen Anschauungen sammelt sich zwanglos um den Mittelpunkt seines Gedichtes, der fast immer in einer ehrlichen, herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen poetischer Anschauungen vermag er noch nicht eine gehobene poetische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den

vollen Accord eines schönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm selbst noch nicht stark genug und in keinem seiner ältern Zeitgenossen, die alle Schönheit und innern Adel so ängstlich suchten und sich oft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbstbeobachtung der Gebildeten erstreckte sich nicht nur auf das innere Gemüthsleben, es war eben so sehr ein Belauern der eigenen äußern Erscheinung und des Eindrucks, welchen man auf Andere machte. Nach dieser Richtung erscheint es uns oft noch unheimlicher raffinirt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, die Empfindung im ungewöhnlichen „Staat“ zu sein, versetzten den Menschen vor Andern in eine Aufregung und vorsichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die stereotypen Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, welche doch so künstlich waren und die rhetorischen Complimente, machten das Auftreten zu einer Action, die Deutschen von 1750 zu Schauspielern, die sich lächerlich machten, wenn sie nicht geschickt spielten. Wer einem Gönner gegenüber trat, hatte wohl zu bedenken, daß sein Schritt nicht zu schnell, nicht zu dreist und nicht zu scheu war, daß er seine Stimme richtig dämpfte, den Hut so im linken Arme hielt, daß der Arm den passenden Winkel bildete, er hatte sich vorher zu präpariren, daß die begrüßende Aureda nicht zu lang und nicht zu platt und grade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken, er hatte auch sehr auf den Fall seiner Stimme zu achten, damit das vorher Ueberlegte einen gewissen Eindruck der Natur-

wahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Mann die Hand küßte, der bemühte sich, auch in diesem Akte genau seine Stimmung und ein wohltemporirtes Gefühl auszudrücken, wie er sein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirn daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langsam er sie freigeben durfte, das Alles war sehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeheiß machte später dem Schuldigen wahrscheinlich großen Kummer. Wer vollends sich einem größeren Publikum darstellen mußte, der überlegte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen,“ in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgiltig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüths“ gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohl einstudirte Handlungen; daß sie es ungezwungen, mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudirte, welches lebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Nothwendigkeit, welche bei allen Culturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigenthümlichkeiten seiner Natur modifizierte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfnis, innere Armuth durch äußern Schmuck zu verbessern.

Allerdings wurde solcher Zwang der Convenienz bei Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die feste und stetige Willenskraft, welche wir als die höchste Eigenschaft eines Mannes ehren, war damals in Deutschland noch selten. Sie war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Ueben einer schweren Pflicht; dort kam sie sogar mit überraschender Energie zu Tage. Aber dieser Thätigkeit fehlten zu sehr einige männliche Eigenschaften. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des des-

potischen Staates, er hatte den Bürger schein, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes Beschauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen sein Organisirten die Fähigkeit, sich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Wesen offenen und sichern Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anstrengung des Gedächtnisses und den vielen Nachtwachen in tabak-durchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechthum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beispielen dürfen wir schließen, wie häufig damals Schwindsucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrten zerstörte. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäusern jener Zeit sind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und rathlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den Meisten wechselt übergroße Vorsicht mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmste. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Ueberzeugung und das Pflichtgefühl wurde zu leicht durch Einwirkung von Außen zerstört. Von der ruhigen Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Menschen fordern, ist noch wenig zu erblicken. Noch übt Geld und äußere Ehre auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Sellert, der für seine Zeitgenossen ein Musterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte sich als Professor von Leipzig aufs Freudigste überrascht, als ein fremder Edelmann aus Schlesien, den er gar nicht persönlich kannte, mit dem er erst wenige Briefe gewechselt hatte, seiner Mutter eine jährliche Pension von zwölf Ducaten anbot. In seiner Antwort fehlte die Versicherung der Dankesthräne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldsummen, welche ihm von Bekannten zugesandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutschland unter den Besten kaum ein Mann war, der anonyme Geschenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I. den Professoren seiner Universität Frankfurt zumuthete, öffentlich gegen seinen Vorleser Morgenstern, der in groteskem Aufzuge mit einem Fuchsschwanz an der Seite auf dem Katheder stand, zu disputiren, da wagte Keiner der tyrannischen Laune zu widersprechen, als Johann Jakob Moser, der sich den Brandenburgern gegenüber noch als Fremder fühlte und mit Stolz das Bewußtsein bewahrte, am kaiserlichen Hofe wohl angesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das feste Selbst-

gefühl so sehr fehlt wie vor hundert Jahren dem aufstrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, damals sehr zu entschuldigen. Und es war kein Wunder, daß nur die Stärksten darüber hinauskommen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf Andere wirkte, wer sich durch eigene Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen und kam in Gefahr das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat errungen hatte, nicht das Privilegium einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt, gestoßen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser, die Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörte dazu. Unsicher war jede Erdenstellung, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der größte Ruf stützte sich vielmehr auf die Kreise persönlicher Verehrer als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesammte Volk, so erhielt jede einzelne Aeußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, Andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen Einzelnen völlig die Zucht und Bändigug, welche durch eine starke öffentliche Meinung hervor gebracht wird.

Nichts ist so schwer als über die Moralität in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urtheilen. Denn es genügt nicht, die Summe auffallender Verstöße zu schätzen, was an sich schon mißlich ist, es kommt ebenso sehr darauf an, das individuelle Unrecht einzelner Fälle zu begreifen, was oft ganz unmöglich ist. Nur wenig von unseren Sitten Abweichende ist leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; größere Gesellschaften am dritten Orte waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Frei-

ben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schwestern und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen. Es war immer noch alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu gestatten, die jetzt anstößig sein würden. Umhalsen und Küssen wurde nicht nur beim Pfänderspiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unschuldig sie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben ein Moment von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigsten verletzt, wo sie sich noch in derber Naivetät zeigt. Häufig blieb von solchem Verkehr auch ernsten gebildeten Männern eine feine sinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht gerade Lüsterheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewisse dreiste Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften sich in den Familien zwischen Unverheiratheten zarte Beziehungen, Niemand fand etwas Arges darin, sie wurden eben so schnell wieder gelöst. Diese flüchtigen Verhältnisse voll von Tändelei und Empfindsamkeit flammten selten zu einer großen Leidenschaft auf, ja in der Regel verglomm in ihnen die jugendliche Poesie. Sie führten auch selten bis zu Brautstand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch eben so sehr Geschäft als Herzenssache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr gerade damals zu Tage kam, ruht in der Regel auf anderem Grunde als in der Gluth einer holden Leidenschaft oder tiefsinnigem Einverständnis vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten der Betheiligten beim Abschluß einer Ehe. Hat der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermag, so sind seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm sofort eine Frau auszuwählen, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften war damals eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamten, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennütige Geschäfte. Ein heirathsfähiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von den zahlreichen Projecten zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiselle Caroline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat, — er hat sie noch nie gesehen — fragt er in dem erstern längern Briefe, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Cantor an der Thomasschule, heirathen wolle. Als Herr von Ebner, Curator der Uni-

verfäth Altorf, den jungen Professor Semler zum ersten Male spricht, so macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirath für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Pütter, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl wie das Angebot ist der Entschluß der Betheiligten. Mann und Frau entscheiden sich für einander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch mit einander geführt. Beiderseitige gute Recommendation ist die Hauptsache.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der schönsten irdischen Leidenschaft fehlte, welche wir in dem Leben Anderer so gern voraussetzen, so waren doch die Ehen, soweit wir urtheilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man sich im Leben schicken müsse, war eine sehr populäre Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten theilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel, ihr Dank mußte sein, durch unablässigen treuen Dienst sein mühsames, arbeitsvolles Leben leichter zu machen. Ja bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches wir wohl die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im Ganzen gering. Wenn Bornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen französisch und deutsch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II. und andern Regenten, selbst hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und diesen bat, seine Briefe mit Correcturen zurückzusenden, damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogene Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es in der Regel an correcter Schrift mit eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch Italienisch wurde im protestantischen Deutschland wohl häufiger getrieben als jetzt, ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule wenig für die Mehrzahl der Frauen gethan zu haben, auch der Musikunterricht war selten mehr als Einüben leichter Lieder am Clavier.

Desto mehr that die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der

Eltern, Brüder, des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben bestesse, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach Jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht mehr, wie im sechszehnten Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wissen ist doch ein fester Sinn, ein klares Urtheil, seine innige Empfindung an sehr Vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät weicher, zaghafter, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie Stunden lang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnißvolle Haupt des Gatten, unterdeß sucht sie unruhig in der eigenen Seele all' ihr armes Wissen zusammen und bricht endlich in eine Frage aus, welche in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?“ Und wenn Luther ihr lachend erwidert: „es ist derselbe Mann,“ so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt.“

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Convectorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege, unterdeß bessert Elisabeth eifrig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis die Mutter ihnen vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuzeichnen und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als sie starb nach langer glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben; da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre“; er folgte ihr wenig Monate später. Und wieder kurz nach 1750

sitzt die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand, Beide freuen sich so, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studierstube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat sich so gewöhnt in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urtheil seiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt, wenn den erregbaren Mann ein widriger Vorfall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden, sie ist treue Freundin und die beste Rathgeberin auch in seinen Universitätsbeziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld: und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch später von ihr die Rede sein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, fest, dabei kurz entschlossen, zuweilen von außerordentlicher Frische und Heiterkeit, sind in dieser Zeit so häufig, daß wir sie wohl zu den charakteristischen Gestalten rechnen dürfen. Es sind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit fast alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künstler, welche in den nächsten Generationen bis zur Gegenwart heraustraten, einen Theil ihres Gedeihens zurückzuführen vermögen. Nicht starke Männer zog uns die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poesie der Leidenschaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchsen, über die innere Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautstand um 1750 zu Tage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnsucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit der schönsten Leidenschaft in Sprache und Wesen vollen Ausdruck zu geben, so mögen wir auch gedenken, daß gerade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit stand, welche diesen Mangel in Reichthum verwandeln sollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philosophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer intensiven poetischen Thätigkeit und kräftiger Production in jedem Reiche der Wissenschaft sollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemüthslebens bringen. Nachdem dies geschehen, war der

Deutsche von den guten Geistern seines Hauses nach grauser Verwüstung und Untergang wieder soweit heraufgebildet, daß seine Seele über die Interessen des Privatlebens heraus für größere Aufgaben und die männlichste Arbeit gestärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

F e u i l l e t o n .

(Die Folgen einer Rettung.) Klein und unbedeutend ist oft im Leben ein Ereigniß, das eine ernste, folgenschwere Zukunft hat. So verdankt die schlesische Kreisstadt Trebnitz ihre Entstehung dem unbedeutenden Ereignisse einer Jagdpartie, die Heinrich der Erste, Herzog von Schlesien, auch „der Bärtige“ genannt, auf dem Grund und Boden unternommen, wo sich jetzt die Mauern der Stadt und die großen Baulichkeiten des einst so berühmten St. Hedwigsklosters erheben.

Dichter Wald deckte noch in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts jene Gegend Schlesiens und viel edles Wild war in seinem Reviere zu finden. Herzog Heinrich, ein leidenschaftlicher Jäger, liebte diesen Wald vorzugsweise; und eines Tages begab er sich dahin, nur in Begleitung seines steten Gefährten, seines Freundes und Waffenbruders, des Ritters von Feuchtwangen und einigen seiner Knappen und Reiffigen.

Die eifrigste Verfolgung eines Ebers trennte den Herzog von seinem kleinen Gefolge; tief und immer tiefer drang er in das dunkle Dickicht des Waldes, wo sein Pferd sich oft nur mit Schwierigkeit den Weg bahnte und bald befand er sich in einer Gegend, deren wild überwucherte Pfade ihm gänzlich fremd waren. Der Herzog war kein Mann, den Hindernisse schreckten, der Angst kannte. So ritt er denn vorwärts in's unbekante Revier, dem Eber nach und erreichte endlich eine kleine offene Lichtung. Hell und freundlich lag sie vor ihm, vom üppigsten, frischesten Moose überwachsen. Wie staunte der kühne Jäger, als sein treues Roß sich plötzlich sträubte, diese Moosfläche zu betreten, als es, sich hochaufbäumend, ihm den Gehorsam verweigerte. — Sein starker Wille, seine feste Hand bogen das Thier und es setzte endlich den Fuß in's weiche Moos, vor dem es bisher zitternd zurückgebebt! Zu spät bereute der Herzog den dem Pferde angethanen Zwang, denn kaum hatte er die Hälfte der Lichtung erreicht, so begann der Boden unter ihm zu weichen und langsam sank er ein in die weiche, schlammige Erde. Wie sehr er und das Roß sich auch anstregten, der todtbringenden Sätte zu enttrinnen, jeder Versuch blieb vergeblich, jeder Versuch versenkte Beide nur mehr in das unheimliche, schauerliche Grab. Laut und schmetternd ertönte der Schall seines Hifthorns, verzweiflungsvoll sein Ruf um Hilfe — Alles blieb erfolglos! Kein Ton antwortete, kein Retter nahte!

Schon bis an die Brust im Schlamm versunken, den sichern Tod vor Augen, schaute der Herzog noch einmal um sich.

Ueber die hoch zum Himmel ragenden Spitzen der Tannen, welche die kleine Lichtung einrahmten, wölbte sich im durchsichtigsten Blau der Aether und ruhig glitten Purpurwolken am Himmelodome dahin; die schlanken Baumkronen waren mit rosigem Schein umwoben, der Abendwind bewegte anmuthig schaukelnd ihre Wipfel und durchleuchtet von der feurigen Gluth der sinkenden Sonne erglänzte das herrliche Grün dieser uralten Tannen! — Es war kein Anblick das Scheiden von der schönen Gotteswelt zu erleichtern, — es war ein Anblick, die ganze Lebenslust tausendfach in der Brust zu erwecken! — — Doppelt mächtig wurde sie im Herzog wach, den das Schicksal mit des Glückes reichsten Gaben gesegnet hatte. Welch Juwel besaß er schon in seiner lieblich schönen, tugendhaft frommen Gemahlin, jener Hedwig von Meran, die die Nachwelt noch bis auf den heutigen Tag „die heilige Hedwig“ nennt; ein Kreis blühender Kinder umgab die glücklichen Gatten und die treueste Freundschaft, welche den Herzog und den Ritter von Feuchtwangen verband, war für Heinrich den Ersten ein so unschätzbares Gut, wie es den Fürsten auf dieser Erde nicht oft beschieden ist.

In den schrecklichen Minuten des bevorstehenden Verlustes trat ihm der Besitz all dieser Glücksgüter so lebhaft vor die angstgefüllte Seele, daß er dem Allmächtigen gelobte: „wenn Er in Seiner Gnade ein Wunder thue und ihn errette, so solle auf dieser Stätte ein Tempel erstehen, wo in der spätesten Nachwelt noch das Lied Seines Ruhmes ertönen — die Dankgebete Seines Lobes erschallen sollten!“

Gehoben durch dies Gelübde, gestärkt durch freudigen Glaubensmuth, raffte der Herzog noch einmal all seine Kraft zusammen, stieß laut und schmetternd in sein Hifthorn, erfüllte noch einmal mit gellendem Hilfseschrei den stillen Wald — — sein Schöpfer hatte ihn erhört — sein Freund gehört! —

Ritter von Feuchtwangen, der den Herzog schon lange vermißt, bereits überall vergebens gesucht, erhielt durch diesen letzten Hilferuf eine Spur; er sprengte der Richtung entgegen, woher der Ton gedrungen und kam in demselben Augenblick an die Stelle, wo die weichen Halme des Mooses sich todtbringend über dem Haupte des Herzogs schlossen.

Wie sehr sich auch der Ritter entsetzte, wie sicher er auch den eignen Tod vor Augen sah, — er zögerte keine Sekunde, sein Leben für das des Freundes zu wagen! So sprengte er denn kühn und muthig in den furchtbaren Kampf, entriß mit kräftigem Arm das versunkene Opfer dem Grabe, und seinen Anstrengungen, den Herzog zu retten, kamen Knappen und Reifige zu Hülfe. Herzog Heinrich wurde gerettet! Das Gelübde erfüllt! —

Neben der Kirche, die noch bis auf heutigen Tag steht und zum Gotteshause benutzt wird, erbaute die Gemahlin des Herzogs ein Kloster, dessen innere und äußere Ausstattung sie aus ihren eigenen Mitteln bestritt. Sie entäußerte sich zu seiner Gründung all ihres Schmucks, verkaufte ihr ganzes Silber und begnügte sich während der Dauer ihres übrigen Lebens mit dem Einfachsten und Nothdürftigsten. Kloster und Kirche wurden

nach ihr genannt und bis zu ihrem Tode verrichtete sie in einer Seitenkapelle des Gotteshauses, wo sie späterhin beigelegt worden ist, alle 2 Stunden ein Danngebet für die Rettung ihres Gemahls.

Ueber die Entstehung des Namens Trebnitz erzählt die Sage Folgendes: „Nach der Einweihung der Kirche und des Klosters führten der Herzog und seine Gemahlin die Abtissin durch alle Räume und fragten sie, ob noch irgend Etwas anzuschaffen oder anzuordnen sei. Ihre Antwort lautete „Trzbanice“ („Nichts fehlt“) und aus dieser Antwort bildete sich später der Name der Stadt Trebnitz.“

Man wird diesen Ausruf der frommen Mutter, dem alle Nonnen beistimmten, um so begreiflicher finden und sie keineswegs für so überaus anspruchslos und bescheiden halten, wenn man die schöne Hedwigskirche kennt und die großartigen Baulichkeiten des Trebnitzer Klosters gesehen hat.

Reich, fast zu reich ist die Kirche ausgestattet, überall schimmert uns an der Ornamentik Gold entgegen und das Ganze würde den Eindruck des Ueberladenen machen, wenn die Gediegenheit dieser Pracht, das Alterthümliche des Baues uns nicht damit ausföhnten. Außerordentlich schön und von ergreifender Wirkung ist das aus weißem Marmor gearbeitete Grabmal der heiligen Hedwig in der Kapelle nahe dem Hochaltare. Es contrastirt so wirksam durch seine Einfachheit gegen den übrigen Glanz der Kirche. Ueber ihrer Statue, die in Lebensgröße, in ruhender Stellung auf dem Sarkophage liegt, ist ein Friede ausgebreitet, der uns an den Frieden mahnt: „der nicht von dieser Welt ist.“

Dem Grabmal gegenüber befindet sich ein Altar, — das Altarbild: das Portrait der Herzogin, die als Heilige verehrt wird. Zu ihrer Rechten das Bild ihrer Tochter der „heiligen Gertrudis,“ links die Gemälde einiger frommen Klosterfrauen in Ordenstracht.

Am Hedwigsfeste findet noch alljährlich Wallfahrt nach dieser Kapelle Statt und Niemand kommt dahin ohne Gabe, die entweder als Opfer am Altare niedergelegt wird oder an den Marmorstufen des Sarkophages, der die Gestalt der Heiligen trägt.

Die Landbewohner bringen als Opfergaben meistens Hühner, Butter und Eier und diese Opfer in so überreicher Fülle in der Kapelle zu sehen, macht den eigenthümlichsten Eindruck! —

Herzog Heinrich ruht nicht an der Seite Derjenigen, mit der er durchs Leben gewandelt, sondern neben dem treuen Freunde, der ihn dem Tode einmal entriß! — Sein Grabmal und das des Ritters von Feuchtwangen befindet sich vor dem Hochaltare, einfache Tafeln von Marmor mit den Inschriften ihrer Namen bezeichnen die Stätten ihrer ewigen Ruhe und sind zugleich jene Stätte, wo früher diese sumpfige Waldstelle gewesen.

Dem Wasser, das noch bis auf diesen Tag aus dem Brunnen quillt, den man im Gewölbe unter dem Hochaltare erbaut, schreibt man wunderthätige Kraft zu und Tausende von

Kranken und Leidenden sind schon seit sechs Jahrhunderten zu dieser ewig sprudelnden Quelle gewaltsam gefahren, haben aus ihr getrunken, sich mit dem Wasser gewaschen und — sollen genesen sein. Ob der Glaube, ob das Wasser ihnen geholfen — bleibt dahingestellt! —

Dicht an die Kirche grenzt der kleine, von hohen Mauern umschlossene Klostergarten, in dem jetzt keine der schönen Blumen mehr blüht, die von zarten Nonnenhänden dort einst gepflegt worden sind, er ist gänzlich verwildert, nur einzelne alte Bäume noch darin, in deren Laube es Abends geheimnißvoll rauscht und unter deren Blüthendache um Mitternacht tief verschleierte Frauengestalten auf- und niederwandeln sollen. Daß diese Nonnengeister nicht am Tage da erscheinen, wird dem vollständig erklärlich sein, der sich dort kurze Zeit aufgehalten. Ohren- und nervenerchütternd ist nämlich der Spektakel, der aus den einst so stillen Räumen des Klosters dringt, dessen Zellen, Säle und Refectorium der industrielle Geist unserer Zeit in eine Tuchfabrik umgewandelt hat.

Einer der Säle hat ein besseres Schicksal erhalten, er ist Concertsaal der Trebnitzer beau monde geblieben und dort, wo einst der Chorgesang der frommen Schwestern ertönte, hörte ich „Schlesiens Arion“, den Concertmeister Bilse, mit seiner Truppe Polkas und Tirolienne spielen.

Man unterliegt in den Räumen dieses Saales, in den Räumen der Tuchfabrik unwillkürlich jenem Eindruck den uns alle solche Orte machen, die eine ernste Vergangenheit gehabt, in Trebnitz wird dieser Eindruck dadurch mächtiger, daß jenes Kloster durch sechs Jahrhunderte bestanden — so lange Zeit zu frommen Zwecken gedient! Napoleon der Erste hob dieses Kloster auf, seine Bewohnerinnen wurden in der weiten Welt verstreut. Haben sie Schmerz darüber empfunden, der stillen Kuchentische entrissen zu sein, hat Freude ihr Herz erfüllt, die Welt wiederzusehen, die sie ewig verschlossen gewohnt, das Grab deckt jetzt die Gefühle, die sie einst bewegt, denn — die Letzte der Nonnen des St. Hedwigsklosters starb vor einigen Jahren in Breslau!

Man erzählt sich in Trebnitz, daß von Zeit zu Zeit ein lichter Schein die ganze Kirche durchstrahle, der die hohen Fenster von Außen wie breite goldene Säulen erscheinen lasse und — träte man ein ins Gotteshaus, so empfände man einen milden Hauch, der in wohlthätiger Weise Seele und Herz erwärme.

Daß ein warmer Hauch Jeden in der Kirche anweht, glaube ich fest, denn wer kann am Grabe der beiden Freunde stehen, die edle That des Ritters von Feuchtwangen hören ohne daß ihm das Herz sich erwärmt? Diese That ist auch vielleicht gemeint, mit jenem lichten Schein, der die Kirche durchleuchtet, denn sie steigt ja wirklich vom goldenen Glanz einer echten Freundschaft umstrahlt, aus dem dunkeln Grabe dessen auf, der sie vollführt und verdient mit Recht: „Jahrhunderte überdauert zu haben!“
Luise Ernesti.

(Sclaverei in Amerika.) Unter diesem Titel hat der wegen seiner gründlichen Kenntniß amerikanischer Zustände und Lebens-

verhältnisse bekannte Armand abermals drei Bände Novellen (Hannover, Rümpler) herausgegeben, welche dem Leser mit den Verwirrungen und Verwickelungen bekannt zu machen bestimmt sind. Eine kurze, fast nur oberflächliche Durchsicht dieser fast durchgehends das Interesse des Lesers sehr lebendig anregenden Novellen genügt, den an sich schon ziemlich einleuchtenden Satz zu erhärten, daß die Sclavenfrage alle Lebensverhältnisse innig durchdringt, man möchte fast sagen, das Leben selbst vergiftet und deshalb eben jenes intensive Interesse hervorruft, das diese Frage von allen andern Lebensfragen so sehr kennzeichnet.

So versetzt uns der Verfasser in einer seiner Novellen, welche den Titel: „Die Quadrone“ führte, nach New-Orleans, wo am Abend eines sehr heißen Tages die elegante Welt sich auf dem modischen Spaziergange um das Capitol drängt. Drei junge Männer, theils Deutsche, theils Amerikaner, schauten in dem Gewühle hin und traten endlich in eine Apotheke, in deren Mitte Sodawasser verkauft wurde, als Erfrischungsmittel für die durch die fortdauernde Hitze des Tages erschöpfte Menge der Promenirenden. Die drei erwähnten jungen Männer, welche Lincoln, Fehrmann, Frawel hießen, setzten sich mit dem Besitzer der Apotheke in eine Ecke und ließen die jungen Frauen an sich vorüberziehen, deren ungewöhnliche Schönheit fast zum Sprüchwort geworden ist. Schon war eine große Anzahl schöner junger Frauen an ihnen vorübergegangen, als plötzlich eine weibliche Gestalt an ihnen vorüberglitt und zu dem Tische trat, wo sie dem dienstbereiten Gehülften des Apothekers ein Recept zur Ausführung reichte. Sie entlodte allen Dreien ein „Ah“ der Bewunderung. Es war wirklich eine Schönheit der seltensten Art und als sie eben so schnell verschwunden war als sie erschienen Lincoln aber auf den sie den tiefsten Eindruck gemacht zu haben schien, keine genauere Auskunft über ihre Persönlichkeit erhalten konnte, schlug er seinen Freunden vor, die Schöne zu verfolgen. Aber auch dieses Mittel verfehlte den Zweck, denn das junge Mädchen war nirgends mehr zu sehen und Lincoln mußte sich endlich unbefriedigt in seine Wohnung begeben. Zuvor aber hatte er mit seinen Freunden ein seltsames Abenteuer, indem einer von ihnen, Fehrmann, im Dienst eines französischen Commissions-Comptoirs, bei dem Eintritt in das von drei Mulattinnen bewohnte Haus durch einen Pistolenschuß tödtlich verwundet wurde, den ein Neger, Stacy mit Namen, abgefeuert hatte.

Daß dieser Fall nicht bloß die Freunde Fehrmanns, sondern die ganze Stadt aufregte, versteht sich von selbst. Lincoln namentlich, seines Berufs ein Advocat, talentvoll, kenntnißreich, sehr beredt, war die Seele aller Versammlungen und Berathungen der weißen Bewohner der Stadt. Er wußte, vermittelst der schnell gewonnenen neuen Bekanntschaften, selbst auf die Legislatur des Bezirks einzuwirken und ein Gesetz durchzubringen, dem zufolge allen Farbigen verboten wurde lesen zu lernen. Während dem vergaß dieser junge Geschäftsmann das junge Mädchen aus der Apotheke keinen Augenblick. Ihr Bild umschwebte ihn bei seinen Arbeiten, im Wachen wie im Traume. Er suchte sie noch immer jeden Tag, ohne sie finden zu können; er erkundigte sich überall nach ihr, ohne die geringste Kunde zu

erhalten. Indes lebte die Gefuchte ruhig in ihren gewohnten Verhältnissen. Sie war das Eigenthum des Pfarrers Nelson in New-Orleans, der auf einer kleinen Insel lebte, die er von seinem Vater schon im vorgerückten Alter geerbt hatte. Unter seinem Erbe befand sich auch jene Quadrone, ein junges reizendes Mädchen, mit deren Mutter, einer Negerin, zu der Pfarrer Nelson gewissermaßen in einer Art von Pietäts-Verhältniß stand. Rosiane hatte von Nelson eine sorgfältige Erziehung genossen und galt ihm wie eine Schwester, um so mehr als seine wirkliche Schwester, an einen Arzt (Mr. Hunter) verheirathet, nichts als Vorwürfe und Scheltworte für ihn hatte, da er sich nicht dazu verstehen wollte, die liebliche Rosiane, zu Gunsten ihrer Kinder, zu verkaufen und sich eine wohlfeilere Sklavin zu kaufen. Auch Rosiane hatte übrigens das Bild des jungen Mannes nicht vergessen können, den sie damals in der Apotheke gesehen, als sie sich ein Recept für ihren erkrankten Herrn hatte machen lassen. Es begleitete sie besonders auf ihren abendlichen Spaziergängen, die sie am liebsten nach der Insel antrat, wo ein reizender Blumenstreu aus den Tiefen des Wassers emporstieg und die Luft mit seinen Wohlgerüchen füllte. Eines Abends hatte sie ebenfalls diese schattige und kühle Einsamkeit aufgesucht und bereits eine Menge ihrer Lieblinge gepflegt, als sie die Augen aufschlug und sich gegenüber denselben jungen Mann erblickte, dessen Gedächtniß sie noch immer lebhaft beschäftigte. Ja, es war Lincoln, der sie endlich aufgefunden. Rosiane eilte nach Hause, obgleich sie wußte, daß sie von dem wiedergefundenen Freunde verfolgt wurde. Sie entschwand seinen Blicken am Eingang eines Gehöftes, durch das sie auf kürzerem Wege in das Wohnhaus ihres Herren kam. Seitdem erwartete Lincoln sie jeden Abend auf der Insel am Wassersteg, bat sie ihm zu erlauben ihr Blumen zu pflücken und wie ein Wort das andere hervorrufte, so hatten sich Beide bald verstanden und ohne daß Rosiane Lincoln und dieser sie genau von den gegenseitigen Bezügen in Kenntniß setzten, kamen sie doch schnell überein, Lincoln solle Rosianen entführen und in eine Stadt bringen, wo er selbst ausreichend seinen Unterhalt zu finden hoffte. So geschah es denn auch. Lincoln hatte Alles, was er erworben, zu Geld gemacht, nahm Rosianen im Vorbeifahren in seinen Wagen auf und eilte nach B., wo er einer gewinnbringenden Praxis als Advocat gewiß sein durfte, machte sie zu seiner Frau und verlebte mit ihr einige der gnußreichsten Jahre.

Da geschah es, daß er eines Morgens in seinem Garten stand, eben im Begriff nach der Stadt zu reiten, wo wichtige Geschäfte seiner warteten, theils in seinem Comptoir, theils im Gerichtsgebäude, denn er war mit der Zeit einer der gesuchtesten Advocaten geworden, als ein Fremder auf einem schönen Pferde an der Gartenpforte hielt und den herbeieilenden Eigener fragte, ob er hier über Nacht bleiben könnte. Die Frage wurde bejaht und aus den Fragen und Antworten des Fremden vernahm endlich Lincoln, daß jener von der Grenze

komme, wo er sich niedergelassen und Fehrman heiße, aber auch einer seiner alten Jugendfreunde sei. Groß war die Freude, die beide dabei empfanden und Rosiane theilte dieselbe mit aufrichtigem Herzen. Doch bald sollte Fehrman Ursache erhalten, das unverhoffte Zusammentreffen mit Lincoln zu bereuen. Auch in B. hatte dessen Eifer und große Gewandtheit im Geschäft sich schnell allgemeine Anerkennung verschafft. Lincoln ward allgemein als der geschickteste Rechtsanwalt geachtet und gesucht und sein Vermögen mehrte sich mit jedem Tage. Daher kam es denn Fehrman etwas befremdend vor, daß ihn eines Tages, wo er sich in einer zahlreichen Gesellschaft befand, ein Herr nach den nähern Verhältnissen Lincolns befragte und sein Auge sichtbar auslenkete, als er vernahm, daß er eine Frau und zwei Kinder habe. Einige Tage darauf war die Zeit abgelaufen, welche Fehrman für die Dauer seines Besuchs bei seinem Freunde festgesetzt hatte und schon wollte er seine Abreise vorbereiten, als Lincoln ihm mittheilte, daß ein gewisser Hunter aus New-Orleans beim Gericht sich als Erbe des daselbst verstorbenen Pfarrers Nelson legitimirt, die Entweichung von dessen Sklavin Rosiane, einer Quadrone angezeigt und die Person derselben in seiner, Lincolns Frau, wieder aufgefunden glaube und die Restitution derselben oder einer Strassumme von 20,000 Dollars beantrage.

Es war ein Donnererschlag, der die beiden Freunde traf in dieser Nachricht. Wir schreiben keinen Roman, sondern romanhafte Thatfachen. Im Nothfalle können unsere Leser die ihnen verborgen gebliebenen Thatfachen in dem oben genannten Buche nachlesen. Wir können uns daher ziemlich kurz fassen. Rosiane und Lincoln wurden auf Hunters Antrag verhaftet und nur den Bemühungen ihrer Freunde gelang es, sie aus der Haft durch Bestechung zu befreien. Bei dieser Befreiung war auch Hunter gemordet worden. Ohne Ankläger blieb also Lincoln auf freiem Fuße und konnte seine Angelegenheiten selbst führen, die dadurch natürlich eine günstige Wendung erhielten. Aber hier, wie überall wo die Sklavenfrage in amerikanische Lebensverhältnisse eingreift, ist es die leidige Geldfrage, die sie verwirrt und treibt und nur mit einem Gewaltact gelöst werden kann.

(Heinrich Marschner.) Der Tod scheint aus allen Wissenschaften und Künsten der Meister mehr hinwegzuraffen als Ebenbürtige da sind, die entstandene Lücke auszufüllen. Auch Marschner, der Schöpfer der entzückenden Melodien, findet für jetzt Keinen, der ihn zu ersetzen vermöchte. Das Leben hatte den Meister schwer geprüft. Fünf oder gar sechs Söhne verlor er nach einander in der Blüthe der Jahre; die einzige Tochter verheirathete sich mit einem Officier, der bald nach der Hochzeit mit in den dänischen Krieg ziehen mußte, in dem ihm ein Bein weggeschossen wurde. Zwei Frauen mußte er begraben.